

clv

John F. MacArthur

Vergeben befreit

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2008

The Freedom and Power of Forgiveness

© 1998 by John F. MacArthur

Published by Crossway Books

a publishing ministry of Good News Publishers

Wheaton, Illinois 60187, USA

This edition published by arrangement with Good News Publishers.

All rights reserved.

© der deutschen Ausgabe 2003 by Ernst Franz Verlag, Metzingen

2008 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

CLV im Internet: www.clv.de

Übersetzung: Markus Baum

Satz: CLV

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-207-8

Inhalt

<i>Einleitung</i>	7
<i>Kapitel 1</i> <i>Der Ursprung aller Vergebung</i>	12
<i>Kapitel 2</i> <i>Das letzte Gebet Jesu</i>	34
<i>Kapitel 3</i> <i>Wenn wir unsere Sünden bekennen ...</i>	59
<i>Kapitel 4</i> <i>Setz das auf meine Rechnung</i>	85
<i>Kapitel 5</i> <i>Einander vergeben</i>	109
<i>Kapitel 6</i> <i>... wie auch Gott euch vergeben hat</i>	128
<i>Kapitel 7</i> <i>Wenn dein Bruder sündigt</i>	157
<i>Kapitel 8</i> <i>Vergeben lohnt sich</i>	187
<i>Kapitel 9</i> <i>Heikle Fragen, klare Antworten</i>	211

Einleitung

Vergelten ist in, vergeben ist out. Rachegedanken werden oft gerechtfertigt als Ausdruck eines gesunden Selbstbewusstseins. Vergeltung ist demnach ein unaufgebbares Recht und Merkmal persönlicher Freiheit, und wer Rache übt, beweist damit Stärke.

Clint Eastwood in der Rolle des *Dirty Harry* richtet seine Waffe auf den Verbrecher und fordert ihn zur Flucht auf mit den Worten: »Lauf! Das wird der Höhepunkt des Tages!« – Diese Aussage verrät, was ihn im Innersten bewegt. Er verschafft sich persönliche Befriedigung dadurch, dass er seinen Gegner tötet.

Unsere Gesellschaft berauscht sich an den Früchten der menschlichen Sündhaftigkeit. Rowdytum im Straßenverkehr, Mobbing im Beruf, hinterhältige Intrigen, Racheakte jeder Art – ein Vergehen kann gar nicht schlimm genug sein, wenn es nur Nervenkitzel verschafft. Kein Wunder, dass so viele Menschen mit Schuldgefühlen, Wut, Depressionen und anderen zerstörerischen Befindlichkeiten kämpfen. Schon in der ersten Zeit meiner Tätigkeit als Pastor ist mir aufgefallen: Die Probleme, mit denen Menschen zu mir in die Seelsorge kamen, hatten fast immer in irgendeiner Weise mit Vergebung und Unversöhnlichkeit zu tun. Die größten Schwierigkeiten der Ratsuchenden konnten im Wesentlichen ausgeräumt oder gänzlich gelöst werden, sobald wir uns um ein rechtes Verständnis von Vergebung im biblischen Sinn bemühten.

Die meisten der um Rat Suchenden lassen sich einer der beiden folgenden Gruppen zuordnen (oder auch beiden zugleich): Die einen müssen begreifen lernen, dass sie – und wie sie – Gottes Vergebung für Sünden in Anspruch nehmen können. Die anderen müssen lernen, selbst zu vergeben. Anders ausgedrückt: Die einen kämpfen mit ihrer eigenen Schuld; andere Menschen haben die (wiederum sündhafte) Neigung, nachtragend und unversöhnlich zu sein. Und manchmal kommt auch beides zusammen.

Sowohl Unversöhnlichkeit als auch eigene Schuld wirkt geistlich lähmend. Beides behindert die menschliche Existenz. Beides kann eine Vielzahl von weiteren Problemen nach sich ziehen. Beidem kann man begegnen, indem man ein tieferes Verständnis von Vergebung gewinnt, so, wie sie in der Bibel beschrieben wird.

Ich bin fest davon überzeugt, dass biblische Lehre sich in der Praxis bewährt. Was wir glauben, wird sich auch darin zeigen, wie wir denken, wie wir uns geben und wie wir mit den Schwierigkeiten des Lebens umgehen. Abstrakte Glaubenssätze bleiben nicht abstrakt – sie zeigen sich unausweichlich im Verhalten. Jedes rechtschaffene Leben ruht auf einem Fundament aus Glaubenssätzen. Und doch beklagen sich so viele Leute, dass die biblische Lehre weltfremd und nicht praxisgerecht sei. Am Thema Vergebung lässt sich überprüfen, ob diese Vorwürfe gerechtfertigt sind. Denn wir können weder mit Schuld noch mit Unversöhnlichkeit richtig umgehen, solange wir nicht bereit sind, uns mit den Aussagen der Bibel zur Vergebung zu befassen. Das christliche Leben im Alltag hängt vor allem davon ab, wie schlüssig und tragfähig die christliche Lehre von Schuld, Vergebung und Versöhnung ist.

In diesem Buch geht es um Vergebung und darum, was die biblischen Schriften dazu aussagen. Ich will deutlich machen, wie lebensnah und praktisch die Lehre von der Vergebung ist. Zu diesem Zweck werde ich im Folgenden einige Fragen über die Wirkweise von Vergebung behandeln:

- Wie können wir der Vergebung Gottes gewiss werden?
- Wenn Gott uns bereits vergeben hat, warum sollen wir dann noch Sünden bekennen und um Vergebung bitten?
- Wie soll das Bekenntnis überhaupt aussehen? Müssen wir unsere Schuld vor Menschen bekennen, oder reicht es, sie vor Gott auszusprechen?
- Kann Gott seine Vergebung, wenn er sie einem Menschen einmal gewährt hat, auch wieder entziehen?
- Sollen wir anderen tatsächlich *bedingungslos* vergeben?

- Wie lässt sich Jesu Lehre von der Vergebung vereinbaren mit seinen Anweisungen zum Umgang mit Menschen, die willentlich und bewusst in Sünde leben?
- Wenn wir siebzigmals siebenmal vergeben sollen, so wie Jesus es seinen Jüngern eingeschärft hat, dürfen wir dann noch die bußfertige Haltung eines Menschen, der wiederholt an uns schuldig wird, in Frage stellen?
- Ist Gott nicht genauso an Gerechtigkeit interessiert? Wenn wir immer nur anderen ihre Schuld vergeben – wo bleibt da die Gerechtigkeit?

Vergebung ist kein einfaches Thema, zumal in einer komplizierten Zeit wie der unseren. Neuerdings ist viel davon die Rede, dass man »sich selbst vergibt«, während man zugleich die eigenen Eltern, die Regierung oder die Gesellschaft wegen ihrer Versäumnisse anklagt. Diese Art des Umgangs mit Schuld hat meiner Überzeugung nach nichts zu tun mit dem, was Jesus vom Vergeben gelehrt hat. In diesem Buch wollen wir gemeinsam erkunden, was die Bibel über Vergebung aussagt, und ergründen, warum Gottes Grundsätze der Vergebung allen menschlichen Vorstellungen von Gnade und Gerechtigkeit und vom Umgang mit Schuld überlegen sind. Das ganze Evangelium ist letztlich eine Botschaft von Gottes Vergebungsbereitschaft, und die Lehre Jesu gipfelt wiederholt in der Aufforderung an seine Jünger, einander zu vergeben.

Jesus hat die Messlatte sehr hoch gelegt. Er fordert bekanntlich nicht weniger von uns, als dass wir auch denen vergeben sollen, die uns Schaden zufügen und uns demütigen. In der Tat erscheint uns die Messlatte manchmal unerreichbar hoch. Wie können wir entgegen unserer natürlichen Veranlagung lernen, so zu vergeben, wie Gott das von uns erwartet? Auch dieser Frage werden wir im weiteren Verlauf des Buches nachgehen.

Aber zunächst geht es darum, dass wir begreifen, wie *Gottes* Vergebung geschieht und was er uns in der Bibel über Sünde und Schuld sagt. Dabei wird uns aufgehen, dass die Messlatte gar nicht hoch genug liegen kann, denn sie beruht auf der Vergebung, die Gott seinerseits uns anbietet. Wir sind unendlich viel mehr auf

diese göttliche Vergebung angewiesen, als wir jemals selbst in der Verlegenheit sein werden, anderen vergeben zu müssen.

Gott ist der Maßstab, wenn es um Vergebung geht. Tag für Tag leben wir davon, dass er uns vergibt. Und so ist es eigentlich das Mindeste, dass wir sein permanentes Vergeben nachahmen in unserem Umgang mit anderen Menschen. Aber da ist unsere fatale Neigung, dass wir unsere eigenen Sünden verharmlosen und dafür umso heftiger andere beschuldigen. Wir üben Nachsicht mit uns selbst, aber anderen gegenüber sind wir umso unbarmherziger. Wenn wir dieses Verhalten umkehren würden, wenn wir aufrichtiger mit uns selbst und nachsichtiger mit anderen umgehen würden, dann wären wir bereits auf dem Weg zu geistlicher Gesundheit. Einerseits brauchen wir dringend Vergebung – andererseits haben wir es unbedingt nötig, dass wir anderen vergeben.

Jesus hat in der Zeit, in der er auf Erden gelebt und gelehrt hat, immer wieder über diese Sachverhalte gesprochen. In seinen Gleichnissen, in seinen Reden, selbst im Vaterunser – ständig betont er diese eine Wahrheit: Wem vergeben ist, der muss seinerseits verggebungsbereit sein. Und einige der schärfsten Worte Jesu gelten Menschen, die anderen nicht vergeben wollen.

Sie werden bereits bemerkt haben, dass Vergebung nicht gerade ein harmloses Thema ist. Ganz im Gegenteil: Während ich Material für dieses Buch gesammelt habe, ist mir klar geworden, dass kaum ein Thema mehr von uns fordert. Und doch ist die Botschaft insgesamt hoffnungsvoll und positiv. Ohne Gottes Angebot der Vergebung hätten wir überhaupt keine Hoffnung. Und wenn wir selbst lernen zu vergeben, dann klären sich eine ganze Reihe von Schwierigkeiten fast wie von selbst. Wir werden entdecken: Vergebung ist der Schlüssel zur Lösung einiger der bedrückendsten Probleme des Lebens.

So verbinde ich mit diesem Buch die Hoffnung, dass es für viele Menschen zum Wegweiser aus einer geistlichen und emotionalen Notlage wird. Wenn Sie Mühe haben, anderen zu vergeben, oder wenn Sie selbst nach Vergebung suchen, dann sind Sie hier richtig. Wenn Sie mit Schuld zu kämpfen haben, von Zorn auf ande-

re Menschen umgetrieben sind – auch dann ist dieses Buch genau richtig für Sie. Ich wünsche Ihnen, dass Sie durch die Lektüre des Buches Gott näher kommen – dem Gott, der großzügig vergibt –, und dass Sie selbst lernen, großzügig zu vergeben.

Kapitel 1

Der Ursprung aller Vergebung

»Er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt.«

2. Korinther 5,21

Vergeben – nichts ist der sündhaften menschlichen Natur fremder als das. Und nichts könnte Gottes Gnade besser charakterisieren als Vergebung.

Für uns gefallene Menschen ist Gottes Angebot der Vergebung unglaublich schwer zu verstehen. Jede und jeder von uns sündigt, und so wissen wir aus eigener Erfahrung, was für eine Zumutung es sein kann, wenn wir jemandem vergeben sollen, der an uns schuldig geworden ist. So kann auch Gott in den Augen mancher Menschen nur hart und unversöhnlich sein. Andere entdecken in den biblischen Schriften, dass Gott barmherzig ist, und ziehen daraus den Schluss, Gott müsse so nachsichtig und weichherzig sein, dass kein Sünder ernsthaft etwas zu befürchten hat. Beide Haltungen erweisen sich als fatale Fehleinschätzung der göttlichen Vergebung.

Als ob das Problem nicht schon kompliziert genug wäre, ändert sich auch noch unsere Haltung zur Vergebung – je nachdem, von welcher Seite aus wir sie betrachten. Solange wir selbst Empfänger der Gnade sind, schätzen wir Vergebung selbstverständlich als eine der höchsten Tugenden überhaupt. Aber wenn wir verletzt worden sind und selbst Vergebung gewähren müssten, dann widerstrebt das zutiefst unserem Gerechtigkeitsempfinden!

Und doch würden wir wohl ohne Zweifel alle darin übereinstimmen, dass *sowohl* Gerechtigkeit *als auch* Gnade hohe Tugenden sind. Wer hofft nicht auf Vergebung, wenn er schuldig geworden ist? Und wer beruft sich nicht auf das Recht, besonders wenn ihm Unrecht zugefügt worden ist? Wie aber können wir diese beiden

Tugenden Gnade und Recht miteinander in Einklang bringen? Wichtiger noch, wie schafft es Gott, zugleich gerecht und gnädig zu sein? Wenn er doch die Ungerechtigkeit hasst, wie kann er dann den Gesetzesübertretern vergeben? Wie kann ein vollkommener und heiliger Gott sündigen Menschen Entschuldigung gewähren?

Wir könnten auf die Idee kommen zu denken: »Das dürfte zumindest für Gott kein Problem sein. Er kann sich frei entscheiden, uns zu vergeben und all unsere Angriffe auf seine Ehre für null und nichtig zu erklären. Er ist frei, über die Sünde hinwegzusehen und den Sünder ungestraft zu lassen.«

Aber genau an dieser Stelle ist äußerste Vorsicht angebracht, und wir müssen unser Denken an den Aussagen der Bibel überprüfen. Gar zu leicht geraten wir in Versuchung, die Gnade und Vergebung Gottes wie selbstverständlich in Anspruch zu nehmen und dabei Gottes vollkommene Gerechtigkeit zu ignorieren. Bei anderer Gelegenheit verfechten wir vehement, dass Gott gerecht ist, aber wir unterschlagen seine Barmherzigkeit. Dabei müssen wir beide Wahrheiten gleichermaßen im Blick behalten, wenn wir verstehen wollen, was uns die biblischen Schriften über Vergebung lehren.

Die schlechte Nachricht zuerst

Wenn Gott vergibt, dann heißt das nicht, dass er unsere Sünden einfach übersieht. In der Bibel wird immer wieder betont, dass Gott uns selbstverständlich für jede Sünde zur Rechenschaft zieht. So warnt der Apostel Paulus in Galater 6,7 ausdrücklich: »Irrt euch nicht! Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.« Und in 2. Mose 23,7 sagt Gott: »Ich lasse den Schuldigen nicht recht haben.« Der Prophet Nahum sagt klar und deutlich: »Der Herr ist geduldig und von großer Kraft, vor dem niemand unschuldig ist« (Nah 1,3). Und im Römerbrief heißt es (Röm 1,18): »Gottes Zorn wird vom Himmel her offenbart über alles gottlose Wesen und alle Ungerechtigkeit der Menschen ... «

In der Bibel wird die Beziehung zwischen Gott und dem Sünder als Feindschaft definiert (Röm 5,10; 8,7). Gott hasst die Sünde, und deshalb macht sich jeder, der sündigt, Gott zum Feind. »Gott ist ein gerechter Richter, ein Gott, der täglich strafen kann« (Psalm 7,12). Er hat nichts gemein mit bösen und gottlosen Menschen (Psalm 5,5).

Als sündige Menschen sitzen wir alle im selben Boot. Egal, ob wir nur in einem scheinbar belanglosen Punkt gegen Gottes Regeln verstoßen oder ob wir bewusst jedes einzelne Gebot brechen – schuldig sind wir in jedem Fall (Jak 2,10). Keine noch so kleine Sünde ist belanglos (Röm 3,10-18). Die fatale Neigung zur Sünde ist jedem Menschen angeboren (Psalm 58,4). Von Natur aus sind wir geistlich tot, ziehen den heiligen Zorn Gottes auf uns (Eph 2,1.3) und sind letztlich zur Hoffnungslosigkeit verdammt (V. 12). Aus der menschlichen Perspektive sind wir wahrlich in einer verzweifelten Lage.

Gott dagegen ist vollkommen, heilig und makellos und durch und durch gerecht. Seiner Gerechtigkeit muss Genüge getan werden. Das heißt: Jeder Verstoß gegen seine Gebote zieht Strafe nach sich. Und die angemessene Strafe für unser Aufbegehren gegen Gott ist überaus ernst: ewige Verdammnis. Wir können Gott nichts als Wiedergutmachung für unsere Schuld anbieten – der Preis der Sünde ist gar zu hoch. Der Weg der gefallenen Menschheit ist vorgezeichnet: Jeder Mensch ist sündig und unterliegt dem unerbittlichen Gericht Gottes. Von Natur aus sind wir »Kinder des Zorns« (Eph 2,3) und Sklaven der Sünde (Joh 8,34). Von uns aus sind wir nicht in der Lage, Gott zu lieben, ihm zu gehorchen oder ihn sonst irgendwie zufriedenzustellen (Röm 8,7-8). Die Lage scheint ausweglos: Wir müssen uns vor einem heiligen Gott verantworten, müssen seiner Gerechtigkeit Genüge tun, und zugleich sind wir als Sünder nicht fähig, auch nur irgendetwas zu tun, um diesen Anspruch zu erfüllen. Auf uns selbst gestellt, haben wir keinerlei Zukunft.

Es scheint völlig ausgeschlossen, dass der Sünder jemals gerechtfertigt werden kann. Gott selbst sagt, dass das Verharm-

losen und Wegerklären von Sünde seinerseits Sünde ist – genauso schlimm wie die ungerechtfertigte Verurteilung eines Unschuldigen: »Wer den Schuldigen gerecht spricht und den Gerechten schuldig, die sind beide dem Herrn ein Gräuel« (Sprüche 17,15). »Wer zum Schuldigen spricht, ›Du hast recht‹, dem fluchen die Völker, und die Leute verwünschen ihn« (Sprüche 24,24). Wieder und wieder verbietet Gott ausdrücklich, dass man einen sündigen Menschen so ohne Weiteres entschuldigt.

Jetzt die gute Nachricht

Aber in der Bibel lesen wir auch, dass Gott die Gottlosen gerecht macht (Röm 4,5). Er bedeckt die Sünden (V. 7). Er sieht davon ab, die Sünden in Rechnung zu stellen (V. 8). Er spricht die Sünder gerecht und vergibt ihnen ihre Sünden restlos. Zu Recht bezeichnen wir diese Botschaft als Evangelium, als gute Nachricht.

Wie kann Gott derart großzügig sein, ohne dass er seinen selbst gesetzten Maßstab von Gerechtigkeit verletzt? Wie kann er den Sünder gerecht machen, ohne dass er sich selbst den Vorwurf zieht, mit zweierlei Maß zu messen? Wie kann er Sündern vergeben, ohne sein eigenes Wort zu brechen – schließlich hat er geschworen, dass er jede Übertretung seiner Gebote bestrafen wird?

Die Antwort ist: *Gott hat seinen Sohn Jesus Christus für unsere Sünden sühnen lassen.* Bei dieser Aussage nicken wohl die meisten Christen zustimmend und wissend. Aber vergleichsweise wenige sind in der Lage, genau zu erklären, was es mit dieser Sühne auf sich hat, und schon gar nicht können sie die Lehre vom stellvertretenden Sühneopfer verteidigen gegen die Einwände und Vorwürfe, die von den Feinden der Wahrheit immer wieder vorgebracht werden. Und so empfehle ich dringend, die folgenden Abschnitte nicht einfach zu überspringen, auch wenn man meint, mit der Materie bestens vertraut zu sein. Ich werde versuchen, das stellvertretende Handeln Jesu Christi in einer Weise nahezubringen, dass man einen überraschenden, neuen Zugang zu dieser zentralen

Lehre des christlichen Glaubens findet. Sie steht im Herzen des Evangeliums. Sie überstrahlt alle anderen Glaubensaussagen. Sie erklärt, wie Gott gerecht bleiben kann, auch wenn er Sünder gerecht spricht (Röm 3,25-26). Und sie ist die einzige Hoffnung für jeden Sünder, der sich nach Vergebung sehnt.

Das Amt der Versöhnung

Die wahrscheinlich wichtigste Aussage über den göttlichen Tausch zugunsten von uns Sündern findet sich im 2. Korintherbrief im 5. Kapitel. *Versöhnung* ist das alles bestimmende Motiv in diesen Aussagen des Apostels Paulus:

»Gott hat uns mit sich selber versöhnt durch Christus und hat uns das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt. Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!« (2Kor 5,18-20).

In diesen wenigen Sätzen ist nicht weniger als fünfmal von Versöhnung die Rede – in verschiedenen Variationen. Paulus erwähnt zum Beispiel das »Amt der Versöhnung« (V. 18). Damit beschreibt er die Aufgabe der Verkündigung des Evangeliums. »Das Wort von der Versöhnung« (V. 19) bezieht sich auf das Evangelium und charakterisiert es: Es ist eine Botschaft der Versöhnung. Jeder Pastor, jeder Diener des Evangeliums hat zuerst und zuletzt die Pflicht, den Sündern zu sagen, dass sie mit Gott versöhnt werden können. Versöhnung mit Gott hängt untrennbar zusammen mit der Vergebung der Sünden (V. 19). So erweist sich dieser Abschnitt als Schlüsselstelle zum Verständnis unseres Themas. Die Wahrheit ist atemberaubend: Gott hat einen Plan, wie er das Unmögliche möglich machen kann. Es gibt einen Weg, um der Gerechtigkeit Genüge zu tun, ohne den Sünder zu verdammen. Gott kann sein Wort halten und Genugtuung fordern für die Sünde – und er kann zu-

gleich dem Sünder Versöhnung anbieten. Gott kann gerecht bleiben und doch die Gottlosen rechtfertigen (Röm 3,26). »Güte und Treue begegnen einander, Gerechtigkeit und Friede küssen sich« (Ps 85,10).

Der Urheber der Versöhnung

Ist Ihnen im obigen Abschnitt aus dem 2. Korintherbrief etwas aufgefallen? Die Versöhnung des Sünders mit Gott ist allein Gottes Sache, von Anfang bis Ende, von der Idee bis zur vollendeten Ausführung. Der erlöste Mensch trägt nicht das Geringste zum Vorgang der Versöhnung bei. Paulus sagt ganz klar: »Das alles kommt von Gott, der uns mit sich selber versöhnt hat durch Christus« (2Kor 5,18). Die Beziehung zwischen Gott und dem sündigen Menschen wird nicht dadurch wiederhergestellt, dass der Sünder sich entschließt, umzukehren und sich vor Gott zu beugen. Von sich aus könnte und würde kein einziger Sünder auch nur einen Schritt auf Gott zugehen. Erinnern wir uns: Der Sünder ist verklavt an die Sünde, ist unfähig, Gott zu lieben oder ihm zu gehorchen; er steht bewusst in Opposition zu Gott (Röm 8,7-8).

Außerdem haben wir bereits gesehen, dass kein Mensch jemals genug tun könnte, um den Ansprüchen von Gottes vollkommener Gerechtigkeit zu genügen. Wenn ein Sünder auf die Idee verfällt, er könne sich jemals Gottes Gunst verdienen, dann fügt er seiner Schuld nur noch eine Sünde mehr hinzu: die der Selbstgerechtigkeit. Mit der trügerischen Hoffnung, dass man sich göttliche Anerkennung erarbeiten kann, beleidigt man die Heiligkeit Gottes ein weiteres Mal. Gottes Vollkommenheit ist absolut unerreichbar für sündhafte Menschen.

Sünder haben keine Möglichkeit, Gottes gerechten Zorn zu besänftigen. Sie können seinem heiligen Gerechtigkeitssinn niemals entsprechen. Sie werden an seinem Maßstab von Vollkommenheit immer scheitern. Zu Deutsch: Kein Sünder kann jemals seine Sünde selbst sühnen. Sünder haben das Gesetz Gottes gebrochen

und sind deshalb für immer und ewig von seiner Gegenwart ausgeschlossen. Selbsterlösung ist unmöglich. Selbst wenn ein Mensch sich selbst bessern könnte – er wäre doch nicht in der Lage, den Preis für die bereits begangenen Sünden aufzubringen. Man macht die bereits verübten Sünden nicht ungeschehen, indem man einfach ein neues, unbeschriebenes Blatt aufschlägt.

Schlimmer noch: Auch die ehrenhaftesten Anstrengungen eines Sünders sind doch immer von Sünde durchsetzt und können deshalb nicht Gottes Gefallen finden. »Wir sind alle wie die Unreinen, und alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein beflecktes Kleid« (Jes 64,6). John Bunyan hat diese Wahrheit in aller Deutlichkeit erkannt und hat einmal gesagt: Das frömmste Gebet, das er jemals formuliert habe, enthalte noch genug Sünde, um die ganze Welt zu verdammen.

Von daher ist es lächerlich zu glauben, dass ein Sünder einfach nur die Versöhnung mit Gott begehren müsste, um sie dann auch tatsächlich zu erlangen. Man kann das gar nicht oft genug betonen. Denn viele Menschen geben sich der trügerischen Vorstellung hin, dass der Sünder es selbst in der Hand hat, Versöhnung zu erreichen, indem er nämlich aufhört, Gott abzulehnen. Manche gut gemeinte Versuche, Menschen das Evangelium nahezubringen, gipfeln in der Aussage, dass ein schierer Willensakt des Sünders genügt, um seine Rebellion gegen Gott zu beenden und mit Gott ins Reine zu kommen. Das ist eine verkürzte und deshalb falsche Deutung des Evangeliums. Wer so denkt, verkennt den Ernst der Lage und macht sich Illusionen über die menschliche Natur. Wer darauf setzt, dass der Sünder von sich aus Versöhnung mit Gott suchen und erreichen könnte, unterschätzt völlig die Macht der Sünde über den sündigen Menschen und über seinen Willen.

Dabei ist unsere Feindschaft gegen Gott ja noch nicht einmal das größte Problem. Zwischen uns und Gott steht ja auch noch der gerechte Zorn Gottes. Die Versöhnung, von der Paulus in 2. Korinther 5 spricht, kommt nicht zustande, weil wir uns entscheiden, Gott anzunehmen, sondern weil er sich entschließt, uns anzunehmen.

Wenn also überhaupt jemals Versöhnung geschehen soll, dann muss sie von Gott selbst ausgehen und von ihm bewirkt werden. Versöhnung mit Gott wird niemals erzielt durch die Anstrengungen eines sündigen Menschen, weil all diese Versuche in sich wiederum sündhaft sind. Deshalb bleibt dem Sünder nur eine einzige Hoffnung: Gott muss sich darum kümmern, Gott muss Versöhnung gewähren. Dabei ist Gott alles andere als ein nachsichtiger Retter. Es war Gott, der Adam und Eva nach dem Sündenfall zur Rede gestellt hat. Er hat sie zur Buße aufgefordert und ihnen so einen Weg zur Erlösung gewiesen. Und als der Prophet Jeremia über seine in Sünde verlorenen Volksgenossen geweint hat, da hat auch Gott Tränen vergossen (Jer 13,15-17).

Gott selbst hat in der Gestalt des Propheten Hosea die treulose, sündige Frau aus dem Bordell geholt, hat sie mit Liebe und Ehrerbietung behandelt wie eine jungfräuliche Braut (Hos 3,1-3).

Die heidnischen Götzen waren prinzipiell entweder feindselig und ließen sich nur durch große Opfer von ihren mörderischen Drohungen abbringen – oder sie waren dem Schicksal der Menschen gegenüber gleichgültig und mussten erst durch die Klagen ihrer Verehrer aufgeweckt werden. Gott dagegen ist weder feindselig noch gleichgültig. Sein Wesen ist von jeher das eines Retters.

Das ist die gute Nachricht, wenn wir von Vergebung sprechen: »Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu« (2Kor 5,19). Es gibt also einen Weg, wie Sünder mit Gott versöhnt werden können. Durch das Sühneopfer Jesu Christi hat Gott erreicht, was völlig unmöglich schien. Die Feindschaft kann überwunden, die Sünde vergeben, die Gemeinschaft wiederhergestellt werden. Und zwar durch Gott – nicht durch den Sünder. Das ist der Kern des Evangeliums. Paulus drückt es so aus: »Wir sind mit Gott versöhnt worden durch den Tod seines Sohnes, als wir noch Feinde waren ... – Wir rühmen uns Gottes durch unsern Herrn Jesus Christus, durch den wir jetzt die Versöhnung empfangen haben« (Röm 5,10f.). Gott bewirkt die Versöhnung, und wir sollten uns nicht einbilden, dass wir auch nur das Geringste dazu beitragen können.

In ähnlicher Weise sagt Paulus an anderer Stelle: »Auch euch, die ihr einst fremd und feindlich gesinnt wart in bösen Werken, hat er nun versöhnt« (Kol 1,21f.).

Wann immer im Neuen Testament von Versöhnung die Rede ist, liegt die Betonung auf Gottes Anteil. Er ist der Handelnde. Nirgendwo heißt es, dass der Sünder selbst eine Rolle dabei spielt. Nirgendwo wird sündigen Menschen der Eindruck vermittelt, dass sie von sich aus Gottes Wohlgefallen erlangen können. Das Gegenteil ist der Fall.

Andererseits wird Gott in der Bibel auch nie als zögerlich oder launisch beschrieben, wenn es um die Versöhnung des Sünders mit ihm geht. Stets ergreift Gott von sich aus die Initiative und erwirkt Versöhnung für den Sünder; großzügig bietet Gott die Versöhnung allen an, die glauben.

Als der Apostel Paulus den Christen in Korinth sagte: »Wir bitten an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!« (2Kor 5,20), da hat er sie nicht aufgefordert, mit Gott zu feilschen, sondern sie sollten einfach nur annehmen, was Gott ihnen längst angeboten hatte.

Das ist das Wesen der Vergebung aus christlicher Sicht. Jede menschengemachte Religion lehrt, dass der sündige Mensch irgendetwas tun muss, um Gott zufriedenzustellen. Einzig und allein der christliche Glaube lehrt, dass Gott bereits alles getan hat, um den Sünder wieder gerecht zu machen.

Wie Gott die Versöhnung vollzieht

Das Wesentliche an der christlichen Lehre von der Vergebung ist: Gott selbst bewirkt die Vergebung der Sünden; der Sünder kann von sich aus Gott in keiner Weise zufriedenzustellen. Wenn Gott nun den Sünder begnadigt, dann muss das so geschehen, dass dennoch Gottes vollkommener Gerechtigkeit Genüge getan wird. Gott hat geschworen, den Sünder für seine Schuld zu bestrafen, und von diesem Schwur kann er nicht absehen, andernfalls wird sein Gerechtigkeitsinn verletzt. Solange Gottes Zorn nicht ge-

stillt wird, wäre Vergebung nicht in Einklang zu bringen mit der göttlichen Gerechtigkeit, und niemand könnte mit Gott versöhnt werden. Gott kann sich niemals mit der Sünde abfinden. Diese Tatsache blockiert die Versöhnung zwischen Gott und dem Menschen.

Viele moderne Menschen sind schockiert von dieser Einsicht. Viele geben sich der Vorstellung hin, dass Gottes Gnade gleichbedeutend sei mit einer Art milder Nachsicht. Etwa in der Art, dass Gott Sünden einfach so entschuldigen und darüber hinwegsehen kann oder dass er seine Ansprüche herabschraubt, damit ihn das heillose Verhalten der Menschen nicht mehr stört. Nichts in der Bibel stützt diese Auffassung. Noch einmal: Gott hat geschworen, dass jede Übertretung und jeder Akt des Ungehorsams eine gerechte Strafe nach sich zieht (vgl. Hebr 2,2), und Gott kann nicht einfach seine Vollkommenheit aufgeben, nur damit die Menschen ihrer Bosheit freien Lauf lassen können. Andernfalls wäre ja seine Gerechtigkeit in Frage gestellt.

Wie also versöhnt Gott Sünder mit sich selbst? Auf welcher Grundlage kann er Sündern Vergebung anbieten? Hier kommt der Sühneganke ins Spiel. Wenn Gottes Zorn gestillt werden muss, wenn also Gottes Anspruch an den Sünder Genüge getan werden soll, dann geht das nur mittels eines Sühneopfers. Gottes Gerechtigkeit fordert zumindest einen Ersatz. Wenn schon nicht der Sünder selbst, dann muss jemand anders stellvertretend die gerechte Strafe auf sich nehmen. Und genau das ist am Kreuz geschehen.

Der Apostel Paulus fasst das gesamte Evangelium in einer einzigen Aussage zusammen: »Gott hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt« (2Kor 5,21). Nun werden Sie sich vielleicht fragen: Was hat das mit Vergebung zu tun? Und tatsächlich sieht diese Aussage auf den ersten Blick vielleicht schwer verständlich aus. Aber genau betrachtet, wird hier die Grundlage des Prinzips Vergebung deutlich. Was Paulus ausgesprochen hat, das ist die grundlegende Wahrheit darüber, wie Gott Sünder erlöst. Ich kenne keinen anderen Vers in der Bibel, der für das Ver-

ständnis des Evangeliums wichtiger wäre als dieser. Er liefert den Schlüssel, mit dessen Hilfe wir eine Ahnung bekommen, wie Gottes Vergabung abläuft. Nämlich: Gott hat dem sündlosen Jesus Christus unsere Sünden aufgeladen und zur personifizierten Sünde gemacht, damit wir in ihm gerecht – um nicht zu sagen: die Gerechtigkeit – werden können. Es lohnt sich, diese zentrale Aussage des Evangeliums genauer zu untersuchen.

Stellvertretung

Zunächst einmal ist hier von Stellvertretung die Rede. Jesus Christus ist *unseren* Tod gestorben. Er hat die Strafe für *unsere* Schuld getragen. Er selbst hat den Zorn Gottes auf sich genommen, den eigentlich wir verdient haben. Gott »hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt«. Einfacher ausgedrückt, weist Paulus auf Folgendes hin: Gott hat Jesus wie einen Sünder behandelt und hat ihm die Strafe für all die Sünden aller Menschen aufgebürdet. Nun kann er die Menschen, die an ihn glauben, als rechtschaffen betrachten. Sie profitieren davon, dass Jesus Christus sich ganz und gar Gottes Gericht unterworfen hat. Der Tod Jesu Christi war die Sühne für die Sünde all der Menschen, die sich im Glauben auf Gott verlassen. Christus hat sich an ihrer Stelle auf die Anklagebank gesetzt. Er hat ihre Schuld auf sich genommen und an ihrer Stelle die Strafe erlitten. Jesus hat also nicht nur unter den Schmähungen und unter den Folterqualen gelitten, die mit seiner Kreuzigung verbunden waren – er hat das ganze Gewicht des Zorns Gottes zu spüren bekommen. Als Jesus am Kreuz hing, hat Gott der Vater über seinem eigenen sündlosen Sohn seine ganze göttliche Erbitterung über die Sünde ausgeschüttet. Das erklärt die Klage Jesu am Kreuz: »Eli, Eli, lama asabtani?« – »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Mk 15,34). Gott der Vater hat den Sohn in einem sehr reellen Sinn aufgegeben – nämlich im juristischen Sinn. Als Jesus da hing, hat Gott an ihm

– seinem eigenen Sohn – sein gesammeltes Missfallen an uns, seinen Widerwillen gegen unsere Sünde, seinen Zorn über unsere Bosheit ausgelassen.

Eine schockierende Erkenntnis. Gott der Vater bestraft seinen eigenen Sohn für Schuld, die andere auf sich geladen haben! So befremdlich es klingt: Genau das ist die Lehre des Neuen Testaments. Der Apostel Petrus schreibt: »Er selbst« – Jesus Christus – »hat unsere Sünden hinaufgetragen an seinem Leib auf das Holz, damit wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben« (1Petr 2,24). Und im Buch des Propheten Jesaja wird das Leiden des Messias in prophetischer Weise beschrieben:

»Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. ... Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn« (Jes 53,4-6).

Und dann heißt es noch sinngemäß bei Jesaja: »Es hat Gott gefallen, ihn zu schlagen und ihm Schmerzen zuzufügen und sein Leben als Sühneopfer einzusetzen« (V. 10). Gott *wollte* den Tod Jesu? Genau diese Lehre finden wir in der Bibel. Wiederholt heißt es in den Briefen des Neuen Testaments, dass Jesus Christus zur Sühne für unsere Sünden getötet wurde (Röm 3,25; Hebr 2,17; 1Joh 2,2; 4,10; die Begriffe »Sühne« bzw. »Versöhnung« stehen dabei für die vollständige Befriedigung der göttlichen Ansprüche an den Sünder). Das ist eine buchstäblich wunderbare Aussage – man kann darüber nur staunen: Jesus Christus hat den vollen Preis – das Lösegeld – bezahlt für die Sünde der ganzen Menschheit.

Viele Menschen sind sich nicht recht im Klaren, was dieses Lösegeld bedeutet. »Der Menschensohn ist gekommen, dass er sein Leben gebe als Lösegeld für viele« (Mk 10,45, vgl. 1Tim 2,6). Aber dieses Lösegeld darf man nicht missverstehen als eine Art Abstandszahlung an Satan. Der Satan ist nicht in der Position, dass er für die Erlösung der Seelen einen Preis verlangen könnte.

Vielmehr dient das Lösegeld dazu, Gottes Gerechtigkeitswillen zufriedenzustellen. Jesus Christus hat seine Nachfolger erlöst, indem er stellvertretend für sie die Strafe für ihre Sünden bezahlt hat – die Strafe, die die göttliche Gerechtigkeit fordert. Der Preis der Erlösung war, dass ein unschuldiges, vollkommen rechtschaffenes Opfer den unerbittlichen Zorn Gottes erdulden musste. So und nur so konnte die Schuld der Sünder gesühnt werden.

Viele finden diese Lehre abstoßend. Liberale Theologen wenden oft ein, dass diese Auffassung von Sühne Gott streng und archaisch wirken lässt. Sie behaupten, dass es kein Lösegeld braucht – schon gar nicht in Form eines blutigen Opfers –, um Gott gegenüber Sündern gnädig zu stimmen. Gott hat es ihrer Ansicht nach nicht nötig, mit Sündern abzurechnen oder irgendeine Wiedergutmachung zu fordern. Ihrer Ansicht nach ist göttliches Wohlwollen ausreichend als Grundlage für die Vergebung der Schuld. Wenn Gott demnach Sünde vergeben wolle, dann sei er frei, das zu tun.

Aber diese Sicht lässt sich nur aufrechterhalten, wenn man Gottes Güte auf Kosten seiner Gerechtigkeit überbetont. Gottes Vergebung wird dadurch billig, Gottes vollkommene Gerechtigkeit wird entbehrlich. Dieser liberale Ansatz ehrt Gott nicht, sondern verkleinert ihn und missachtet ihn letztlich.

Die Bibel lehrt klar und deutlich, dass nur das Blut eines Opfers die Sühne für Sünden erwirken und den Zorn Gottes auf den Sünder besänftigen kann. Gott hat den Israeliten ausrichten lassen: »Des Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch für den Altar gegeben, dass ihr damit entsühnt werdet. Denn das Blut ist die Entsühnung, weil das Leben in ihm ist« (3Mo 17,11). Entsprechend heißt es im Hebräerbrief: »Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung« (Hebr 9,22).

Sühne durch Blutvergießen ist also unverzichtbar, wenn Sünde vergeben werden soll. Vergebung ist unmöglich ohne ein befriedigendes, stellvertretendes Opfer. Daran lassen die biblischen Schriften keinen Zweifel. Wir dürfen den Zorn und die Gerechtigkeit Gottes nicht herunterspielen, wenn wir Vergebung wirklich verstehen wollen.

Ein weiteres Missverständnis über den Opfertod Jesu am Kreuz hat in den letzten Jahren im Gefolge der »Moral Government«-Theologie weite Verbreitung gefunden. Die Vertreter dieser theologischen Richtung behaupten, dass der Tod Jesu Christi ein Beweis für den Zorn Gottes über das Böse sei, eine Demonstration von Gottes Gericht über die Sünde – jedoch keine Sühne für Sünden im engeren Sinn sei. Hier wird letztlich abgestritten, dass Jesus Christus wirklich unsere Sünden auf sich genommen hat und dass Jesus Sündern Gerechtigkeit verschaffen kann.

Vertreter der »Moral Government«-Theologie hören sich sehr fromm an. Sie reden und schreiben zum Beispiel viel über Erweckung (eine einschlägige Homepage im World Wide Web heißt sogar »Revival Theology Resources«, beansprucht also, eine gute Adresse in Sachen Erweckung zu sein). Sie berufen sich gerne auf Namen, die in evangelikalen Gemeinden einen guten Klang haben, so wie z.B. Charles Finney und Albert Barnes. Auf Nachfrage werden sie natürlich beteuern, dass sie an eine *Art* von stellvertretendem Sühnopfer glauben. Aber entscheidend an dieser theologischen Richtung ist nun einmal die Behauptung, dass weder Schuld noch Gerechtigkeit von einer Person auf eine andere übertragen werden kann. Damit ist die einzige Form von Stellvertretung, auf die es in der biblischen Lehre von der Rechtfertigung überhaupt ankommt, für überflüssig erklärt. Das Verständnis der »Moral Government«-Theologie von Versöhnung verwässert eine der zentralen Wahrheiten des Evangeliums. Der Tod Jesu Christi am Kreuz hätte demzufolge nichts zur Erlösung auch nur eines einzigen Sünders beigetragen. Letztlich läuft es darauf hinaus, dass sündige Menschen sich lieber nicht auf göttliche Rettung verlassen sollten, sondern ihr Leben selbst in die Hand nehmen, ihr sündiges Verhalten ablegen und ein geheiligtes und gehorsames Leben anstreben sollen. Die biblische Verheißung, dass es Rettung für Sünder gibt, wird ignoriert. Dabei lehrt die Bibel doch eindeutig, dass eine derartige selbst gewirkte Besserung unmöglich ist (Jer 13,23).

Aber wie schon gesagt: Alle Besserungsbemühungen der Welt können keine hinreichende Sühne für begangene Sünden sein, und

kein Mensch kann durch noch so große eigene Anstrengungen vor Gott gerechtfertigt werden. Das war der grundlegende Irrtum im Judentum zur Zeit Jesu, dass die Menschen dachten, sie könnten aus sich heraus gerecht werden, auch ohne die Gerechtigkeit, die Gott für die Gläubigen erwirkt: »Sie erkennen die Gerechtigkeit nicht, die vor Gott gilt, und suchen ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten und sind so der Gerechtigkeit Gottes nicht untertan« (Röm 10,3).

Die Lehre der Bibel von der ersten bis zur letzten Seite ist unmissverständlich: Sünder können für ihre Sünden in keiner Weise selbst Sühne leisten. Es bedurfte deshalb eines vollkommenen Opfers, um die Sünden der Menschen zu sühnen. Das Blut eines unschuldigen Stellvertreters musste vergossen werden (und das bedeutete den Tod dieses Unschuldigen; mit einem bloßen Aderlass war es nicht getan). Der Stellvertreter musste anstelle der sündigen Menschheit die volle Strafe für die Schuld auf sich nehmen – eine rein symbolische Strafe hätte nicht ausgereicht (vgl. Jes 53,5). Nur ein derartig vollkommenes Opfer konnte Gottes Forderung nach Gerechtigkeit genügen und Gott wieder mit den Sündern versöhnen. Der Opfertod Jesu Christi hat den Aussagen des Neuen Testaments zufolge all diese Ansprüche erfüllt:

»Gott hat Jesus Christus dazu bestimmt, Sühne zu leisten mit seinem Blut, Sühne, wirksam durch Glauben. So erweist Gott seine Gerechtigkeit durch die Vergebung der Sünden, die früher ... begangen wurden, ... um zu zeigen, dass er gerecht ist und den gerecht macht, der an Jesus glaubt« (Röm 3,25f.).

Wir weisen deshalb die Auffassung zurück, welche Gott in eine Reihe stellt mit den alten heidnischen Göttern, die ständig durch blutige Opfer besänftigt werden mussten. Das Versöhnungswerk Jesu Christi hat nichts zu tun mit heidnischen Vorstellungen von beleidigten Gottheiten, die es günstig zu stimmen gilt. Der Gott der Bibel ist in keiner Weise vergleichbar mit den Götzen des antiken Kanaan und auch nicht mit den Göttern der griechischen Mythologie. Gott ist nicht launisch, man kann ihn nicht aus der Fassung bringen, also muss man ihn auch nicht durch irgendwelche Opfer

gnädig stimmen. Genauso wenig sollten wir Gottes Zorn gleichsetzen mit schlechter Laune. Gottes begründeter Hass auf die Sünde ist eine heilige, unverrückbare Eigenschaft – nicht Ergebnis eines Temperamentsausbruchs. Seine Forderung nach Sühne für Sünden entspringt seiner göttlichen Gerechtigkeit und ist eben kein Beleg für Rachsucht, genauso wenig, wie wir uns vorstellen sollten, dass das Opfer Jesu Christi nötig gewesen wäre, um einen grundsätzlichen Widerwillen Gottes gegen Sünder zu überwinden. Gott ist wesenhaft liebevoll und auf Rettung aus; er hat kein Gefallen am Tod eines Sünders (Hes 33,11).

Den biblischen Schriften zufolge ist es eine Sache der göttlichen Gerechtigkeit, dass die Sühne für die Sünden durch Blutvergießen erfolgt, durch einen Stellvertreter, der anstelle der sündigen Menschen leidet und den ganzen Zorn Gottes über die Sünde auf sich zieht. Nur ein Mensch, der »von keiner Sünde wusste«, konnte diese Sühne leisten, und deshalb ist Jesus Christus der *einzig*e Mensch, der überhaupt als Stellvertreter infrage kommt. Sein Tod am Kreuz hat die Sühne bewirkt, die nötig war, damit Sünder Vergebung erlangen können.

Diese Lehre des stellvertretenden Sühneopfers ist die Grundlage von Gottes Vergebung. Ohne das Versöhnungswerk Jesu Christi könnte kein Sünder jemals auf Erlösung hoffen.

Die ganze Grundlage für die Versöhnung des Sünders mit Gott liegt in dieser Realität: Jesus Christus starb und nahm unsere Schuld auf sich. Er starb an unserer Stelle, als unser Stellvertreter. Er hat die Strafe, die uns zudedacht war, auf sich gezogen und hat so ermöglicht, dass Gott uns seine Gerechtigkeit zurechnen kann.

Zurechnung

In 2. Korinther 5,21 ist von einem bemerkenswerten Sachverhalt die Rede: Da wird einem Menschen Schuld zugeschrieben, und das bedeutet, dass dieser Mensch in einem juristischen Sinn Schuld in Rechnung gestellt bekommt. Und umgekehrt wird anderen Men-

schen Gerechtigkeit zugesprochen, das heißt: Ihrem Konto wird etwas gutgeschrieben. Die Schuld einerseits und die Gerechtigkeit andererseits sind objektiv und wirklich; sie existieren unabhängig von der Person, der sie zugerechnet werden. Anders ausgedrückt: Ein schuldloser Mensch, dem Schuld zugerechnet wird, ist dadurch nicht in einem wirklichen Sinn schuldig. Aber er wird vor dem Gesetz wie ein Schuldiger behandelt; er muss für die Schuld geradestehen. Die Zurechnung der Schuld macht ihn nicht zu einem schlechten Menschen.

Die Schuld der Sünder wurde Jesus Christus in Rechnung gestellt. Er wurde durch diese Schuld in keiner Weise wirklich kompromittiert. Aber er wurde vor dem himmlischen Gericht für diese Schuld zur Rechenschaft gezogen, und die Strafe, die der Schuld entsprach, wurde an ihm vollzogen. Sünde wurde ihm zugerechnet, aber er wurde dadurch nicht selbst zum Sünder.

»Gott hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns *zur Sünde gemacht*.« Das ist eine hochinteressante Aussage. Sie kann nicht bedeuten, dass Jesus Christus tatsächlich ein Sünder wurde. Sie kann nicht bedeuten, dass er irgendeine Sünde begangen hat, dass sein Charakter zum Schlechten hin verändert wurde oder dass er unsere Sünde in irgendeiner anderen Weise getragen hat als durch Zurechnung im juristischen Sinn.

Jesus Christus war zur Sünde nicht fähig. Er war sündlos. Darauf verweist ebendieser Vers: »Er wusste von keiner Sünde.« Er war makellos, und das musste er auch sein, denn nur so kam er infrage als perfekter Stellvertreter. Er war heilig, unschuldig, unbefleckt – grundverschieden von den Sündern (Hebr 7,26). Er hat nicht gesündigt (Hebr 4,15). Wenn Sünde sein Wesen zum Schlechten hin verändert hätte, wenn er selbst zum Sünder geworden wäre, dann wäre er für diese seine eigenen Sünden strafwürdig gewesen und hätte nicht mehr für die Sünden anderer bezahlen können. Das vollkommene Lamm Gottes konnte nicht anders als makellos sein. Die Aussage »Gott hat ihn zur Sünde gemacht« kann also nicht bedeuten, dass Jesus Christus tatsächlich zum Sünder wurde.

Aber was bedeutet sie dann? Ganz einfach: Unsere Schuld wurde auf ihn übertragen, wurde ihm zugerechnet. Viele Bibelstellen drücken genau das aus: »Er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen« (Jes 53,5). »Er hat unsere Sünden mit seinem Leib auf das Holz des Kreuzes getragen« (1Petr 2,24). »Er wurde geopfert, um die Sünden vieler hinwegzunehmen« (Hebr 9,28).

Paulus drückt also in 2. Korinther 5,21 aus, dass Gott Jesus Christus so behandelt hat, als ob er ein Sünder wäre. Er schrieb ihm unsere Schuld zu und forderte die dafür angemessene Strafe von ihm – obwohl Jesus Christus selbst von keiner Sünde wusste.

Die Schuld, die er getragen hat, war nicht seine eigene Schuld, aber er trug sie, als ob sie es wäre. Gott hat unsere Schuld Jesus Christus zugerechnet – der sollte dafür bezahlen. All die Schuld all der Sünden all der Menschen, die jemals zum Glauben kommen würden, ist Jesus Christus zugerechnet worden. Er wurde dafür zur Verantwortung gezogen, als ob er selbst all dieser Sünden schuldig gewesen wäre. Und dann hat Jesus Gottes ganzen Zorn und seine Erbitterung über all diese Sünden zu spüren bekommen. Nichts anderes bedeutet es, wenn es in 2. Korinther 5,21 heißt, dass Gott Jesus Christus zur Sünde gemacht hat.

Rechtfertigung

Dieser Vers enthält auch die Antwort auf die quälende Frage, wie Sünder gerechtfertigt werden können. In derselben Weise, wie die Schuld der Sünder Jesus Christus zugerechnet worden ist, wird seine Gerechtigkeit all denen zugerechnet, die an ihn glauben.

Wiederholt heißt es in der Bibel, dass die Gerechtigkeit, die Sünder für Gott überhaupt erst annehmbar macht, den Sündern zugerechnet wird. Schon in 1. Mose 15,6 lesen wir: »Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit.« In Römer 4 wird Abrahams Rechtfertigung als Modell genommen für die Rechtfertigung aller Gläubigen.

Zurechnung ist also entscheidend, wenn wir verstehen wollen, wie Sünder mit Gott versöhnt werden können. Christus wurde »zur Sünde gemacht«, weil unsere Schuld ihm zugerechnet wurde. Wir sind gerecht geworden, indem uns seine Gerechtigkeit zugerechnet worden ist. So einfach ist das.

Dieser Sachverhalt hat erhebliche Konsequenzen. Als Jesus Christus am Kreuz starb, musste er nicht wirklich *böse werden*, um unsere Schuld zu tragen. Genauso wenig müssen wir *vollkommen werden*, um seine perfekte Gerechtigkeit zu erlangen. Sondern wie werden wir gerechtfertigt? Einzig und allein dadurch, dass Gott uns die Gerechtigkeit zurechnet, so wie er unsere Sünde Jesus Christus zugerechnet hat. Das heißt auch: Die Vergebung unserer Sünden ist nicht abhängig von vorausgehenden moralischen Besserungsbemühungen unsererseits. Wer glaubt, dem wird augenblicklich vergeben – so wie es dem Schächer ergangen ist, der neben Jesus am Kreuz hing. Keine Bußübungen sind nötig, keine Sühneleistungen. Vergebung kostet uns nichts, weil sie Jesus Christus bereits alles gekostet hat.

Die Gemeinschaft mit Jesus Christus, die mit jeder Bekehrung eines Sünders einhergeht, wird sich unübersehbar in einem veränderten Leben auswirken (2Kor 5,17). Jeder ernsthafte Christ wird dem Bild Jesu Christi gleichgestaltet (Röm 8,29-30). Aber nicht durch diese dramatische Veränderung erlangen wir Gottes Vergebung. Die Vergebung ist uns bereits zugesprochen, bevor sich auch nur die ersten Anzeichen von Christusähnlichkeit zeigen. Denn das Sühneopfer Jesu Christi hat den Preis für unsere Sünde bereits vollständig bezahlt und hat uns zugleich mit der vollkommenen Gerechtigkeit ausgestattet, die das Geburtsrecht jedes Gläubigen ist.

Wenn Gott einen Christen ansieht – und wenn es der frömmste, beständigste Christ wäre, den Sie sich vorstellen können –, dann akzeptiert er diesen Menschen nicht aufgrund seines beeindruckenden tugendhaften Lebens. Er sieht diesen Menschen nur deshalb als gerechtfertigt an, weil er die Gerechtigkeit Jesu Christi in ihm erkennt. Das ist das Entscheidende an 2. Korinther 5,21. Das ist

gemeint, wenn es in Römer 4,5 heißt, dass Gott »die Gottlosen gerecht macht«. Und das ist die zentrale Wahrheit des Evangeliums.

Die vollkommene Gerechtigkeit Jesu Christi steht unendlich über jeder anderen Gerechtigkeit, die wir auf eigene Faust erreichen könnten. Deshalb hat der Apostel Paulus die vielen Jahre pharisäischer Gesetzesfrömmigkeit abgetan und gesagt: »Nicht meine eigene Gerechtigkeit suche ich, die aus dem Gesetz hervorgeht, sondern jene, die durch den Glauben an Christus kommt, die Gerechtigkeit, die Gott aufgrund des Glaubens schenkt« (Phil 3,9). Im selben Zusammenhang spricht Paulus davon, dass er die höchste Form von Gerechtigkeit, die ein Mensch von sich aus erreichen kann, für »Schaden« hält im Vergleich zu der Gerechtigkeit Christi, die dem Gläubigen zugerechnet wird.

Der Gläubige wird regelrecht eingekleidet in die Gerechtigkeit Jesu Christi. Diese Gerechtigkeit ist vollkommen, und das definiert den Status des Gläubigen vor Gott. Nur deshalb genießen alle Gläubigen derart hohe Privilegien (Eph 2,6 zufolge haben sie mit Christus zusammen einen Platz im Himmel). Deshalb heißt es auch in Römer 8,1: »So gibt es nun keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind.« Ihre Sünden sind für alle Ewigkeit vergeben, und als Gläubige sind sie bekleidet mit der vollkommenen Gerechtigkeit Jesu Christi.

Wie erlangt man diese Vergebung? Durch den Glauben. In Römer 4 verweist Paulus darauf, dass Sünder einzig dadurch gerechtfertigt werden, dass ihnen Gerechtigkeit zugerechnet wird, und dass nur der Glaube diese Zurechnung bewirkt:

»Müssen wir nun nicht fragen: Was hat unser leiblicher Stammvater Abraham erlangt? Wenn Abraham aufgrund von Werken Gerechtigkeit erlangt hat, dann hat er zwar Ruhm, aber nicht vor Gott. Denn die Schrift sagt: Abraham glaubte Gott, und das wurde ihm als Gerechtigkeit angerechnet. Dem, der Werke tut, werden diese nicht aus Gnade angerechnet, sondern er bekommt den Lohn, der ihm zusteht. Dem aber, der keine Werke tut, sondern an den glaubt, der den Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube als Gerechtigkeit angerechnet« (Röm 4,1-5).

Glaube ist die einzige Voraussetzung für diese Rechtfertigung. Man kann sie nicht durch Werke erzielen und nicht durch rituelle Handlungen. Paulus geht sogar so weit zu sagen, dass Abraham schon gerechtfertigt war, bevor er beschnitten wurde (Röm 4,10, vgl. 1Mo 15,6; 17,10). So wichtig die Beschneidung für den Bund Gottes mit Abraham war, so unwesentlich war sie für die Rechtfertigung Abrahams.

Wenn also Gott die Gottlosen allein durch den Glauben gerecht macht (Röm 4,5), worin besteht dann dieser Glaube? Glauben heißt, von nichts und niemandem außer von Jesus Christus Rettung zu erwarten. Glauben bedeutet, der Selbstgerechtigkeit abzusagen und sich aufrichtig von Jesus Christus abhängig zu machen. Glauben heißt, Jesus Christus zu lieben und alles zu hassen, was ihm missfällt.

Jesus Christus bietet all denen Vergebung und ewiges Leben an, die zu ihm kommen. »Der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wer es hört, der spreche: Komm! Und wen dürstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst« (Offb 22,17).

Wenn uns klar geworden ist, dass wir sündige Menschen sind, die sich nach Freiheit und Vergebung ihrer Sünden sehnen, dann können wir uns hier und jetzt an Jesus wenden. Er wird niemanden zurückstoßen, der zu ihm kommt (Joh 6,37). Er vergibt gern und versöhnt Sünder mit sich selbst. Alles, was im Folgenden zu sagen sein wird über Vergebung, ist überflüssig, wenn wir nicht die Vergebung Gottes für unsere Sünden erfahren haben. Wir brauchen nicht weiterzulesen, solange das Verhältnis zwischen uns und Gott nicht geklärt ist. »Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!« (2Kor 5,20).

Gerechtigkeit versöhnt mit Gnade

In Jesus Christus sind Gottes Gerechtigkeit und seine Gnade miteinander versöhnt. »Güte und Wahrhaftigkeit begegnen einander;

Gerechtigkeit und Friede küssen sich« (Ps 85, 10). Diese beiden nur scheinbar unvereinbaren Eigenschaften Gottes passen nun auf einmal doch zusammen.

Gott hat uns Sünder mit sich selbst versöhnt. Das ist ein überwältigender Tatbestand. Allen Christen ist eine unbezahlbare Schuld vergeben worden – nicht, weil wir es verdienen würden, und auch nicht als Anerkennung für Bußübungen, durch die wir irgendwie für unsere Sünden bezahlen könnten, sondern einzig und allein aufgrund dessen, was Gott selbst für uns getan hat.

Auf diesem unschätzbaren Geschenk der bedingungslosen Vergebung beruhen alle anderen Weisen von Vergebung; davon lässt sich auch ableiten, wie wir anderen vergeben sollen. Wenn wir uns im Folgenden eingehender mit Vergebung beschäftigen, dann in dem Bewusstsein, dass Gott all das nur getan hat, um uns Vergebung anbieten zu können. Gott hat unglaublich viel vergeben, und er hat sich das enorm viel kosten lassen. Wenn wir das bedenken, wird uns auch aufgehen, dass kein noch so schlimmes Vergehen gegen uns Unversöhnlichkeit rechtfertigen kann. Christen, die anderen nur widerwillig oder gar nicht vergeben, haben aus den Augen verloren, dass auch sie selbst von Vergebung leben.

Die Art, wie Gott vergibt, liefert das Muster, nach dem wir selbst vergeben sollen. Und Gottes Vergebung wird am deutlichsten an Jesus Christus. Im folgenden Kapitel werden wir uns mit diesem eindrucklichsten Beispiel göttlicher Vergebung in der Bibel beschäftigen.

Kapitel 2

Das letzte Gebet Jesu

»Sie kreuzigten ihn ... Jesus aber sprach: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« Lukas 23,33-34

Wenn jemals jemand gute Gründe hatte, nicht zu vergeben, dann war es Jesus. Er war das einzige wahre Opfer – ganz und gar unschuldig. Er hatte niemals einem anderen Menschen etwas angetan. Er hat niemals eine Lüge ausgesprochen. Er hat keine einzige lieblose Handlung begangen, hat keines der Gebote Gottes gebrochen, hat niemals einen unreinen Gedanken gehabt und hat keiner noch so listigen Versuchung nachgegeben.

In der Bibel heißt es: »Er hat keine Sünde begangen, und in seinem Mund war kein trügerisches Wort« (1Petr 2,22). Er ist »in allem wie wir in Versuchung geführt worden, aber hat nicht gesündigt« (Hebr 4,15). Er ist »heilig, unschuldig, makellos, abgesondert von den Sündern« (Hebr 7,26).

Niemand hatte den Tod weniger verdient als er. Selbst der verschlagene römische Statthalter Pilatus hat ihm wiederholt bescheinigt: »Ich finde keine Schuld an diesem Menschen« (Lk 23,4, vgl. Mk 15,14; Joh 19,4.6).

Und doch hat eine fanatisierte Masse in hasserfüllter Raserei seinen Tod gefordert, und Pilatus hat ihn aufgrund von falschen und manipulierten Anschuldigungen zum Tod verurteilt und hat ihn auf die brutalste Art und Weise, die man sich denken kann, töten lassen.

So ist Jesus Christus wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt worden (Jes 53,7). Er hat sich den Schmähungen und der Ungerechtigkeit ausgesetzt, hat sein Leben geopfert ohne Widerstand, ohne Drohungen, ohne zu vergelten. All dieses Leiden und diese Ungerechtigkeit diente ausdrücklich dem einen Zweck, ihn zu ei-

nem Sühneopfer für die Sünden auch jener zu machen, die seinen Tod gewollt und herbeigeführt haben!

Gedanken der Vergebung und nicht der Rache erfüllten sein Herz. Er hatte gesagt: »Der Menschensohn ist nicht gekommen, die Seelen der Menschen zu verderben, sondern sie zu erhalten« (Lk 9,56). »Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird« (Joh 3,17).

Nun könnte man verstehen, wenn einer denkt: »Für Jesus war es selbstverständlich, so zur Vergebung bereit zu sein. Er wusste, dass Gott ihn gesandt hatte, um zu sterben. Er hatte einen Auftrag zu erfüllen, und sein Tod war einkalkuliert. Jesus hat das alles von Anfang an verstanden. Von mir dagegen wird Gott doch nicht erwarten, dass ich genauso wie Jesus mit Verletzungen und Anfeindungen umgehe.«

Aber die Art und Weise, wie Jesus sein Leben verlor, soll ausdrücklich allen Christen als Beispiel dienen:

»Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt. Er hat keine Sünde begangen, und in seinem Mund war kein trügerisches Wort. Er wurde geschmäht, schmähte aber nicht; er litt, drohte aber nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter« (1Petr 2,21-23).

Die andere Wange hinhalten

Diese grundsätzliche Verggebungsbereitschaft durchzieht die Lehren Jesu Christi von Anfang an. Ein Abschnitt der Bergpredigt leitet die Jünger zu geduldigem Leiden an für den Fall, dass ihnen Böses widerfährt: »Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dann biete die andere auch dar« (Mt 5,38-39).

Viele Menschen verkennen die Bedeutung dieses Abschnitts, deshalb lohnt es sich, einen genaueren Blick darauf zu werfen. Zu-

nächst ist es wichtig zu verstehen, dass Jesus keinen pauschalen Pazifismus verkündet hat. Manche Ausleger deuten diese Verse dahin gehend, dass Jesus in der Bergpredigt die Anwendung von Gewalt grundsätzlich verworfen hat. Aber der Apostel Paulus spricht der staatlichen Obrigkeit in Römer 13,4 ausdrücklich das Recht und die Pflicht zu, »das Schwert zu tragen«. Das schließt die Anwendung von Gewalt – wo nötig auch tödlicher Gewalt – mit ein, denn die Obrigkeit »ist Gottes Dienerin und vollzieht das Strafgericht an dem, der Böses tut«. Ein Polizist, der einen Verbrecher tötet, um Schaden an Leib und Leben von anderen Menschen abzuwenden, hat dafür, so gesehen, eine Art göttliches Mandat.

Zweitens schließt Jesus auch die Selbstverteidigung bei Provokationen und tätlichen Angriffen nicht aus. Jesus lehrt uns, wie wir auf Beleidigungen und auf Angriffe gegen unsere persönliche Würde (Mt 5,39-42) reagieren sollen. Er spricht nicht von Angriffen auf Leib und Leben. Erst recht bedeutet die Anweisung Jesu nicht, dass z.B. ein Ehemann seine Frau nicht verteidigen darf oder dass ein Vater seinem Kind den Schutz verweigern soll. Wer in diese Aussagen radikalen Pazifismus hineinliest, der versteht die Absicht Jesu falsch.

Drittens hat Jesus kein einziges Gebot des Alten Testaments aufgehoben. Er hat sich gegen missbräuchliche Auslegung des Gesetzes in der rabbinischen Tradition ausgesprochen. Das Prinzip »Auge um Auge« ist den Israeliten von Gott selbst verordnet worden, und deshalb kann es kein bösesartiges Prinzip gewesen sein: »Wer seinen Nächsten verletzt, dem soll man tun, wie er getan hat, Schaden um Schaden, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie er einen Menschen verletzt hat, so soll man ihm auch tun« (3Mo 24,19-20; vgl. 2Mo 21,24; 5Mo 19,21).

Wir wissen, dass Jesus dieses Gesetz nicht für null und nichtig erklärt hat. Vielmehr hat Jesus ausdrücklich gesagt: »Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor

nicht alles geschehen ist« (Mt 5,17-18). Damit ist ausgeschlossen, dass Jesus den ethischen Standard des mosaischen Gesetzes im Alten Testament aufweichen oder herabsetzen wollte.

Was aber hat er dann gemeint? Wenn Matthäus 5,39 offensichtlich nicht das Gebot »Auge um Auge« aufhebt und durch ein milderes Prinzip ersetzt, was kann dieser Abschnitt dann anderes bedeuten?

Ganz einfach: Der Grundsatz »Auge um Auge« war eine Richtschnur für die Bemessung von Wiedergutmachung und Strafe im bürgerlichen Rechtswesen. Es war ein gnädiges Prinzip, denn es begrenzte die Strafe entsprechend der Schwere eines Vergehens. Überall da, wo das Prinzip »Auge um Auge« zur Anwendung kam, hatten Richter über Schuld und Unschuld eines Menschen zu befinden und ein Strafmaß festzusetzen – und nicht etwa der Geschädigte selbst (2Mo 21,22-24; 5Mo 19,18-21). An keiner Stelle erlaubt das Alte Testament einem Einzelnen, sein Recht in die eigene Hand zu nehmen und es gegen die durchzusetzen, die ihm persönlich geschadet haben.

Unglücklicherweise ist durch die rabbinische Tradition diese nötige Unterscheidung zwischen bürgerlichem Recht und Selbstjustiz verdunkelt worden. Die Schriftgelehrten zur Zeit Jesu haben das Prinzip »Auge um Auge« unzulässigerweise so angewandt, dass es Einzelnen erlaubte, sich selbst für erlittenes Ungemach zu rächen.

Jesus hat nichts anderes gemacht, als diese falsche Deutung des Prinzips zu korrigieren. Er hat außerdem einige notwendige Unterscheidungen getroffen zwischen öffentlichen und persönlichen Vergehen, zwischen gewichtigen und unbedeutenden Regelverletzungen. Eine Ohrfeige verursacht keine ernste Verletzung. Es ist von einem Menschen, der Jesus nachfolgen will, nicht zu viel verlangt, dass er die andere Wange hinhalten soll. Aber wenn der Betroffene den Übergriff für einen kriminellen Akt hält, dann soll er die rechtlichen Möglichkeiten nutzen und soll *andere* über Schuld und Wiedergutmachung befinden lassen. Niemand hat das Recht zu persönlichen Rachefeldzügen. Wer Rache übt, macht

sich zu Richter, Geschworenem und Vollzugsbeamtem in einem. Das verträgt sich absolut nicht mit dem Geist des bürgerlichen Rechtssystems.

Die Lehre Jesu, wonach man die andere Wange hinhalten soll, weist also auf zwei verschiedene Kategorien von Vergehen hin: die eine eher unbedeutend und persönlich, die andere schwerwiegend und daher von öffentlichem Interesse.

Im zweiten Fall muss das Opfer auf die Hilfe eines Gerichts vertrauen – das muss die Schuld feststellen und Strafe und Wiedergutmachung festsetzen. Im ersten Fall aber rät Jesus dem Betroffenen: Wenn du Gott ehren willst, dann ertrage die Beleidigung geduldig.

Dem Bösen keinen Widerstand leisten

Jesus fasst in Matthäus 5,39 das Prinzip zusammen, das dem Umgang mit unbedeutenden persönlichen Beleidigungen angemessen ist: »Ich sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dann biete die andere auch dar.«

Dieser Vers ist gerade in den letzten Jahrzehnten oft krass missverstanden worden. In den 70er-Jahren gab es in den USA eine Sekte, die den Wortlaut der King-James-Übersetzung »widersteht nicht dem Bösen« auf den Teufel persönlich deutete und daraus den Schluss zog, man müsse neben Jesus Christus auch ihn verehren!

Offensichtlich hat Jesus nicht gelehrt, dass man den Handlangern des Bösen in dieser Welt freie Hand lassen soll. Jesus selbst hat sich ständig mit bösen Menschen und Mächten auseinandergesetzt, hat sie durch seine Worte und seine Taten in die Schranken gewiesen. An zwei Stellen in den Evangelien wird berichtet, dass Jesus mit einer Geißel die Händler und Wechsler vertrieb, die den Tempel und damit das Haus seines himmlischen Vaters entheiligten (Mt 21,12; Joh 2,15).

Auch an anderen Stellen im Neuen Testament werden wir aufgefordert, dem Bösen zu widerstehen (Jak 4,7; 1Petr 5,9). Wir sollen falschen Lehrern widersprechen und ihre Lügen zurückweisen (Tit 1,9). Wir sollen dem Bösen in der Gemeinde widerstehen und Übeltäter ausschließen (1Kor 5,13, siehe auch Kapitel 7; dort wird das Thema Gemeindezucht ausführlicher behandelt). Paulus hat sogar gefordert, dass Gemeindeleiter, die fortgesetzt in Sünde leben, »in Gegenwart aller« zurechtgewiesen werden sollen, »damit auch die anderen sich fürchten« (1Tim 5,20).

Es liegt auf der Hand, aus Gründen, die schon genannt wurden, dass das Prinzip des Nicht-Widerstehens und die Regel mit dem Hinhalten der anderen Wange nicht auf staatliche Behörden anwendbar ist: Sie müssen selbstverständlich Verbrecher verfolgen und bestrafen. Vom Staat Wehrlosigkeit zu verlangen, hieße, die Gesellschaft dem Chaos zu überantworten. Regierungen haben ausdrücklich auch vor Gott die Verantwortung, »die zu bestrafen, die Böses tun, und die auszuzeichnen, die Gutes tun« (1Petr 2,13b; vgl. Röm 13,4). Ein funktionierendes Rechtswesen fordert von uns stets zweierlei: Wir sollen uns selbst an Recht und Gesetz halten, und es muss uns daran liegen, dass andere es ebenfalls tun. Strafverfolgung ist sowohl eine öffentliche Aufgabe als auch ein Akt der Fürsorge. Wer die Vergehen anderer entschuldigt oder verharmlost, macht sich letztlich zum Komplizen des Bösen. Und wer Unschuldigen und Hilflosen keinen Schutz zukommen lässt, ver-sündigt sich ebenfalls (Jer 5,28-29).

Es gibt in der Bibel also keinerlei Anhaltspunkte für die Auffassung, dass unsere Antwort auf das Böse stets passive Wehrlosigkeit sein soll. Das kann es jedenfalls nicht sein, was uns Jesus in Matthäus 5,39 lehrt. Aber was bedeutet es dann, wenn er sagt: »Ihr sollt dem Übel nicht widerstreben«?

Auch hier wendet sich Jesus gegen Vergeltung, Rache, anhaltenden Groll und Unversöhnlichkeit angesichts von persönlichen, aber nicht sonderlich ernstesten Angriffen. Das griechische Wort, das hier mit »widerstreben« oder »widerstehen« übersetzt wird, hat einen militanten Klang, dabei schwingt Rachsucht mit. Der Apo-

stel Paulus hat die Lehre Jesu in Römer 12,17-19 aufgenommen und weitergeführt: »Vergeltet niemand Böses mit Bösem! Seid allen Menschen gegenüber auf Gutes bedacht! Soweit es euch möglich ist, haltet mit allen Menschen Frieden! Rächt euch nicht selber, liebe Brüder, sondern lasst Raum für den Zorn Gottes; denn in der Schrift steht: Mein ist die Rache, ich werde vergelten, spricht der Herr.«

Wenn wir uns an diesen Rat halten, können wir in vielen Fällen Böses mit Gutem überwinden (V. 21).

Wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt

Nun könnte jemand einwenden, dass der Kreuzestod Jesu weder privat noch harmlos war. Und es ist richtig: Das Böse, das Jesus widerfahren ist, passt nun wirklich nicht in die Kategorie jener minderschweren Beleidigungen und Angriffe, die wir schweigend erdulden sollen.

Aber es passt in eine dritte Kategorie von Angriffen, die Jesus in seiner Bergpredigt ebenfalls erwähnt: Verfolgung um der Gerechtigkeit willen. Unser Herr lehrt, sogar, dass wir in diesem Fall »fröhlich leiden« sollen:

»Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein. Denn so wurden schon vor euch die Propheten verfolgt« (Mt 5,10-12).

Beachten Sie, wie wir Jesus zufolge auf diese Art von Bosheit und Bedrängnis reagieren sollen: »Freut euch und jubelt!« Hier ist nicht von aufgesetzter Fröhlichkeit die Rede und auch nicht von masochistischer Leidenssehnsucht. Es geht um inneren Frieden und um Souveränität. Es geht um genau die Haltung, die Jesus selbst gezeigt hat inmitten der Bedrängnis.

Wiederholt finden wir Jesus in der Bibel beschrieben als das

Lamm, das geschlachtet wird: »Als er gemartert wurde, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird; und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer, tat er seinen Mund nicht auf« (Jes 53,7). Die Betonung liegt auf seinem Schweigen und auf seiner Passivität. Er hat gelitten um der Gerechtigkeit willen, und es wäre falsch gewesen, wenn er zurückgeschlagen hätte. Warum?

Vor allem deshalb, weil Jesus keine legale Möglichkeit hatte, sich zu wehren. Die römischen Behörden und der jüdische Sanhedrin haben gemeinsame Sache gemacht, um Jesus zu beseitigen. Die Anklage gegen Jesus war schwerwiegend und öffentlich, doch Jesus hatte keine Möglichkeit, Rechtshilfe zu bekommen. Es gab keinen höheren Gerichtshof, an den er hätte appellieren können. Der einzige Ausweg wäre gewaltsame Rebellion gewesen. Aber diese Option hat Jesus im Garten Gethsemane bewusst verworfen, als er Petrus Einhalt gebot und ihn anwies, sein Schwert wieder in die Scheide zu stecken (Joh 18,11). Gewaltvoller Widerstand hätte ihn in diesem Fall ins Unrecht gesetzt, unabhängig davon, wie heimtückisch seine Ankläger waren, und unabhängig von seiner völligen Unschuld.

Jesus hat Petrus daran erinnert, dass ihm durchaus Mittel zur Verfügung standen – er hätte nur seinen Vater bitten müssen, und augenblicklich wären ihm himmlische Armeen zu Hilfe gekommen: »Mein Vater würde mir sogleich mehr als zwölf Legionen Engel schicken, wenn ich ihn darum bitte« (Mt 26,53). Jesus hätte also dem Kreuzestod entkommen können, wenn er es darauf angelegt hätte.

Aber das hat er nicht getan. Sein Auftrag auf dieser Erde wäre unerledigt geblieben; es hätte keine Sühne für die Sünden gegeben. Der Vater hatte ihm diesen Kelch zu trinken gegeben, und er wollte sich dem Willen des Vaters unterwerfen, auch wenn es ihn das Leben kostete. Er wollte das Böse mit Gutem überwinden.

Alle vier Evangelien berichten übereinstimmend davon, dass Jesus seinen Anklägern gegenüber geschwiegen hat. Wo sachliche Fragen an ihn gestellt wurden, da hat er sie aufrichtig, aber

knapp beantwortet. Aber in anderen Fällen hat er geschwiegen. Der Hohepriester verhörte Jesus hartnäckig, um einen Anlass für seine Verurteilung zu finden – »Jesus aber schwieg« (Mt 26,63). Als man Jesus vor Pilatus brachte, schwieg Jesus zu der langen Liste von fadenscheinigen Vorwürfen, die die Ältesten gegen ihn vorbrachten (Mt 27,12). Im Markusevangelium heißt es im selben Zusammenhang: »Pilatus wandte sich an ihn und fragte: Willst du denn nichts dazu sagen? Sieh doch, wie viele Anklagen sie gegen dich vorbringen. Jesus aber gab keine Antwort mehr, sodass Pilatus sich wunderte« (Mk 15,4-5). Johannes 19,9 zufolge fragte Pilatus Jesus nach seiner Herkunft – »Jesus aber gab ihm keine Antwort«. Bei Lukas lesen wir über das Verhör durch Herodes: »Er stellte ihm viele Fragen, doch Jesus gab ihm keine Antwort« (Lk 23,9).

Deshalb auch konnte Petrus, der als Augenzeuge viele dieser dramatischen Ereignisse beobachtet hat, später schreiben: »Er wurde geschmäht, schmähte aber nicht; er litt, drohte aber nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter« (1Petr 2,23).

»Vater, vergib ihnen«

Jesus hat in den letzten Stunden vor seinem Tod also nur wenig gesprochen, aber wenn er sprach, dann wurde aus seinen Worten stets deutlich, dass er nicht auf Rache aus war – und noch nicht einmal auf Selbstverteidigung. Vergebung war das vorherrschende Motiv seiner Gedanken selbst noch während des Hinrichtungsrituals. In dem Augenblick, als die Schmerzen am unerträglichsten waren, wo die meisten Gekreuzigten in ihrer Verzweiflung allenfalls einen Fluch über die Lippen gebracht hätten, hat Jesus für seine Peiniger Vergebung erbeten: »Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!« (Lk 23,34).

Bischof J.C. Ryle schreibt dazu: »Diese Worte sind vermutlich gesprochen worden, während unser Herr ans Kreuz genagelt wurde oder als das Kreuz aufgerichtet worden ist. Damit wird ein be-

merkwürdiger Zusammenhang erkennbar: In dem Augenblick, als das Blut des endgültigen Sühneopfers zu fließen begann, hat der große Hohepriester mit der Fürbitte begonnen.«

Erkennen wir, wie herrlich das ist? Obwohl Jesus Christus der souveräne, ewige, allmächtige Gott ist, hat er nicht gedroht, hat er nicht verdammt, hat er kein Verderben auf die Henkersknechte herabgerufen. Anstatt sie zu verfluchen, hat er für sie gebetet.

Zuvor hatte Jesus geboten: »Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen« (Mt 5,44). Aber wer hätte damals gedacht, dass Jesus seine Lehre unter Einsatz des eigenen Lebens unter Beweis stellen müsste?

Wie so viele Einzelheiten in der Leidensgeschichte unseres Herrn erfüllte sich auch in dieser Manifestation göttlicher Gnade eine alttestamentliche Prophetie. In Jesaja 53,12 heißt es: »Er gab sein Leben dem Tod preis und ließ sich unter die Verbrecher rechnen. ... Er trug die Sünden von vielen und trat für die Schuldigen ein.«

Für diese entscheidende Stunde ist Jesus in die Welt gekommen (Joh 13,1). Viele Male haben seine Feinde zuvor schon nach Möglichkeiten gesucht, ihn zu töten (s. Joh 7,30; 8,20). »Ich gebe mein Leben hin«, hatte Jesus gesagt. »Niemand entreißt es mir, sondern ich gebe es aus freiem Willen hin. Ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen. Diesen Auftrag habe ich von meinem Vater empfangen« (Joh 10,17-18). Alles, was in den bedrückenden Stunden vor seinem Tod geschehen ist, geschah »nach Gottes Ratschluss und Vorsehung« (Apg 2,23). Und das alles musste geschehen, »damit die Schrift erfüllt würde« (Joh 19,28; Mk 15,28).

Dazu ist Jesus gekommen (Joh 3,17). Der Sinn und Zweck der Menschwerdung Jesu war Vergebung und Versöhnung. Dafür ist Jesus gestorben. Darum hat Jesus gebetet. Sein Tod ist zum eindrücklichen Beispiel für Vergebungsbereitschaft geworden. Diesem Beispiel sollen wir folgen. Wenn Sie sich außerstande fühlen, diese Herausforderung anzunehmen, dann könnte es sein, dass Sie die volle Bedeutung des Geschehens noch nicht verstanden haben.

Die Szene könnte gegensätzlicher nicht sein: Hier ist Jesus, der sich demütig dem Willen seines Vaters unterwirft, »gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz« (Phil 2,8).

Und da ist die fanatisierte Menge, johlend, hämisch, und feuert die Folterer noch an, will erleben, dass die böse Tat vollendet wird. Sie kamen in diesem gewaltigen, heiligen Moment zusammen – das einmalige, makellose Lamm und die mordlustige, niederträchtige Menge: »Als sie an den Ort kamen, der Schädelstätte genannt wird, kreuzigten sie ihn dort« (Lk 23,33). Und wieder geschah das alles »nach Gottes Ratschluss und Vorsehung« (Apg 2,23), »damit die Schrift erfüllt würde« (Joh 19,28). Aber in diesem Augenblick hat sicher nur das Lamm selbst verstanden, dass hier Gottes Willen vollzogen wurde.

Es wird nicht ausbleiben, dass jemand fragt: Für wen hat Jesus denn nun gebetet? Für die jüdischen Entscheidungsträger, die beschlossen hatten, ihn aus dem Weg zu räumen? Für die römischen Soldaten, die die Exekution ausgeführt, ihn ans Kreuz genagelt, um seine Kleider gewürfelt haben? Für die gaffende Menge, die ihn verhöhnt hat?

Die Antwort muss lauten: für all diese – und für mehr als nur diese Menschen. In gewissem Sinn erstreckt sich das Gebet über die Menschen hinaus, die an jenem Tag an jenem Ort waren. Es bezieht sich auf jeden Menschen, der jemals Jesus vertraut und so seine Vergebung erlangt hat. Letztlich waren es unsere Sünden, die ihn ans Kreuz gebracht haben. Wir sind auf unsere Weise genauso schuldig wie die Männer, die die Nägel durch seine Hände und Füße getrieben haben. »Vater, vergib ihnen« – dieses Gebet war freilich keine Garantie für sofortige, bedingungslose und unterschiedlose Vergebung für jeden, der an der Kreuzigung Jesu Anteil hatte. Vielmehr war es eine Fürbitte für alle, die ihre Schuld einsehen und Jesus als ihren Herrn und Erlöser anerkennen würden. Jesus bat darum, dass Gott ihnen seine Vergebung nicht verweigern möge in dem Augenblick, wo ihnen das Ungeheuerliche ihrer Tat bewusst werden würde und sie Gottes Erbarmen erlebten. Wer dagegen unbelehrbar an Sünde und Rebellion festhält, der

kann eigentlich keine Vergebung erwarten. Folglich bedeutet die Fürbitte Jesu am Kreuz keine Absolution für alle, die an ihrem unerbittlichen Hass auf Jesus bis an ihr Lebensende festgehalten haben.

Gott bietet grundsätzlich allen Menschen Vergebung an, ohne Gegenleistung (Offb 22,17). Gott ist ebenso bereit zu vergeben, wie es der Vater des verlorenen Sohnes war. Gott setzt sich für jeden Sünder ein, der demütig und reuig zu ihm kommt (Hes 18,3-32; Apg 17,30). Wer sich so an ihn wendet, dem verspricht Gott, dass er ihn mit offenen Armen aufnimmt und ihm vergibt. Wer aber auf seinem Unglauben und Trotz beharrt, wird Gottes Vergebung nicht erfahren.

Jesus hat am Kreuz also für diejenigen seiner Peiniger gebetet, die ihre bösen Taten bereuen würden. Die Schuld, die sie auf sich geladen haben, war so ungeheuer groß, dass diese Menschen – einmal zur Besinnung gekommen – vermutlich geglaubt hätten, ihnen könne niemals vergeben werden – wenn sie nicht mit eigenen Ohren gehört hätten, dass Jesus für ihre Vergebung gelehnt hat.

Warum hat Jesus gebetet »Vater, vergib ihnen«? Bis dahin hatte er stets selbst Sündern Vergebung zugesprochen (z.B. Lk 7,48). Hatte er also nicht längst bewiesen, dass »der Menschensohn die Vollmacht hat, hier auf der Erde Sünden zu vergeben« (Mt 9,6)?

Das ist richtig. Aber nun hat er sozusagen als Sündenbock unsere Stelle eingenommen, starb an unserer statt, hat jedes göttliche Privileg aufgegeben und zuletzt sein Leben geopfert zu unseren Gunsten. Wie er da hing zwischen Himmel und Erde, repräsentierte er die sündhafte Menschheit. In dieser Funktion hat er *an den Vater* appelliert, er möge seinen Feinden und Folterern vergeben. Er hat sich in diesem Moment mit denen identifiziert, deren irrationaler Hass ihn in diese entsetzliche Lage gebracht hatte. So weitreichend, so erstaunlich ist die Gnade Gottes!

Die Worte Jesu »... denn sie wissen nicht, was sie tun« bedeuten offensichtlich nicht, dass seine Ankläger und Henker keine Ahnung von der schrecklichen Natur ihres Handelns gehabt hätten.

Den führenden Männern des jüdischen Volkes war bewusst, dass ihre Beschuldigungen gegen Jesus falsch waren (Mt 26,59). Und auch Pilatus wusste, dass Jesus unschuldig war (Lk 23,4). Wer die Vorgänge auch nur halbwegs bewusst verfolgte, konnte und musste erkennen, dass er Zeuge großen Unrechts war (Mk 14,56).

Und doch waren diese Menschen Blinde, angeführt von Unwissenden (Apg 3,17). Sie waren sich allesamt nicht der ungeheuren Tragweite ihres schändlichen Tuns bewusst. Sie waren vollkommen blind für das Licht der göttlichen Wahrheit.

Ihr Unwissen entschuldigt freilich nichts. Es war allzu offenkundig, wer Jesus war – es gab vielerlei Hinweise und Belege dafür. Er hatte die Menschen gelehrt, und sie waren sehr betroffen von seiner Lehre, »denn er lehrte sie wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten« (Mt 7,28-29). Sie hatten gesehen, wie er machtvolle Taten vollbracht hatte (Joh 10,32-33). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass einige, die nun seinen Tod gefordert haben, ihm noch kurze Zeit vorher nachgefolgt waren, nur um ja keines seiner Wunder zu verpassen. Einige mögen auch unter den Tausenden gewesen sein, die er gespeist hatte (Joh 6,26). Vielleicht waren einige auch Teil der Menge gewesen, die ihm noch eine Woche vor seinem Prozess einen begeisterten Empfang bereitet hatte (Mt 21,8-11). Und sicher kann all diesen Leuten nicht verborgen geblieben sein, was Jesus in ihrer Gegenwart gesagt und getan hatte. Und so steht fest: Ihr Unwissen an sich war nicht entschuldbar, und dieses Unwissen taugte schon gar nicht als Entschuldigung für ihre Mitwirkung an einem Justizmord.

Aber unser Herr hat in seiner großen Barmherzigkeit darum gebetet, dass ihnen Vergebung gewährt wird. In geistlicher Hinsicht waren sie blind und ganz und gar unempfindlich dafür, was sie Schreckliches getan hatten. Es war also nicht so, dass sie bewusst und in voller Absicht das Licht der Welt ausgelöscht hätten. Ihr Verstand war gänzlich blind für dieses wahrhaftige Licht, und so können sie die ganze Entsetzlichkeit ihres Verbrechens nicht verstanden haben. »Hätten sie die Weisheit Gottes erkannt, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt« (1Kor 2,8).

Bleibt die Frage: Ist das Gebet Jesu erhört worden?

Die Antwort ist ein eindeutiges Ja.

Pardon für einen Räuber

Die erste Antwort auf das Gebet Jesu kam auf dramatische Weise, noch bevor Jesus starb.

Sowohl bei Matthäus als auch im Markusevangelium wird berichtet, dass Jesus zwischen zwei Räubern gekreuzigt wurde. Diese Männer waren möglicherweise Aufrührer und Wegelagerer in einem. Das römische Recht ahndete Diebstahl und Raub nicht automatisch mit der Todesstrafe, also hatten sich die beiden Verbrecher vermutlich auch der Rebellion gegen die Obrigkeit schuldig gemacht. Vielleicht gehörten sie zum selben Umfeld wie Barrabas, der sowohl ein Räuber als auch ein Mörder war (Joh 18,40) und in einen Aufstand gegen Rom verwickelt war (Lk 23,18-19).

Jedenfalls waren diese beiden Männer Gesetzlose. Ihre Vergehen waren als Kapitalverbrechen eingestuft worden, und einer der beiden hat ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sie – anders als Jesus – die Todesstrafe tatsächlich verdient hatten (Lk 23,41).

Es handelte sich also um zutiefst verworfene Menschen, und die Härte ihrer Herzen zeigt sich darin, dass sie inmitten ihrer eigenen unsäglichen Schmerzen, den eigenen Tod vor Augen, beide noch Worte des Hohns für den Leidensgenossen in ihrer Mitte fanden. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten verspotteten Jesus mit den Worten: »Anderen hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen. Er ist doch der König von Israel! Er soll vom Kreuz herabsteigen, dann werden wir an ihn glauben« (Mt 27,42), und im nächsten Atemzug heißt es: »Ebenso beschimpften ihn die beiden Räuber, die man zusammen mit ihm gekreuzigt hatte« (V. 44, vgl. Mk 15,32).

Wie abgebrüht muss ein Mensch sein, damit er in einer so verzweifelten Lage noch höhnisch über das Leiden eines Unschuldigen lachen kann! Diese Männer waren unaussprechlich böse

Übeltäter. Sicher gehörten sie zu den Allerschlimmsten unter vielen anderen böartigen Menschen, die Jesus in seiner Todesstunde umgeben haben. Wie seltsam, sich vorzustellen, dass Jesus Gottes Vergebung für Menschen erfleht hat, die derart böse waren.

Der Evangelist Lukas hat ja das Gebet Jesu für seine Gegner überliefert, und bei ihm findet sich auch eine Art Nachtrag zur Geschichte der beiden Räuber. Während sie am Anfang noch beide spotteten, muss einer der beiden im weiteren Verlauf der Ereignisse eine dramatische Veränderung erlebt haben. Er hat beobachtet, wie Jesus still das Unrecht erduldet hat, ohne Verwünschungen auszustoßen und ohne im Gegenzug seine Widersacher zu schmähen, und dabei muss diesem Verbrecher seine eigene Erbärmlichkeit bewusst geworden sein, und er hat seine Taten bereut. Wie nun Jesus und der Räuber beide sterbend am Kreuz hingen, sagte dieser Mann: »Jesus, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst« (Lk 23,42).

Dieser schlichte Satz war unzweifelhaft ein Glaubensbekenntnis. Dem Mann war das Ausmaß seiner Schuld klar geworden. Er bekannte, dass die Strafe gegen ihn zu Recht verhängt worden war, während Jesus unschuldig war (V. 41). Sein Verhalten schlug um von törichtem Spott hin zu demütigem Lob. Er hat unausgesprochen anerkannt, dass Jesus zu Recht die Herrschaft über ein himmlisches Reich beansprucht (V. 42). Wahrscheinlich hat dieser Verbrecher nicht die volle Tragweite des Todes Jesu begriffen: In demselben Moment, in dem der Räuber die gerechte Strafe für seine Verbrechen gegen die Obrigkeit erhielt, hat Jesus Christus für die Sünden der ganzen Menschheit gegen Gott gesühnt.

Wie kann es sein, dass der Hohn dieses Mannes so schnell der Anbetung Platz gemacht hat? Fleisch und Blut haben ihm die Wahrheit nicht offenbart, sondern Gott hat ihm die Augen geöffnet in einem souveränen Akt. Noch in den letzten Augenblicken seines Erdenlebens hat dieser Mann von Gott gnädigerweise ein neues Herz geschenkt bekommen. Er hatte nichts, womit er sich die göttliche Gnade hätte verdienen können. Im Gegenteil – bis

zuletzt hatte er gespottet und hatte Jesus beleidigt, obwohl er ja selbst dem sicheren Tod entgegensah und danach dem göttlichen Gericht. Aber angesichts des stillen Leidens Jesu, angesichts des Lammes Gottes, das zur Schlachtbank geführt wurde, erwachte im Herzen dieses Räubers eine heilige Ehrfurcht vor Gott, und so wies er seinen Spießgesellen zurecht: »Du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist?« (Lk 23,40) – und mit dieser Aussage rief er zugleich sich selbst zur Ordnung. »Uns geschieht recht«, bekannte er, »wir erhalten den Lohn für unsere Taten; dieser aber hat nichts Unrechtes getan« (V. 41).

Wohl wissend, dass er von sich aus nichts zu hoffen hatte, wagte der Räuber nur eine bescheidene Bitte zu äußern: »Denke an mich.« Diese Bitte erinnert an den verzweifelten Hilferuf des Zöllners, der »nicht einmal wagte, seine Augen zum Himmel zu erheben, sondern schlug sich an die Brust und betete: Gott, sei mir Sünder gnädig!« (Lk 18,13). Es war der Griff nach dem letzten Strohalm, die resignierte Bitte eines Menschen, der weiß, dass er eigentlich keine Gnade verdient hat.

Jesus war bereit, auch noch dem gehässigsten Spötter zu vergeben, und so hat er die Bitte des Mannes gewährt. Weit mehr noch: »Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein« (Lk 23,43).

In dieses Versprechen eingeschlossen war die vollständige Vergebung jeder bösen Tat, die der Mann jemals begangen hatte. Keinerlei Sühneleistung wurde von diesem Sünder erwartet. Jesus hat ihm keine Bußübungen verordnet und hat ihm keine Läuterung im Fegefeuer angedroht. Jesus hat ihn noch nicht einmal getadelt, weil er sich so lange Zeit gelassen hat, bis er endlich zur Einsicht kam. Dem Mann wurde augenblicklich das Zugangsrecht zum Himmelreich gewährt: »Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.« Das Sühneopfer Jesu Christi war hinreichend, um auch diesem erbärmlichen Sünder vollständige und bedingungslose Vergebung anzubieten.

Darüber hinaus sind uns keine weiteren Worte zwischen Jesus und dem sterbenden Verbrecher überliefert. Beide litten unsäg-

liche Schmerzen. Kurze Zeit später haben sich beide im Paradies wiedergefunden. Jesus hat den Preis für die Sünden des Räubers bezahlt – und der Räuber ist mit der vollkommenen Gerechtigkeit des sündlosen Retters bekleidet worden. Vergebung war wunderbare Wirklichkeit geworden.

Übernatürliche Phänomene

All das geschah unter dem düsteren Schleier einer Finsternis. Matthäus berichtet: »Von der sechsten bis zur neunten Stunde herrschte eine Finsternis im ganzen Land« (Mt 27,45). Diese Finsternis, die so plötzlich über das Land fiel, kann keine gewöhnliche Sonnenfinsternis gewesen sein. Das Passahfest fällt stets zusammen mit dem Vollmond. Damit ist eine Sonnenfinsternis an diesem Tag ausgeschlossen. Folglich war die Finsternis übernatürlichen Ursprungs – ein Zeichen göttlichen Gerichtes. Gott hat an diesem Tag über die Sünden der Menschheit zu Gericht gesessen, und als ein Ergebnis dieses Gerichts erlosch das Licht der Welt. Es war die einsamste Stunde in der Geschichte des Universums, und nur Dunkelheit war einem solchen Moment angemessen.

Daneben spricht Matthäus von einer Reihe weiterer bemerkenswerter Ereignisse, die zum Zeitpunkt des Todes Jesu geschahen:

»Jesus schrie noch einmal laut auf. Dann hauchte er den Geist aus. Da riss der Vorhang im Tempel von oben bis unten entzwei. Die Erde bebte, und die Felsen spalteten sich. Die Gräber öffneten sich, und die Leiber vieler Heiligen, die entschlafen waren, wurden auferweckt. Nach der Auferstehung Jesu verließen sie ihre Gräber, kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen« (Mt 27,50-53).

Der Tod Jesu war kein zufälliges Missgeschick, auch wenn es allen Anwesenden so vorgekommen sein muss, als regiere nun das Chaos. Der Hirte war erschlagen, die Schafe der Herde zerstreuten sich. Den wenigen Augenzeugen, die noch ausharrten, mussten all diese Vorgänge wie ein grandioser Sieg der Mächte des Bösen erscheinen. Selbst die Natur schien in Aufruhr zu sein. Dunkelheit

und eine überwältigende Schwermut legte sich über das Land, dazu ein Erdbeben. Es musste den Menschen erscheinen, als sei die Welt in ausweglose Verzweiflung gestürzt worden.

Aber dieser Eindruck war himmelweit von der Wahrheit entfernt. Jesus Christus blieb die ganze Zeit über Herr der Lage. Den Pharisäern hatte er gesagt: »Ich gebe mein Leben hin, um es wieder zu nehmen. Niemand entreißt es mir, sondern ich gebe es aus freiem Willen hin. Ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen« (Joh 10,17-18). So chaotisch sich die Lage auch darstellte – keinen Augenblick lang hat Gott seine souveräne Kontrolle an die Verbrecher abgetreten. Im Gegenteil: An vielen Stellen in den Passionsberichten heißt es: »damit die Schrift erfüllt würde« (Joh 19,24.28.36). Alles entwickelte sich entsprechend dem göttlichen Plan.

Als Jesus starb, senkte er den Kopf und hauchte sein Leben aus. Niemand hätte ihm gegen seinen Willen das Leben nehmen können. Zu keiner Zeit hat er seine Göttlichkeit und seine Souveränität verloren. Alles, was geschah, entsprach Gottes Plan – und dieser Plan war dazu da, um Vergebung der Sünden zu ermöglichen. Was im Augenblick des Sterbens Jesu wie das schiere Chaos wirken musste, das war eine Reihe von Ereignissen, jedes für sich bedeutungsvoll, von Gott in Szene gesetzt, um klarzumachen, dass die Vergebung der Sünden erwirkt war.

Der Vorhang zerreißt

Bemerkenswert ist vor allem, dass der Vorhang im Tempel entzweigerissen ist, und zwar »von oben bis unten« (Mt 27,51). Gemeint ist der Vorhang, der innerhalb des Tempels die Grenze zum Allerheiligsten markierte. Diese Grenze durfte niemand übertreten mit Ausnahme des Hohenpriesters, und auch dieser ging nur einmal im Jahr mit Opferblut in das Allerheiligste, und zwar am Versöhnungstag.

Im Hebräerbrief, und da besonders in den Kapiteln 9 und 10,

wird die Bedeutung dieses Vorhangs ausführlich behandelt. Der Vorhang war demnach das Zeichen dafür, »dass der Weg in das Heiligtum noch nicht sichtbar geworden ist« (Hebr 9,8). Das alljährliche Opfer war nur ein Symbol gewesen für das vollkommene Opfer, das erst noch kommen musste, um dem Opferdienst ein für alle Mal ein Ende zu machen (Hebr 10,11-12). Dieses endgültige Opfer war das vergossene Blut Jesu Christi; es begründete den neuen Bund.

Die wichtigste Aussage, die sich in diesem neuen Bund manifestiert, ist die Garantie, dass Sünden für immer vergeben sind (V. 16-17). »Wo aber die Sünden vergeben sind, da gibt es kein Sündopfer mehr« (V. 18). Deshalb können sich nun alle Gläubigen furchtlos dem Allerheiligsten, dem himmlischen Thron der Gnade, nähern – durch das Blut Jesu (V. 19).

Dass der hoch hängende Vorhang von oben bis unten zerriss, signalisiert darüber hinaus, dass Gott höchstpersönlich den Vorhang zerrissen hat. Christus hat vollständige und andauernde Vergebung erwirkt. Von diesem Tag an waren die Opferrituale und der priesterliche Dienst im Tempel überflüssig. Nur ein Menschenalter später war der Tempel zerstört, und die Tradition des Opferdienstes, die seit der Zeit Moses bestanden hatte, war nun auch äußerlich erloschen.

Die Erde bebt

Matthäus berichtet weiter: »Die Erde bebte, und die Felsen spalteten sich« (Mt 27,51). Erdbeben sind in der Bibel stets als Lektion über den göttlichen Zorn zu verstehen. Nachdem Mose am Berg Sinai das Gesetz aus den Händen Gottes erhalten hatte, heißt es: »Der ganze Berg bebte gewaltig« (2Mo 19,18). Auch in den Psalmen steht die Erschütterung der Erde stets für den Zorn und das machtvolle Auftreten Gottes (Ps 18,8; 68,9; 77,19; 97,4). Das Jüngste Gericht wird von einem beispiellosen globalen Erdbeben begleitet werden (Hebr 12,26-27; Offb 6,14).

Tote stehen auf

Zeitgleich mit dem Erdbeben geschah ein weiteres Zeichen: »Die Gräber öffneten sich, und die Leiber vieler Heiligen, die entschlafen waren, wurden auferweckt« (Mt 27,52). In den anderen drei Evangelien wird dieses Zeichen nicht erwähnt. »Viele«, nicht alle Heiligen, die in und um Jerusalem begraben waren, wurden auferweckt. Der hier verwendete Ausdruck ist relativ und kann sich auf ein Dutzend oder mehr beziehen. Das Zeichen wird eher gehalten geschildert. Damit ist eigentlich ausgeschlossen, dass es sich um eine Totenaufweckung im großen Stil handelte. Jedenfalls waren es so viele, dass niemand dieses Ereignis wegdiskutieren konnte. Diese Menschen standen von den Toten auf, zweifellos in verherrlichten Leibern, und kamen »nach der Auferstehung Jesu ... in die heilige Stadt und erschienen vielen« (V. 53). Weiter erfahren wir nichts von diesen Menschen. Nachdem sie Zeugnis von der Auferstehung abgelegt haben, sind sie zweifellos in die Herrlichkeit eingegangen – als Vorläufer des Ereignisses, das Paulus in 1. Thessalonicher 4,16 beschreibt.

Die geschilderten Phänomene geschahen im selben Moment, und so sind in der dunkelsten Stunde der Weltgeschichte Zeichen des Triumphes aufgerichtet worden. Sie signalisieren, dass etwas wahrhaft Wunderbares geschehen ist: Jesus Christus hat Vergebung erwirkt. Der Gute Hirte hat sein Leben für die Schafe geopfert.

Selbst diesen Augenblick hat Gott noch genutzt, um Sünder zu erlösen. In Matthäus 27,54 heißt es: »Als der Hauptmann und die Männer, die mit ihm zusammen Jesus bewachten, das Erdbeben bemerkten und sahen, was geschah, erschrakten sie sehr und sagten: Wahrhaftig, das war Gottes Sohn!«

Ein Hauptmann kommt zum Glauben

Der Zenturio, von dem hier die Rede ist, war Anführer einer militärischen Einheit von hundert Soldaten. Offensichtlich war er

jener, der die Hinrichtung Jesu und der zwei Verbrecher überwachte. Er und einige seiner Leute hatten Jesus vermutlich schon seit der Gerichtsverhandlung im Prätorium, im Amtssitz des Pilatus, bewacht. Vielleicht waren einzelne von ihnen auch schon am Abend zuvor im Garten Gethsemane dabei, als Jesus verhaftet wurde, und wären damit Zeugen der Ereignisse von Anfang an gewesen.

Dieselben Soldaten hatten freilich auch Anteil an der menschenverachtenden Behandlung des Gefangenen. Womöglich waren sie es, die Jesus zum Gespött gemacht, ihm die Dornenkrone aufs Haupt gesetzt, ihn bespuckt, geschlagen und verhöhnt haben (Mt 27,27-30; Lk 22,63-64). Sie hatten ihm Nägel durch Handgelenke und Füße getrieben; sie hatten um seine Kleider gewürfelt; sie hatten sich über den Leidenden lustig gemacht.

Sie hatten mit angehört, wie Pilatus Jesus für unschuldig erklärt hatte. Sie wussten also, dass er kein Aufrührer war. Nichts an seinem Auftreten hatte ihn zu einer ernsthaften Bedrohung Roms oder der jüdischen Nation gemacht. Der augenfällige Unterschied zwischen Jesus und den beiden Verbrechern, die sie ebenfalls gekreuzigt hatten, kann den Soldaten nicht entgangen sein. Ihrer spöttischen Haltung nach zu schließen, haben sie Jesus anfänglich als Verrückten oder als überspannten religiösen Fanatiker abgetan.

Aber die unnatürliche Dunkelheit, das Erdbeben, die Art, wie Jesus sein Leiden erduldet hatte – das alles konnte auf diese Männer nicht ohne Wirkung bleiben. Im Markusevangelium lesen wir, dass die Umstände des Todes Jesu ihnen schließlich die Augen dafür geöffnet haben, wer Jesus war: »Als der Hauptmann, der Jesus gegenüberstand, ihn auf diese Weise sterben sah, sagte er: Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn« (Mk 15,39). Die Soldaten hatten fraglos schon unzählige Menschen am Kreuz sterben sehen, aber keiner war je so gestorben wie Jesus. Die Energie, die Jesus zum Schluss noch einmal aufgebracht haben muss, um laut aufzuschreien, war in diesem Stadium der Kreuzigung unerhört.

Matthäus schreibt, dass nicht nur der römische Zenturio, son-

dem auch die Soldaten unter seinem Kommando »sehr erschrecken« (Mt 27,54). Der griechische Ausdruck an dieser Stelle steht für außerordentliche, panische Furcht. Diese Art von Furcht trat häufig auf, wenn Menschen erkannt haben, wer Jesus wirklich war. Mit dem hier verwendeten Ausdruck beschreibt Matthäus auch die Reaktion der Jünger, als sie Jesus auf dem See wandeln sahen (14,26), und die Reaktion von Petrus, Jakobus und Johannes auf dem Berg der Verklärung, als sie Jesus in seiner Herrlichkeit sahen (17,6).

Die Soldaten am Fuß des Kreuzes erkannten mit einem Mal, wen sie da gekreuzigt hatten, und das Ergebnis war schieres Entsetzen. So furchterregend die Finsternis und das Erdbeben gewesen sein müssen – das war gar nichts im Vergleich zu der Erkenntnis, dass der, den sie da zu Tode gebracht hatten, tatsächlich der Sohn Gottes war – dass sein Anspruch, über den sich die jüdischen Führer derart ereifert hatten, also berechtigt gewesen war. Und so bediente sich der Hauptmann genau jener Worte, mit denen die leitenden Männer des jüdischen Volkes Jesus vor Pilatus angeklagt hatten (»... weil er sich als Sohn Gottes ausgegeben hat«, Joh 19,7).

Es scheint, dass der Hauptmann für sich und seine Männer ein ehrliches Glaubensbekenntnis abgelegt hat. »Wahrhaftig, das war Gottes Sohn!« (Mt 27,54). Lukas erwähnt, dass die Reaktion des Hauptmanns ein Akt der Anbetung war:

»Er pries Gott« (Lk 23,47). Einer uralten Überlieferung zufolge war der Name des Hauptmannes Longinus, und er soll nach dieser Bekehrung zu einem der ersten Mitglieder der Gemeinde Jesu geworden sein.

Der Hauptmann und all diejenigen Soldaten, die sein Bekenntnis teilten, waren eine weitere unmittelbare Antwort auf das Gebet Jesu für seine Peiniger. Gott selbst hat diese Männer gerettet als Reaktion darauf, dass sein Sohn in seiner Todesstunde für sie um Gnade gefleht hatte.

Wie können wir das wissen? Erlösung ist stets ein Ergebnis göttlicher Gnade. Der Glaube dieser Männer war der Beweis für das Wirken Gottes in ihren Herzen. »Keiner kann sagen: Jesus ist

der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet« (1Kor 12,3). Jesus hat deutlich gesagt, dass jede Äußerung des Glaubens ihren Ursprung in Gott hat (Mt 16,17). Nur Gott selbst konnte die harten Herzen dieses Zenturios und seiner Untergebenen verändern.

Zahllose Augenzeugen

Der Hauptmann und seine Soldaten waren nicht die Einzigen, die angesichts der Umstände des Todes Jesu entsetzt waren. Dem Lukasevangelium zufolge endete die Kreuzigung Jesu für die meisten der Gaffer auf dem Richtplatz in Trauer und Entsetzen: »Alle, die zu diesem Schauspiel herbeigeströmt waren und sahen, was sich ereignet hatte, schlugen sich an die Brust und gingen betroffen weg« (Lk 23,48).

Stunden vorher hatten sie noch dem blutdürstigen Mob angehört, der den Tod Jesu gefordert hatte. Nun hatten sie ihren Willen durchgesetzt, und was war das Ergebnis?: Verzweiflung, Kummer und Schrecken. Anstelle von Triumph empfanden sie Leere und Hoffnungslosigkeit. Sie schlugen sich an die Brust – das zeigt, dass sie verstört waren und dass ihnen das Gewissen schlug. Aber anders als der Hauptmann, der Gott lobte, ließen diese Menschen echte Buße vermissen. Anders als die Soldaten haben sie ihre Sünden nicht bekannt und haben in ihrem Unglauben verhartet. Die Menge zerstreute sich, jeder verkroch sich ängstlich in seiner Wohnung.

Und doch: Das Gebet am Kreuz ist auch im Folgenden noch von Gott erhört worden. Sieben Wochen später, am Pfingsttag, sprach Petrus vor einer großen Menschenmenge und ging in seiner Rede offensichtlich davon aus, dass viele seiner Zuhörer zu der rasenden Menge gehört hatten, die beim Prozess gegen Jesus und bei seiner Kreuzigung dabei war. Tatsächlich hat Petrus sie offen der Mittäterschaft beschuldigt: »Mit Gewissheit erkenne also das ganze Haus Israel: Gott hat ihn zum Herrn und Messias gemacht, diesen Jesus, *den ihr gekreuzigt habt*« (Apg 2,36).

Und sie haben ihre Schuld nicht geleugnet. Sie muss offensichtlich schwer auf ihnen gelastet haben, seit sie damals von Golgatha geflohen waren? Als sie Petrus so reden hörten, »traf es sie mitten ins Herz, und sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: Was sollen wir tun, Brüder?« (V. 37).

Petrus legte ihnen dringend nahe, dass sie Buße tun und sich zum Glauben an Jesus bekennen sollten. Die Reaktion auf diesen Aufruf war groß: »Die nun, die sein Wort annahmen, ließen sich taufen. An diesem Tag wurden etwa dreitausend Menschen zur Gemeinde hinzugefügt« (V. 41). Auch das war eine Antwort Gottes auf das Gebet seines Sohnes am Kreuz. Man kann also sagen: Das Wunder von Pfingsten geht in gewisser Weise direkt auf das letzte Gebet Jesu zurück.

Und diese dreitausend, die sich zu Pfingsten bekehrt haben, waren erst der Anfang. Es ist durchaus möglich, dass bis zum Ende der Zeit der Apostel ein Großteil der Menschen, die an der Verurteilung und Kreuzigung Jesu passiv oder aktiv Anteil hatten, zum Glauben gekommen sind – als Ergebnis seines Gebets um Vergebung für die Verfolger. Auch unsere Schuld hat ihn ans Kreuz gebracht, und deshalb sind wir genauso für seinen Tod verantwortlich wie diejenigen, die die Nägel durch seine Hände und Füße getrieben haben. Den Folterern und Henkersknechten hat Jesus am Kreuz Vergebung zugesprochen, und diese Vergebung spricht er bis heute Sündern zu. Wir, die wir selber von der Gnade Gottes und von seiner Vergebung leben, haben die feierliche Pflicht, anderen ebenfalls zu vergeben und ihnen gegenüber barmherzig zu sein (Eph 4,32).

Jesus hat einen unglaublich hohen Maßstab gesetzt. Er hat nicht Gleiches mit Gleichem vergolten, er hat still erduldet, was andere ihm angetan haben. Er hat für seine Verfolger um Vergebung gebetet. Er hat gern und großzügig vergeben und hat uns damit ein Beispiel gegeben, dem wir folgen sollen.

Aber wie schwer fällt es uns, diesem Beispiel zu folgen! Wenn uns Unrecht zugefügt wird, finden wir schnell gute Gründe für einen Gegenangriff, und es erscheint ungleich schwerer, dem Vor-

bild Jesu nachzueifern. Und doch sollen wir unsere Sache Gott, »dem gerechten Richter« (1Petr 2,23), überlassen, wie Jesus es getan hat.

Können wir das Geschehen am Kreuz betrachten und die Tiefe des Leidens Jesu begreifen und gleichzeitig daran festhalten, dass wir selbst anderen nicht vergeben wollen? Müssen wir nicht unsererseits barmherzig sein, so wie Gott mit uns barmherzig umgegangen ist (siehe dazu Mt 18,21-35)? Uns ist viel vergeben, deshalb sind wir sowohl unserem Herrn als auch unseren Mitmenschen viel schuldig (Lk 7,47). Möge Gott uns die Gnade schenken, dass wir von ihm Barmherzigkeit lernen.

Kapitel 3

Wenn wir unsere Sünden bekennen ...

»Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht; er vergibt uns die Sünden und reinigt uns von allem Unrecht.« 1. Johannes 1,9

Das ist einer der Verse, den viele Christen unmittelbar nach ihrer Bekehrung auswendig gelernt haben. Warum gerade diesen Vers? Nun, Menschen, die bis dahin lebenslang mit Schuld zu kämpfen hatten, empfinden den Zuspruch von Vergebung und die Befreiung von dieser Schuld als starken Trost.

Aber gerade um diesen Vers gibt es gegenwärtig Verwirrung. Einige in den USA sehr angesehene Ausleger sind der Ansicht, dass Christen Gott nicht um Vergebung bitten sollten, weil ihnen ja bereits vergeben *ist*. Wer trotzdem noch um Vergebung bittet, drückt dieser Lehrmeinung zufolge nicht Glauben, sondern Zweifel aus. Demnach hätte 1. Johannes 1,9 keine Bedeutung für Christen.

Einer der bekanntesten Vertreter dieser Ansicht ist Bob George, ein populärer Buchautor und Radioprediger. George zufolge führen Christen, die um Vergebung bitten, »ein Leben in Ungewissheit ... – sie bezweifeln, dass ihnen wirklich alle Sünden vergeben sind.«¹

George ist sich mit einigen anderen Auslegern darin einig, dass der *einzig*e Weg zur christlichen Freiheit darin besteht, von der eigenen Schuld endgültig abzusehen und Gottes Vergebung in Anspruch zu nehmen, die durch Jesus Christus ein für alle Mal erwirkt ist.

Vieles an dieser Auffassung leuchtet unmittelbar ein. Umso größer ist die Verwirrung, die dadurch unter vielen aufrichtig gläubigen Menschen entstanden ist. Wie wir in Kapitel 1 gesehen

1 Bob George, »Growing in Grace«, Eugene 1990; S. 67.

haben, *sind* die Sünden der Gläubigen tatsächlich vergeben. Jesus Christus *hat* für sie gesühnt. Christen sind befreit von der Schuld ihrer Sünden und haben die vollkommene Gerechtigkeit Jesu Christi angezogen. Ihre Rechtfertigung vor Gott ist eine unumstößliche Tatsache. »Jetzt gibt es keine Verurteilung mehr für die, welche in Christus Jesus sind«, heißt es im Römerbrief (Röm 8,1). »Wer kann die Auserwählten Gottes anklagen? Gott ist es, der gerecht macht. Wer kann sie verurteilen? Christus Jesus, der gestorben ist, mehr noch: der auferweckt worden ist, sitzt zur Rechten Gottes und tritt für uns ein« (Röm 8,33-34). »Christus hat uns vom Fluch des Gesetzes freigekauft« (Gal 3,13).

Vom Richterstuhl Gottes aus gesehen, sind die Sünden der Gläubigen also schon vergeben, bevor sie überhaupt begangen werden. Gott als der Richter hat Jesus Christus bereits für die Sünden der ganzen Welt bestraft, und deshalb wird er uns im Gericht unsere Sünden nicht mehr vorhalten. »Selig sind die, deren Frevl vergeben und deren Sünden bedeckt sind. Selig ist der Mensch, dem der Herr die Sünde nicht anrechnet« (Röm 4,7-8). Tatsache ist: Alle Christen sind in diesem seligen Stand, und diese Tatsache ist die Grundlage unserer Freiheit in Christus. So weit, so wahr.

Aber das ist noch nicht die ganze Wahrheit. Wir sollten nicht dem Trugschluss erliegen, dass Gott sich aufgrund unserer Rechtfertigung nicht mehr um unser sündiges Verhalten schert. Nicht einen Moment sollten wir glauben, dass Christen fröhlich vor sich hin sündigen könnten, ohne Gottes Zorn herauszufordern. Und wir dürfen uns auch nicht einreden lassen, dass Reue über persönliche Sünden ein Hindernis für geistliches Wachstum darstellt. Die Behauptung, dass Christen nicht um Vergebung für aktuelle Schuld bitten dürfen, ist biblisch in keiner Weise haltbar. Wenn Christen sich der Täuschung hingeben, dass sie sündigen könnten, ohne Gott zu beleidigen und ohne erneut auf Vergebung angewiesen zu sein, dann sind sie verraten und verkauft.

Das wird deutlich, wenn wir uns gründlicher mit diesem Thema beschäftigen.

Sollen Christen um Vergebung bitten?

Vor einiger Zeit bekam ich einen Rundbrief von einer der Organisationen, die lehren, dass Christen niemals Gottes Vergebung erbitten sollten. In der Einleitung schrieb ihr Gründer:

»Sicher kennen auch Sie Menschen, die etwa so beten: ›Herr, wir bitten Dich, vergib uns alle unsere Sünden.‹ Aber Moment mal: Warum bitten Christen, denen doch bereits vergeben ist, erneut um Vergebung? Bezweifeln sie etwa, dass Gott ihnen wirklich vergeben hat? Wenn sie andererseits glauben, dass ihnen vergeben ist, warum bitten sie dann wieder und wieder darum? Ihre Gebete offenbaren ihren Unglauben.«

Einige Absätze weiter schlägt er vor, wie man stattdessen beten sollte:

»Haben Sie dagegen schon einmal gehört, dass jemand folgendermaßen gebetet hätte: ›Herr, ich danke Dir, dass ich vor Dir stehen kann als ein Mensch, dem restlos vergeben ist. Danke, dass ich vor Dir so makellos bin wie frisch gefallener Schnee?‹ Solche Gebete sind eher selten, aber sie dringen durch zum Herzen Gottes, denn sie sind getragen von dem Glauben, dass Gott uns tatsächlich in Christus vergeben hat, wie es in Epheser 4,32 heißt. Wir können uns Gott nicht noch geneigter machen, indem wir uns einreden, er müsse ständig unzufrieden sein mit uns. Gewiss sind wir nur, wenn wir fest glauben, dass Gott uns keine einzige Sünde nachträgt. Um es mal drastisch auszudrücken: Wenn ein Christ zum x-ten Mal Gottes Vergebung für eine hartnäckige Sünde erfleht, dann strapaziert er damit grundlos Gottes Geduld.«

Diese Sicht der Dinge, dieses Verständnis von Vergebung hat eigentlich nur einen fatalen Fehler: Die biblischen Schriften lehren das eindeutige Gegenteil.

Jesus hat seine Jünger eindeutig angewiesen, so zu beten: »Vergib uns unsre Sünden« (Lk 11,4). Wer gegen das Gebet um Vergebung argumentiert, muss die fünfte Bitte aus dem Vaterunser streichen. Da wird dann behauptet, dass diese Bitte in einen anderen Zusammenhang gehört – dass sie Bestandteil des Alten Testa-

ments sei, des mosaischen Gesetzes. Wer so denkt, behauptet allen Ernstes, dass Jesus Gesetz und nicht Gnade verkündigt hat, als er seine Jünger das Vaterunser lehrte. Folgerichtig sei es eine Verführung zur Gesetzlichkeit, wenn man von Christen erwartet, dass sie das Vaterunser beten.

Ein Mann, der diese Auffassung vertritt, schrieb mir in einem Brief:

»Das Vaterunser gehört in die Ära des Alten Testaments, als noch das Gesetz und nicht die Gnade das beherrschende Prinzip war. Kann sich auch nur ein Gläubiger heutzutage wirklich vorstellen, dass Gottes Vergebung davon abhängt, ob wir selbst bereit sind zu vergeben? Dass wir also Gottes Vergebung quasi als Frucht unseres Verhaltens anderen gegenüber ernten? Ist es also wahr, dass Gott uns nicht vergibt, wenn wir nicht anderen vergeben? Und sollen Christen tatsächlich in der Sorge leben, dass Gott denen seine Vergebung wieder abspricht, die ihrerseits anderen nicht vergeben wollen? Ich kann das nur so interpretieren, dass die Aussagen im Vaterunser Gesetz und nicht Gnade sind. Die Vorstellung, dass Gott seine Vergebung von Bedingungen abhängig macht, ist Christen fremd.«

Hier wird ein grundlegendes Missverständnis erkennbar. Vergebung wird im Zeitalter des Neuen Bundes nicht anders gewährt als zu alttestamentlicher Zeit. Auch unter dem Alten Bund gab es Erlösung stets nur durch Gnade, nicht durch das Gesetz. Die Gläubigen wurden gerechtfertigt allein aus dem Glauben und nicht durch Werke. Paulus argumentiert im Römerbrief Kapitel 4 so: Die Erlösten aller Zeiten sind genauso erlöst worden wie Abraham, es ist ihnen Gerechtigkeit zugerechnet worden einzig und allein aufgrund ihres Glaubens (Röm 4,1-5). Das trifft auch auf die Heiligen zu, die zur Zeit des Alten Bundes unter dem mosaischen Gesetz gelebt haben, wie z.B. David (V. 6-8). Ihre Sünden sind genauso vergeben worden, wie sie uns heutzutage vergeben werden, und sie sind ebenso mit vollkommener Gerechtigkeit bekleidet worden, die ihnen durch den Glauben zugerechnet worden ist.

Anders ausgedrückt: Auch wenn man das Vaterunser dem

Alten Bund zuordnet oder irgendeine andere Einschränkung vornimmt, ändert das nichts an der Tatsache, dass Jesus bereits gerechtfertigte Menschen aufgefordert hat, im Gebet Gottes Vergebung zu erbitten.

Warum sollen wir Gott um Vergebung bitten, wenn er uns doch schon gerechtfertigt hat?

Wenn die Rechtfertigung Sünden der Vergangenheit, der Gegenwart und sogar der Zukunft einschließt, sodass es keine Verdammnis für alle gibt, die in Christus sind (Röm 8,1), warum sollen jene, die an ihn glauben, dann trotzdem noch um Vergebung bitten? Erleben wir in dem Fall nicht etwas, was wir längst empfangen haben?

Das Ganze also noch mal von vorne, und zwar eng an der Bibel entlang. Zunächst einmal ist es eine schlichte Tatsache, dass in der Bibel immer wieder von erlösten Menschen die Rede ist, die regelmäßig Vergebung erbitten. Dazu muss man sich nur einige der Bußpsalmen ansehen (Ps 6; 32; 38; 51; 102; 130; 143). Genauso deutlich steht es im Gebet des Herrn (Lk 11,2-4), und 1. Johannes 1,9 spricht ebenfalls davon.

Solange Christen in einer gefallenen Welt leben und nach wie vor Menschen mit sündhaften Neigungen sind, begehen sie im Alltag Sünden und müssen deshalb in einem gewissen Sinn immer wieder gereinigt werden, obwohl sie in einem anderen Sinn schon rein sind »durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung im Heiligen Geist« (Tit 3,5).

Diese zwei unterschiedlichen Arten von Reinigung sind besonders eindrücklich beschrieben im Johannesevangelium Kapitel 13, wo die Umstände des letzten Abendmahls geschildert werden: Jesus wollte seinen Jüngern die Füße waschen, und Petrus wehrt dieses Ansinnen zunächst ab. Wie könnte er sich von Jesus, dem Messias, in dieser demütigen Haltung dienen lassen? Also sagt er zu Jesus: »Niemals sollst du mir die Füße waschen!« (Joh 13,8).

Jesus entgegnet ihm: »Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir.«

Petrus kombiniert blitzschnell, dass eine Fußwäsche womöglich noch zu überbieten ist: »Herr, dann nicht nur meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt« (V. 9).

Jesus macht mit seiner Antwort klar, dass es ihm um zwei grundverschiedene Arten von Reinigung geht: »Wer gewaschen ist, bedarf nichts, als dass ihm die Füße gewaschen werden; denn er ist ganz rein und braucht sich nur noch die Füße zu waschen. Auch ihr seid rein, aber nicht alle« (V. 10).

Das Bad steht für die Rechtfertigung. Wer bereits gerechtfertigt ist, dem ist die Strafe für seine Sünden in alle Ewigkeit erlassen. Er muss nicht noch einmal gerecht gesprochen werden. Mit den Folgen der Sünden, die er im Alltag begeht, muss er sich gleichwohl noch befassen. Sünde muss regelmäßig bekannt und bereut werden, und der liebende, aber betrübte Vater will um Vergebung gebeten werden.

Die Verbformen in 1. Johannes 1 weisen ebenfalls auf diesen Sachverhalt hin. Vers 7 müsste man eigentlich übersetzen mit »das Blut seines Sohnes Jesus reinigt uns fortgesetzt von aller Sünde«. Die Verbform signalisiert einen andauernden Vorgang. Entsprechend kann man auch 1. Johannes 1,9 so lesen: »Wenn wir *unablässig* unsere Sünden bekennen ...«

Folglich ist in 1. Johannes 1 weder das Bekenntnis der Sünden noch die Reinigung von den Sünden ein einmaliges, abgeschlossenes Ereignis. Aus diesen Versen kann man jedenfalls nicht ableiten, dass Gott die täglichen Übertretungen der Gläubigen großzügig übersieht, geradeso, als ob unsere Rechtfertigung neuerliche Sünden zu einer belanglosen Nebensache herabstufen würde.

Und doch sorgt diese Frage unter vielen Christen immer wieder für Verwirrung. Warum müssen wir Gottes Vergebung erbiten, obwohl er uns doch schon Vergebung zugesprochen und uns gerechtfertigt hat?

Nun, Gottes Vergebung hat stets zwei Aspekte. Zum einen

gewährt Gott in seiner Eigenschaft als Richter Vergebung in einem juristischen Sinn. Das ist die Vergebung, die uns durch das Sühneopfer Jesu Christi zugutekam. Sie bewahrt uns vor der ewigen Verdammnis und ist gleichzusetzen mit der Rechtfertigung. Diese Art von Vergebung ist ein für alle Mal vollkommen und muss nie wieder erbeten werden.

Zum anderen bietet uns Gott auch in seiner Eigenschaft als liebender Vater Vergebung an. Natürlich ist Gott betrübt, wenn seine Kinder sündigen. Seine Vergebung im juristischen Sinn erstreckt sich auf die strafwürdige Schuld, aber sie hebt nicht zugleich auch die väterliche Missbilligung unserer Sünden auf. Gott züchtigt die Menschen, die er liebt, und hat dabei ihr Wohl im Sinn (Hebr 12,5-10).

Die Vergebung, die Christen in ihrem täglichen Wandel erbiten sollen, ist also nicht der Gnadenerlass eines zornigen Richters, sondern das Erbarmen eines betrübten Vaters. Auf diese Art von Vergebung bezieht sich auch die Bitte in dem Gebet, das Jesus uns gelehrt hat. Die ersten Worte des Gebets, »Unser Vater«, belegen ja hinlänglich, dass es um eine familiäre Beziehung geht und nicht um ein Gerichtsverfahren. Dasselbe trifft zu auf 1. Johannes 1. Auch dort geht es um die »Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus« (V. 3); und damit ist klar, dass Vers 9 vom Verzeihen des Vaters und nicht von der Gnade des gestrengen Richters handelt.

Vor Gericht geht es um Strafe und Straferlass. Die Vergebung der Eltern dagegen hat mit dem Schaden zu tun, den die Sünde im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern angerichtet hat. Gnade im rechtlichen Sinn hebt das Verdammungsurteil eines allmächtigen, erzürnten Richters auf. Vergebung innerhalb der Familie bereinigt die Beziehung zu einem traurigen und ungehaltenen, aber immer noch liebenden Vater. Vergebung im juristischen Sinn verhilft uns zu einem unanfechtbaren Status im göttlichen Gericht. Die väterliche Vergebung Gottes dagegen bezieht sich auf den aktuellen Stand unserer Heiligung. Diese Vergebung wird vom Thron der göttlichen Gnade aus gewährt (Hebr 4,16). Als Richter

ist Gott grundsätzlich bereit, Sündern zu vergeben; als Vater ist er bereit, seinen Kindern zu vergeben und ihnen zu helfen, wenn sie gesündigt haben.

Ist Gott jemals zornig auf seine eigenen Kinder?

Allein schon der Gedanke, dass Gott über seine Kinder erbost sein könnte, befremdet viele Christen. Sie können oder wollen sich nicht vorstellen, dass die Sünden eines Gläubigen Gottes Zorn herausfordern. Vor einiger Zeit schrieb jemand an unsere Gemeinde:

»Wollen Sie etwa behaupten, dass Gott auf seine eigenen Kinder zornig wird? Wenn wir mit der Gerechtigkeit Christi bekleidet sind, wie könnte Gott dann unsere Sünde auch nur sehen? Wenn er unsere Sünde also nicht wahrnehmen kann, dann kann sie ihn auch nicht betrüben. Ich dachte immer, dass Gott nicht von Christen gekränkt werden kann, denn er nimmt uns in Christus so an, als wären wir genauso gerecht wie Christus. Und mit ihm, seinem geliebten Sohn, ist er hochzufrieden – er hat Wohlgefallen an ihm!

Außerdem: Wenn wir annehmen, dass Gott zornig wird, wenn seine Kinder sündigen – können wir dann noch ernstlich glauben, dass er uns grundsätzlich vergeben hat?«

Eine fragwürdige Gnadenlehre hat mancherorts zu der Vorstellung geführt, dass Gott sich durch Erlösung und Rechtfertigung des Sünders gewissermaßen selbst gebunden habe und über aktuellen Ungehorsam und Sünde des Gläubigen hinwegsehen müsse. Einige Vertreter dieser Lehren glauben offenbar, dass Gott nicht länger das Recht hat, uns für Ungehorsam zur Verantwortung zu ziehen, nachdem ja Jesus unsere Sünden bereits gesühnt hat.

Aber eine solche Sicht lässt sich nur begründen, wenn man einige wichtige andere Lehren ignoriert oder wegerklärt. Wie wir bereits gesehen haben, lehrt die Schrift eindeutig, dass Gott seine ungehorsamen Kinder züchtigt:

»Ihr habt die Mahnung vergessen, die euch als Söhne anredet:

›Mein Sohn, verachte nicht die Zucht des Herrn, verzage nicht, wenn er dich zurechtweist.« Denn wen der Herr liebt, den züchtigt er; er schlägt mit der Rute jeden Sohn, den er gernhat. Haltet aus, wenn ihr gezüchtigt werdet. Gott behandelt euch wie Söhne. Denn wo ist ein Sohn, den sein Vater nicht züchtigt? Würdet ihr nicht gezüchtigt, wie es doch bisher allen ergangen ist, dann wäret ihr nicht wirklich seine Kinder, ihr wäret nicht seine Söhne. Ferner: An unseren leiblichen Vätern hatten wir harte Erzieher, und wir achteten sie. Sollen wir uns dann nicht erst recht dem Vater der Geister unterwerfen und so das Leben haben? Jene haben uns für kurze Zeit nach ihrem Gutdünken in Zucht genommen; er aber tut es zu unserem Besten, damit wir Anteil an seiner Heiligkeit gewinnen. Jede Züchtigung scheint zwar für den Augenblick nicht Freude zu bringen, sondern Schmerz; später aber schenkt sie denen, die durch diese Schule gegangen sind, als Frucht den Frieden und die Gerechtigkeit« (Hebräer 12,5-11).

Welcher Art sind die Erziehungsmaßnahmen, die Gott seinen Kindern angedeihen lässt? Danach müssen wir fragen, wenn wir verstehen wollen, was es mit der Vergebung auf sich hat, um die wir Jesus zufolge bitten sollen.

Bob George unterscheidet deutlich zwischen *Bestrafung* und *Züchtigung*. Er schreibt:

›Obwohl die Begriffe *Bestrafung* und *Züchtigung* oft gleichgesetzt werden, sind sie doch in ihrer Bedeutung sehr unterschiedlich. Die Verwirrung rührt vermutlich her von unser aller Erfahrung mit wohlmeinenden, aber fehlbaren Eltern, die uns oft in Liebe gezüchtigt, manchmal aber auch im Zorn und aus Frustration heraus bestraft haben. Diese Erfahrungen projizieren wir dann auf Gott und nehmen selbstverständlich an, dass er genauso handelt. Aber diese Vorstellung ist himmelweit von der Wahrheit entfernt. Sie ist eine der letzten Bastionen gesetzlichen Denkens, und diese Bastion muss geschleift werden, damit ein Mensch sich wirklich der Gnade Gottes erfreuen kann. Lassen Sie uns also nach einer angemessenen Definition der Begriffe suchen.

Bestrafung wird einem Menschen auferlegt, der sich eines Ver-

brechens oder Vergehens schuldig gemacht hat. Es geht dabei um Vergeltung (jemandem zurückzahlen, was er verdient) und nicht so sehr um Besserung.

Züchtigung ist etwas völlig anderes. Züchtigung hat viel mit Erziehung gemeinsam. Sie hat zum Ziel, dass ein Mensch Selbstbeherrschung lernt, seinen Charakter und seine Fähigkeiten entwickelt.«²

In diesen Gedanken steckt viel Wahres. Bestrafung hat oft kein anderes Ziel, als dass Recht und Unrecht sozusagen verwaltet wird. Die Todesstrafe zum Beispiel hat keinerlei bessernden Effekt. Sie hat nicht zum Ziel, den Täter wieder in die Gesellschaft einzugliedern, sondern ist lediglich eine Konsequenz, die dem droht, der bestimmte Verbrechen begeht.

Es ist auch richtig, dass Züchtigung nicht immer und nicht unbedingt Elemente von Strafe beinhalten muss. Wenn Bob George von Züchtigung spricht, dann führt er als Beispiel einen Basketballtrainer an, der seiner Mannschaft ein hartes Programm von Übungen auferlegt, damit die Spieler für den Wettbewerb fit werden. Die Spieler sollen also nicht bestraft werden, sondern sie sollen in Form kommen – das ist das Ziel. Weiter schreibt George:

»Bestrafung und Züchtigung können sich mitunter gleich *anfühlen* für den, der bestraft oder gezüchtigt wird. Aber der gravierende Unterschied liegt sowohl in der Haltung als auch in der Absicht dessen, der züchtigt – oder eben straft. Gerechter Zorn und Empörung sind die Haltung dessen, der straft, und sein Ziel ist die Wiederherstellung von Gerechtigkeit. Das Motiv dessen, der züchtigt, ist dagegen Liebe, und sein Ziel ist die Entwicklung und Förderung des Gezüchtigten.«³

Nun kann man allerdings mit Recht einwenden, dass Züchtigung manchmal eben doch Strafe beinhaltet. Und es ist auch nicht wahr, dass Strafe niemals einen heilsamen Effekt hätte. Bob George erzählt zum Beispiel selbst von einem Verkehrspolizisten,

2 Bob George, »Classic Christianity«, Harvest House; Eugene, USA, 1989, S. 193-194.

3 Ebd., S. 195.

der ihm wegen zu schnellen Fahrens einen Strafzettel verpasst hat:

»Sehen Sie, den Polizisten interessiert nicht, warum einer zu schnell gefahren ist. Es kümmert ihn auch nicht, ob man absichtlich oder aus Versehen zu schnell war. Er will nichts hören davon, dass man sich ja an all den anderen Tagen streng an die Begrenzung gehalten hat. Er weiß nur, dass man diesmal die Regeln verletzt hat, und präsentiert einem nun die Quittung. Es wird Ihnen auch aufgefallen sein, dass mein Polizist gegen die fünfzig anderen vorbildlichen Autofahrer vor und nach mir nichts unternommen hat. Er saß nur abwartend da, bis er einen mit zu hoher Geschwindigkeit erwischt hat – erst dann ist er in Aktion getreten. Das ist das Wesen von Bestrafung.«⁴

Aber wenn George damit andeuten will, dass ein Strafzettel wegen zu schnellen Fahrens nicht mit der Absicht der Abschreckung verknüpft ist, dann liegt er falsch. Strafmandate wegen zu schnellen Fahrens sind natürlich die unmittelbare Folge von Fehlverhalten, aber sie sollen eben auch von zukünftigen Verkehrsverstößen abschrecken. Wenn die Geldbuße hoch genug ist, dann wird das dem Fahrer im Gedächtnis bleiben, und er wird es sich in Zukunft genau überlegen, ob er die Regeln wirklich missachten will. Auch das war die Absicht der Behörden, als sie den Bußgeldkatalog erstellt haben – und oft verweisen Verkehrspolizisten ja auch ausdrücklich auf diese Absicht, wenn sie einem den Strafzettel aushändigen. (»Diesmal sind Sie mit ... dabei; das wird Ihnen helfen, beim nächsten Mal besser auf den Tacho zu achten.«)

Ein Strafzettel zielt also zumindest auch auf Besserung und Verhaltensänderung. Das gilt genauso für viele andere Strafmaßnahmen. Und umgekehrt beinhaltet Züchtigung – auch und gerade die elterliche Züchtigung, wie sie in Hebräer 12 beschrieben wird – oft auch einen strafenden Aspekt.

Bob George will Züchtigung und Bestrafung in einer Weise auseinanderdividieren, dass sie sich gegenseitig ausschließen. Er

4 Ebd., S. 193.

streitet ausdrücklich ab, dass Gott Strafe im Sinn haben könnte, wenn er Gläubige züchtigt. George schreibt: »Gott befasst sich im Neuen Bund mit seinen Kindern *niemals* auf der Grundlage von Strafe ... Er begegnet uns nicht im Zorn und nicht mit Forderungen nach Gerechtigkeit.«⁵

Aber das lässt sich nicht zur Deckung bringen mit den Aussagen der Bibel. Der Basketballtrainer ist ein unpassendes Beispiel für das, was in Hebräer 12 behandelt wird. Dort ist eher von einem betrübten Vater die Rede. Die Bibel bemüht das Bild von der Rute, mit der Gott die Gläubigen züchtigt. Richtig gelesen: Er züchtigt seine Kinder in Liebe und zu ihrem Besten, und er hat ihre Besserung und ihr Heil im Sinn und nicht Vergeltung. Und dennoch spricht der Verfasser des Hebräerbriefes in diesem Abschnitt unverkennbar auch von einem strafenden Element in der Züchtigung. Es geht um strenge, aber liebevolle elterliche Strafmaßnahmen. Den Kindern in diesem Bild wird der Hintern versohlt, sie werden nicht nur von einem wohlwollenden Trainer über den Sportplatz gescheucht.

Dazu kommt, dass Besserung und Veränderung nur da eintritt, wo jemand einsieht, dass er etwas falsch gemacht hat. Ein guter Trainer verbannt undisziplinierte Spieler auf die Ersatzbank oder lässt sie büßen, indem er ihnen ein paar Extrarunden verordnet. Die strafende Absicht liegt auf der Hand; die Maßnahme soll Einsicht und Scham bewirken. Das ist entscheidend. Gott hasst unsere Sünden, und das ist zugleich Ausdruck seiner Liebe zu uns. Es ist ihm nicht egal, wie wir uns verhalten. Damit ist seine Liebe eher mit der Liebe von Eltern vergleichbar und eben nicht mit dem Wohlwollen eines Trainers, der lediglich hofft, dass sein Team gut abschneidet. Und wenn Gott züchtigt, dann ist sowohl der strafende Aspekt als auch die heilsame Absicht dieser Züchtigung ein Ausdruck seiner Liebe.

Es gilt an dieser Stelle auf die Begriffe zu achten, mit denen die Züchtigung in Hebräer 12 beschrieben wird. Sie lassen sich überset-

5 Ebd., S. 194, Hervorhebung im Original.

zen mit »mäßigen«, »züchtigen«, »schlagen«, »zurechtweisen«. All diese Begriffe transportieren die Bedeutung dessen, was der Verfasser des Hebräerbriefes beschreibt. Es geht um eine Erziehungsmaßnahme, um Missbilligung, um Strenge und um Ernst. Man kann durchaus auch von Zorn sprechen – wobei es allerdings um den Zorn eines liebenden Vaters über die Unbotmäßigkeit seines Kindes geht und nicht um den Grimm eines unerbittlichen Richters.

In der Bibel ist im Zusammenhang mit Gottes Unwillen über die Sünden seiner Kinder wieder und wieder von »heiligem Zorn« die Rede. So zum Beispiel im 5. Buch Mose. Dort erinnert Mose an Gottes Reaktion auf die Rebellion der Israeliten bei Kadesch-Barnea:

»Der Herr hörte euer lautes Murren, wurde unwillig und schwor: Kein Einziger von diesen Männern, von dieser verdorbenen Generation, soll das prächtige Land sehen, von dem ihr wisst: Ich habe geschworen, es euren Vätern zu geben. Nur Kaleb, der Sohn Jefunes, wird es sehen. Ihm und seinen Söhnen werde ich das Land geben, das er betreten hat. Denn er ist dem Herrn ganz und gar nachgefolgt. Auch mir grollte der Herr euret wegen und sagte: Auch du sollst nicht in das Land hineinkommen« (5. Mose 1,34-37).

Des Weiteren erinnert Mose an den Tanz ums Goldene Kalb am Fuß des Berges Sinai:

»Ich warf mich vor dem Herrn nieder. Wie beim ersten Mal blieb ich vierzig Tage und vierzig Nächte vor ihm, aß kein Brot und trank kein Wasser, wegen all der Sünde, die ihr begangen hattet, indem ihr tatet, was in den Augen des Herrn böse ist, so dass ihr ihn erzürntet. Denn ich hatte Angst vor dem glühenden Zorn des Herrn. Er war voll Unwillen gegen euch und wollte euch vernichten. Doch der Herr erhörte mich auch diesmal. Auch dem Aaron grollte der Herr sehr, und er wollte ihn vernichten. Damals betete ich auch für Aaron« (5. Mose 9,18-20).

Auch der weise König Salomo ist in seinem Leben nicht untadelig geblieben. Und so heißt es in 1. Könige 11,9: »Der Herr aber wurde zornig über Salomo, weil sich sein Herz von ihm, dem Gott Israels, abgewandt hatte.«

Mose, Aaron und Salomo waren alle drei erlöste Menschen, gerechtfertigt durch den Glauben. Ihr Stand vor Gott hing in keiner Weise von ihren Werken ab. Und doch sagt die Schrift, dass sie Gott aufgrund ihrer Sünden erzürnt haben. In ähnlicher Weise war auch Jesus »unwillig«, als seine Jünger den Kindern verbieten wollten, zu ihm zu kommen (Mk 10,14). Besonders Petrus ist wiederholt von Jesus zurechtgewiesen worden. Einmal hat Jesus ihn sogar als »Satan« bezeichnet (Mk 8,33). Und auch Jakobus und Johannes hat Jesus mit scharfen Worten getadelt (Lk 9,55-56).

Damit ist deutlich geworden: Die Vorstellung, dass Gott stets nachsichtig und großzügig und niemals über seine Kinder verärgert wäre, ist der Bibel fremd. Genauso falsch ist die Annahme, dass Gottes Erziehungsweisen niemals Strafe beinhalten. Den Menschen, die Gott lieben, kündigt er an, dass er sie züchtigen wird, wie ein Vater seine Kinder züchtigt. Diese Züchtigung erfolgt in Liebe und nützt uns, aber sie ist gleichwohl ein Ausdruck göttlichen Zorns über Sünde – auch über die Sünden von Gottes eigenen Kindern.

In seinem Bund mit David hat Gott ausdrücklich gesagt:

»Auf ewig werde ich ihm meine Huld bewahren, mein Bund mit ihm bleibt allzeit bestehen. Sein Geschlecht lasse ich dauern für immer und seinen Thron, solange der Himmel währt. Wenn seine Söhne meine Weisung verlassen, nicht mehr leben nach meiner Ordnung, wenn sie meine Gesetze entweihen, meine Gebote nicht mehr halten, dann werde ich ihr Vergehen mit der Rute strafen und ihre Sünde mit Schlägen. Doch ich entziehe ihm nicht meine Huld, breche ihm nicht die Treue« (Psalm 89,29-34).

Christen brauchen keine Angst davor zu haben, dass Gott als Richter sie mit unnachgiebigem Zorn verfolgt; doch sie sollten mit Gottes väterlicher Züchtigung rechnen, wenn sie sündigen. Dem 12. Kapitel des Hebräerbriefs zufolge ist diese Züchtigung ein überdeutlicher Beweis seiner Liebe zu uns. Wir sollten uns also nicht dem Irrtum hingeben, dass Gott nicht über die Sünden seiner Kinder zornig sein kann. Dass er über unser sündiges Verhal-

ten nicht einfach hinwegsieht, das ist der beste Beweis für seine väterliche Liebe zu uns.

Wozu dient das Bekenntnis der Sünden?

Was passiert, wenn wir als bereits gerechtfertigte Glaubende unsere Sünden bekennen und Gottes väterliche Vergebung erbitten? Zunächst gilt es zu begreifen, dass wir unsere Erlösung nicht verspielen, wenn wir sündigen. Wenn Christen Sünden bekennen, dann gewinnen sie damit nicht etwa die verlorene Erlösung zurück, und sie werden auch nicht erneut gerechtfertigt.⁶ Aus dem Römerbrief wissen wir, dass Gott die Menschen, die er rechtfertigt, zugleich auch verherrlicht (Röm 8,30). Die einmal Erwählten fallen nicht einfach aus dem Rennen, bevor sie das Ziel erreicht haben. »Er, der bei euch das gute Werk begonnen hat, wird es auch vollenden bis zum Tag Christi Jesu« (Phil 1,6). Unsere Sünde missfällt Gott, doch sie kann uns nicht von seiner Liebe trennen (Röm 8,38-39).

Im 1. Johannesbrief heißt es: »Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht; er vergibt uns die Sünden und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit« (1Jo 1,9). Auf dem Bekenntnis der Sünden ruht eine doppelte Verheißung: *Vergebung* und *Reinigung*. Wie wir gesehen haben, geht es hier um die Vergebung eines liebenden Vaters und nicht um Straferlass im juristischen Sinn. Es geht darum, dass ein ungetrübtes Verhältnis zum Vater wiederhergestellt wird.

Ebenso geht es auch bei der Reinigung in diesem Vers nicht um das Bad der Wiedergeburt. Wiedergeburt oder Erneuerung wird in der Bibel oft mit dem Reinigen des Herzens verglichen (Jer 4,14; Tit 3,5). In 1. Johannes 1,7-9 dagegen ist von einer andauernden Reinigung die Rede. Dieser geistliche Reinigungsprozess soll den

⁶ Zum Thema Heilsgewissheit siehe auch J. MacArthur, *Saved Without a Doubt*; Wheaton 1992.

Gläubigen von dem Schmutz befreien, der durch Sünden im täglichen Leben herrührt. Von dieser Art Reinigung hat Jesus gesprochen, als er darauf bestanden hat, Petrus die staubigen Füße zu waschen.

Ebenso eindeutig bezieht sich 2. Korinther 7,1 auf Glaubende: »Das sind die Verheißungen, die wir haben, liebe Brüder. Reinigen wir uns also von aller Unreinheit des Leibes und des Geistes, und streben wir in Gottesfurcht nach vollkommener Heiligung.« Hier weist Paulus darauf hin, dass wir durch Gehorsam und aufrichtige Buße teilhaben an der fortgesetzten Reinigung von Sünde. Auch 1. Johannes 1,9 spricht also von einer ständigen Reinigung und Vergebung von Sünde, nicht von der grundlegenden Erlösung. Wir sollten nicht denken, dass Christen es nach dem Bad der Wiedergeburt nicht mehr nötig hätten, sich mit der Realität von Sünde in ihrem Leben auseinanderzusetzen. Um es mit den Worten des puritanischen Schriftstellers Matthew Henry zu sagen:

»Die christliche Religion ist eine Religion von Sündern, von Menschen, die gesündigt haben und in denen sich in gewissem Maß immer noch Sünde regt. Das christliche Leben ist ein Leben fortgesetzter Buße, der Demütigung angesichts der Sünde, ein Leben, das der Sünde abstirbt, ein Leben beständigen Glaubens an, des Dankens für und der Liebe zu dem Erlöser, ein Leben hoffnungsvoller und freudiger Erwartung des Tages der Verherrlichung, an dem der Gläubige vollkommen und endgültig freigesprochen wird und die Sünde für immer vernichtet wird.«⁷

Deshalb werden wir in der Bibel wiederholt aufgefordert, unsere Sünden beständig zu bekennen und Tag für Tag Gottes Vergebung und Reinigung zu erbitten. Gottes Vergebung ist sowohl Ausdruck seiner Treue als auch seiner Gerechtigkeit. Sie ist Ausdruck der Treue, denn er hat uns Vergebung im Bundesschluss zugesagt, und Ausdruck der Gerechtigkeit, denn Gott hat bereits Sühne für unsere Sünden erwirkt.

7 M. Henry, *Matthew Henry's Commentary on the Bible*, 4 Bände., Old Tappan.

Können wir Gottes Strafe abwenden, indem wir unsere Sünden bekennen und Gott um Vergebung bitten?

Macht Gottes Vergebung Sünde völlig ungeschehen? Wenn wir also unsere Sünden bekennen und Gott um Vergebung bitten – wird er dann von Erziehungsmaßnahmen absehen und uns die Konsequenzen unserer Sünden ersparen?

Manche Menschen glauben tatsächlich, dass Vergebung mit der Sünde selbst auch alle ihre Konsequenzen auslöscht. Diese Frage kommt zum Beispiel dann auf, wenn ein prominenter geistlicher Leiter wegen unmoralischen Verhaltens in Verruf geraten ist, öffentlich Reue gelobt und dann wieder ein leitendes Amt in der Gemeinde anstrebt. Er wird sich bestimmt darauf berufen, dass ihm Gott ja seine Sünden vergeben hat und dass deshalb die Sünden der Vergangenheit keine Rolle mehr spielen dürfen, wenn es um seine zukünftige Rolle in der Gemeinde geht.

Allerdings bleibt die grundlegende biblische Anforderung an alle Ältesten und Diakone in der Gemeinde, dass sie »unbescholten« und »ohne Tadel« sein sollen (1Tim 3,2.10; Tit 1,6-7). Gemeint ist dabei der Ruf des Betreffenden in der Öffentlichkeit. »Unbescholten« bedeutet: Es gibt nichts, was man gegen diesen Menschen vorbringen kann. Hier geht es offensichtlich nicht um Sündlosigkeit – sonst wäre niemand für ein leitendes Amt qualifiziert. Doch von einem »unbescholtenen« Menschen kann man erwarten, dass sein Ruf nicht beschädigt ist durch irgendein offensichtlich sündiges Verhalten oder durch eine Skandalgeschichte, was verhindern könnte, dass dieser Mensch als Beispiel eines gottgefälligen Lebenswandels vor seiner Gemeinde steht.

Manche Sünden, insbesondere manche sexuelle Verfehlungen, sind derart mit Schande behaftet, dass ein schlechter Nachgeschmack zurückbleibt, auch wenn die eigentliche Sünde vergeben ist (Spr 6,32-33). Vergebung stellt die Beziehung des Sünders zu Gott wieder her, aber das Schandmal und der Skandal der Sünde bleibt manchmal bestehen. In solchen Fällen kann es sein, dass der Betroffene Vergebung erlangt hat und dennoch für geistliche

Ämter nicht mehr infrage kommt, weil sein Leben dem Modell göttlicher Tugendhaftigkeit nicht entspricht.

Gott hat versprochen, dass er barmherzig mit denen umgeht, die ihre Sünden bekennen und bereuen. In den Sprüchen Salomos heißt es: »Wer seine Sünden verheimlicht, hat kein Glück, wer sie bekennt und meidet, findet Erbarmen« (Spr 28,13).

Allerdings gibt es in der Bibel nirgendwo eine Verheißung, dass Gottes Vergebung restlos *alle* Konsequenzen unserer Sünden aufhebt. Wir haben bereits festgestellt, dass Vergebung nicht notwendigerweise die öffentliche Schande beseitigt, die mit bestimmten Sünden verbunden ist. Und so können wir auch nicht erwarten, dass Vergebung die göttliche Züchtigung für sündiges Verhalten abwendet.

Als beispielsweise David mit Bathseba Ehebruch beging, vergingen mehrere Monate, bevor David demütig genug war, um seine Sünden zu bekennen und um Vergebung zu bitten. Wir lesen im 2. Buch Samuel, dass Bathseba das Kind, das sie von David hatte, austrug und zur Welt brachte – erst dann ging der Prophet Nathan zu David und konfrontierte ihn mit dessen Übertretung.

In diesen Monaten des Ungehorsams hatte David offensichtlich schwer gelitten unter den Folgen seiner Sünde. Er war niedergeschlagen und geistlich am Boden. Er schrieb später über diese Zeit: »Solange ich es verschwieg, waren meine Glieder matt, den ganzen Tag musste ich stöhnen. Denn deine Hand lag schwer auf mir bei Tag und bei Nacht; meine Lebenskraft war verdorrt wie durch die Glut des Sommers« (Ps 32,3-4).

Das alles gehörte zu Gottes Erziehungsmaßnahmen. Um Davids Seelenfrieden war es geschehen, und das Gewicht seiner Schuld drückte ihn auch körperlich nieder.

Geistlich ausgedrückt: Die nicht bekannte Sünde ruinierte Davids innige Gemeinschaft mit Gott. Jedenfalls war die Gemeinschaft von Davids Seite aus blockiert. Das Problem war nicht, dass Gott ihm die Gemeinschaft verweigert hätte. Vielmehr hatte Davids Sünde ihn davon abgehalten, Gott zu suchen, so wie er es ansonsten bei klarem Bewusstsein getan hätte. In Psalm 51

hat David die Erfahrungen jener Zeit verarbeitet. Er schreibt dort: »Meine Sünde steht mir immer vor Augen« (Ps 51,5). Sünde hat David den Blick auf Gott versperrt und hat ihn darüber hinaus abgeschnitten von der Freude der Gemeinschaft mit Gott, die er bis dahin stets genossen hatte. Vergleichen Sie einmal Davids Bekenntnis aus Psalm 51 mit einer anderen Aussage Davids aus einer Zeit, als das Verhältnis zu Gott noch ungetrübt war: »Ich habe den Herrn beständig vor Augen... darum freut sich mein Herz und frohlockt meine Seele« (Ps 16,8-9). Aber solange David seine Sünde nicht bekannte, war es diese Sünde, die er beständig vor Augen hatte und die seine Sicht auf Gott verschleierte. Was Gott angeht: »Dem Herrn missfiel, was David getan hatte« (2Sam 11,27). Aber Gott war es dann auch, der David wieder zurechtbrachte.

Die Geschichte ist bekannt. Der Prophet Nathan konfrontierte David mit dessen Sünde. Er hatte das diplomatisch angestellt, indem er dem eigensinnigen König ein Gleichnis erzählte, dessen Moral sich auf genau die Art von Sünde bezog, die David begangen hatte. David freilich war nicht in der Lage, sich in diesem Gleichnis selbst zu erkennen, und so verhängte David die Todesstrafe über den, der eines solchen Verbrechens schuldig war. »Du selbst bist der Mann«, war Nathans niederschmetternde Antwort (2Sam 12,7). Anschließend kündigt Nathan dem König Gottes Züchtigung an:

»So spricht der Herr, der Gott Israels: Ich habe dich zum König von Israel gesalbt, und ich habe dich aus der Hand Sauls gerettet. Ich habe dir das Haus deines Herrn und die Frauen deines Herrn in den Schoß gegeben, und ich habe dir das Haus Israel und Juda gegeben, und wenn das zu wenig ist, gebe ich dir noch manches andere dazu. Aber warum hast du das Wort des Herrn verachtet und etwas getan, was ihm missfällt? Du hast den Hetiter Uria mit dem Schwert erschlagen und hast dir seine Frau zur Frau genommen; durch das Schwert der Ammoniter hast du ihn umgebracht. Darum soll jetzt das Schwert auf ewig nicht mehr von deinem Haus weichen; denn du hast mich verachtet und dir die Frau des Hetiters genommen, damit sie deine Frau werde. So spricht

der Herr: Ich werde dafür sorgen, dass sich aus deinem eigenen Haus das Unheil gegen dich erhebt, und ich werde dir vor deinen Augen deine Frauen wegnehmen und sie einem anderen geben; er wird am hellen Tag bei deinen Frauen liegen. Ja, du hast es heimlich getan, ich aber werde es vor ganz Israel und am hellen Tag tun« (2. Samuel 12,7-12).

Davids unmittelbare Reaktion war das Eingeständnis seiner Sünde, gefolgt von bitterer Reue, nachzulesen in Psalm 51. Aber Gott hat die angedrohten Maßnahmen nicht einfach zurückgezogen, als David seine Schuld bekannte. Wohl hat Gott ihm die Todesstrafe erlassen, die David in seiner Blindheit über sich selbst ausgerufen hatte, aber Gott hat nicht von der Züchtigung an sich Abstand genommen:

»Nathan antwortete David: Der Herr hat dir deine Sünde vergeben; du wirst nicht sterben. Weil du aber die Feinde des Herrn durch diese Sache zum Lästern veranlasst hast, muss der Sohn, der dir geboren wird, sterben« (2. Samuel 12,13-14).

Hier wird besonders anschaulich, dass die Rechtfertigung zwar die ewige Verdammnis des Sünders aufhebt, aber nicht unbedingt die Folgen der Sünde. Gott hat Davids Sünde vergeben, aber er hat ihm nicht die Konsequenzen dieser Sünde erspart, und manche dieser Konsequenzen waren Ausdruck von Strafe und Züchtigung.

Tatsächlich hatte David für den Rest seines Lebens mit den Folgen seiner Sünde zu kämpfen. Von diesem Augenblick an war sein Leben geprägt von einer ganzen Reihe von Tragödien. Wie Nathan vorhergesagt hatte, wurden Davids eigene Frauen am helllichten Tag von einem Mitglied seiner eigenen Familie geschändet – nämlich durch Davids Sohn Absalom (2Sam 16,22). Gott hat das zugelassen; es war eine Konsequenz aus Davids Ehebruch und ein Mittel, um ihn zu züchtigen; das geht aus Nathans Worten an David klar hervor. Fraglos hätte Gott in seiner Souveränität alle bösen Konsequenzen von Davids Sünde abwenden können. Warum aber hatte er es nicht getan – auch nicht, nachdem David Buße getan hatte? Wir finden in der Schrift keine ausführliche Antwort auf die-

se Frage, aber es gibt zumindest einen Hinweis in 2. Samuel 12,14. Dort lässt Gott David ausrichten, dass er von Gott gezüchtigt wird, »weil du die Feinde des Herrn durch diese Sache zum Lästern veranlasst hast«. Hätte Gott sich darauf eingelassen, dass Davids Tat keinerlei Konsequenzen hat, dann hätten die Feinde Gottes noch mehr Gelegenheit gehabt, Gottes Ehre in den Schmutz zu ziehen.

Abgesehen davon war die Züchtigung Teil von Gottes Bund mit David und Beweis für Gottes Liebe zu ihm. In 2. Samuel 7,14 hat Gott ihm in Bezug auf seinen Sohn Salomo versprochen: »Ich will für ihn Vater sein, und er wird für mich Sohn sein. Wenn er sich verfehlt, werde ich ihn nach Menschenart mit Ruten und mit Schlägen züchtigen. Meine Huld aber soll nicht von ihm weichen, wie sie von Saul gewichen ist, den ich vor deinen Augen verstoßen habe.«

Gott hatte einen unverbrüchlichen und ewigen Bund mit David und seiner Familie geschlossen. Das Herz dieses Bundes war die unbedingte Zusage göttlicher Gnade an David und seine Nachkommen. Aber die Gewährung der Gnade war gepaart mit der Androhung göttlicher Züchtigung, falls Salomo sündigen sollte. Dieses Prinzip erstreckt sich auf alle Erwählten: »Wen der Herr liebt, den züchtigt er; er schlägt mit der Rute jeden Sohn, den er gernhat« (Hebr 12,6; vgl. Spr 3,12).

Gottes liebevolle Strenge ist also alles andere als ein Beleg dafür, dass Gott unsere Sünden gar nicht wirklich vergeben hat. Vielmehr ist seine Züchtigung ein Beweis dafür, dass er uns nicht verstoßen hat. »Wo ist ein Sohn, den sein Vater nicht züchtigt? Würdet ihr nicht gezüchtigt, wie es doch bisher allen ergangen ist, dann wäret ihr nicht wirklich seine Kinder, ihr wäret nicht seine Söhne« (Hebr 12,7-8).

Bekennnis der Sünden – was bedeutet das?

Das Bekenntnis der Sünden hat nicht den Zweck, dass man den irdischen Konsequenzen der Sünde entkommt. Wer einmal Davids

Bußgebet (Psalm 51) unter diesem Gesichtspunkt durchliest, wird entdecken: Davids Bekenntnis zielte durchweg auf die *Schuld*, die er durch seine Sünde auf sich geladen hatte – und nicht auf die Konsequenzen dieser Sünde. Als David dieses Bußgebet sprach, hatte er bereits begriffen, dass seine Sünde schreckliche Folgen für ihn haben würde. Seine eigenen Kinder würden ihn entehren. Seine Frauen würden ihm entzogen und am helllichten Tag zum Ehebruch verführt werden. Das Kind, das er mit Bathseba gezeugt hatte, würde sterben, und das würde ihm schier unerträglichen Schmerz bereiten. Gott hatte ihm durch den Propheten Nathan ausrichten lassen, dass all das ganz sicher geschehen würde. In diesem Wissen hat er den 51. Psalm geschrieben.

Dabei fällt in diesem großen Gebet der Reue kein Wort von den Konsequenzen der Sünde. David hat sich nicht über die Strenge von Gottes Erziehungsprogramm beschwert. Seine Empörung in diesem Psalm bezog sich nur auf seine eigene Sünde – aus einem einfachen Grund: Die Sünde hat David am meisten zu schaffen gemacht – nicht Gottes Strafmaßnahmen. Er schrieb:

»Ich erkenne meine bösen Taten, meine Sünde steht mir immer vor Augen. Gegen dich allein habe ich gesündigt, ich habe getan, was dir missfällt. So behältst du recht mit deinem Urteil, rein stehst du da als Richter« (Psalm 51,5-6).

David macht damit deutlich, dass er die Züchtigung als vollkommen gerecht empfindet. Niemand soll die Gerechtigkeit Gottes infrage stellen, nur weil Gott David empfindlich gezüchtigt hat. David selbst hat eingestanden, dass er in der Tat schuldig im Sinne der Anklage war und jede Konsequenz tatsächlich verdiente, die Gott für angemessen hielt.

Genau das ist es, was Bekenntnis der Sünden ursprünglich bedeutet. In 1. Johannes 1,9 steht da, wo wir mit »bekennen« übersetzen, das griechische Verb »*homologeō*« – wörtlich: »dasselbe sagen«. Wenn wir unsere Sünden bekennen, dann bedeutet das: Wir sagen dasselbe, was Gott über unsere Sünden sagt. Wir erkennen an, dass Gottes Beurteilung unserer Übertretungen korrekt ist.

Ich erinnere mich an die Behauptung eines Bibelschullehrers, wonach alles, was Gott als Vorleistung für seine Vergebung von uns erwartet, die ausdrückliche Benennung unserer Sünden sei. Sowie wir sie aussprechen würden, seien sie vergeben. Ein anderer Prediger behauptete, notwendig sei lediglich, dass wir uns unserer Sünden bewusst seien. Aber das ist etwas anderes als das, was in 1. Johannes 1,9 steht. Sünde bekennen, das bedeutet auch nicht nur, dass wir unsere Sünden zugeben. Man kann seine Sünden zugeben, ohne wirklich mit Gottes Beurteilung einverstanden zu sein. Schuld zugeben – das ist nicht der wahre Sinn des Wortes *homologeo*. Vielmehr heißt Sünde bekennen im wahrsten Sinn, dass man von der Sünde Abstand nimmt, dass man bekümmert ist über sie, dass man sie verurteilt. Nicht weniger ist gefordert, wenn wir wirklich dasselbe über unsere Sünde sagen wollen, was auch Gott dazu sagt.

Müssen wir eine Art Sündenliste führen und jede einzelne Verfehlung bekennen, um wieder rein zu werden? Auch das kann ich nicht aus diesem Vers ableiten. Mit Gott übereinstimmen in der Beurteilung und Verurteilung unserer Sünde, das ist eine dauerhafte, innerliche Haltung und nicht vergleichbar mit dem mechanischen Abhaken einer Sündenliste. Wie gesagt: Die Verbform in 1. Johannes 1,9 deutet einen permanenten Vorgang des Bekennens an. Der Apostel Johannes ruft dazu auf, dass wir uns beständig und immer wieder auf Gottes Sicht unserer Sünden einlassen und seine Einschätzung teilen. Wenn wir uns allerdings, wie David, an eine bestimmte Sünde gefesselt fühlen, dann ist Buße und Bekenntnis der einzige Weg, um die verlorene Freude und Harmonie im Verhältnis zu Gott zurückzugewinnen.

Wem bekennen wir unsere Sünden?

Das Bekenntnis in 1. Johannes 1,9 ist nicht identisch mit der Beichte vor einem irdischen Priester. Es ist bekannt, dass im Katholizismus dieser Vers gewissermaßen vermählt wird mit Jakobus 5,16

(»Bekennet einander eure Sünden«) und dann als Begründung für die Ohrenbeichte herhalten muss.

Unzählige Menschen leben in der Sorge, dass sie mit unbekanntem Sünden sterben und in der Hölle landen könnten, falls sie nicht regelmäßig im Beisein eines Priesters eine Inventur ihrer Sünden vornehmen und sich von ihm Absolution zusprechen lassen. Dadurch wird das Sündenbekenntnis letztlich zu einem verdienstvollen Werk, geradeso, als ob der Akt des Bekennens, verknüpft mit Bußübungen, in irgendeiner Weise zu der Sühne beitragen könnte, die für die Tilgung der Sünden notwendig ist. Dieses Verständnis ist biblisch nicht begründbar und stimmt ganz sicher nicht mit 1. Johannes 1,9 überein. Dieser Vers hat nichts mit der katholischen Beichtpraxis und mit Rosenkranzgebeten zu tun. Wiederum ist hier die Verbform von Bedeutung. Wir erinnern uns: »Wenn wir unsere Sünden bekennen ...« – hier ist die Rede von einer beständigen Haltung und eben nicht von einer sakramentalen Routineübung. Genau besehen beschreibt der Apostel Johannes die Grundhaltung aller wahrhaftigen Christen: Sie stimmen fortgesetzt überein mit Gott und mit dem, was er über ihre Sünde sagt. Johannes beschreibt ein charakteristisches Merkmal eines jeden wahren Christen; er stiftet damit kein Sakrament der Buße. Nichts in diesem Vers und nichts in seinem Umfeld legt ein solches Beicht- und Bußverständnis nahe. Das Sündenbekenntnis, das der Apostel im Sinn hat, ist ganz und gar auf Gott gerichtet.

Gibt es überhaupt Situationen, in denen Christen ihre Sünden anderen Christen bekennen sollen? Wir wissen, dass das Bekenntnis vor Gott stets angemessen ist. Welche Notwendigkeit gibt es dann überhaupt noch für das Bekenntnis von Sünden vor anderen Menschen? Nun, zumindest zwei Situationen sind denkbar, wo das Sündenbekenntnis vor Menschen angezeigt ist.

Da wäre zum einen der Fall, dass wir die Unterstützung eines reiferen, erfahreneren Christen brauchen, eines Menschen, der uns eine Last zu tragen hilft, uns ins Gewissen redet, für uns betet oder irgend sonst hilft, schlechte Angewohnheiten und Anfechtungen zu überwinden (Gal 6,2). Von so einem Fall spricht Jako-

bus 5,16: »Bekennet einander eure Sünden, und betet füreinander, damit ihr geheiligt werdet. Viel vermag das inständige Gebet eines Gerechten.«

Zudem können und sollen wir natürlich dann einem anderen Menschen eine Sünde bekennen, wenn wir an diesem Menschen gesündigt haben und diese Verfehlung bereinigen wollen. In diesem Fall geht das offene Eingeständnis der Sünde der Versöhnung voraus und ist unverzichtbar (Mt 5,24). Damit soll nicht gesagt sein, dass wir verpflichtet sind, jedem Menschen sofort zu beichten, wenn wir einen abschätzigen Gedanken über ihn gehegt haben. Aber wenn unsere Sünden einen anderen ernsthaft verletzt haben, dann ist das Bekenntnis dem anderen gegenüber angebracht und sogar notwendig für die Aussöhnung.

Doch wie gesagt: 1. Johannes 1,9 spricht vor allem davon, dass das offene Bekennen der Sünden vor Gott zum typischen Verhalten eines jeden Christen gehören soll.

Bleiben Sünden unvergeben, wenn wir sie versehentlich nicht bekennen?

Vor einigen Jahren las ich die Arbeiten eines Autors, der ein Verfechter der Sündenlisten-These war. Er war der Überzeugung, dass Christen eine Bestandsaufnahme ihrer spezifischen Sünden vornehmen und dann eine nach der anderen bekennen sollten. Seiner Ansicht nach vergibt Gott nur die Sünden, die wir ausdrücklich bekennen. Alle Sünden, die unwissend begangen werden oder die man vergessen hat oder die aus sonstigen Gründen niemals bekannt worden sind, blieben demzufolge unvergeben bis zum Tag des Jüngsten Gerichts. Bei der Gelegenheit, so behauptete dieser Autor, werde Christus sich mit all diesen nicht bekannten Sünden befassen und uns dafür bestrafen (immerhin glaubte er, dass das Versöhnungswerk Jesu Christi am Kreuz uns zumindest die Hölle ersparen würde).

Der Mann war Protestant, aber seine Sicht der Dinge ähnelt

doch sehr der katholischen Vorstellung vom Fegefeuer. Diese Vorstellung ist mindestens ebenso irrig wie die, dass Christen niemals ihre Sünden bekennen sollten. Denn wenn das Sühneopfer Christi nicht im juristischen Sinne Vergebung für alle unsere Sünden erwirkt hat, dann werden Christen zumindest für einen Teil ihrer Sünden selbst sühnen müssen. Eine derartige Lehre leugnet die Einmaligkeit und Vollkommenheit des Sühneopfers Christi.

Noch einmal sei gesagt: Christen ist im juristischen Sinn bereits voll und ganz vergeben worden. Der Apostel Johannes hat an anderer Stelle im selben Brief betont: »Ich schreibe euch, ihr Kinder, dass euch durch seinen Namen die Sünden vergeben sind« (1Jo 2,12). Er hat bewusst die Vergangenheitsform verwendet, um zu unterstreichen, dass die grundsätzliche Frage nach unserer Vergebung geklärt ist. Uns droht keine Verdammnis mehr für unsere Sünden (Röm 8,1).

Und auch das noch einmal: 1. Johannes 1,9 spricht von einer für alle Christen charakteristischen Haltung: Sie kommen in der Beurteilung ihrer Sünden zum selben Schluss wie Gott. Wenn sie Sünde verheimlichen wollen, geht es ihnen schlecht. Sie verspielen ihre Freude. Sie erregen Gottes Missfallen. Sie bekommen Gottes Züchtigung zu spüren.

Aber wenn sie ihre Sünde bekennen und davon Abstand nehmen, dann erfahren sie garantiert Gottes Erbarmen (Spr 28,13). Gott züchtigt sündige Heilige, weil er sie liebt. Derselbe Gott überschüttet reuige und zerknirschte Sünder mit seiner Gnade und mit seiner Barmherzigkeit.

Kapitel 4

Setz das auf meine Rechnung

»Nimm ihn auf wie mich selbst. Wenn er dich aber geschädigt hat oder dir etwas schuldet, setz das auf meine Rechnung!« Philemon 17-18

Wo immer wir die Bibel aufschlagen – stets stoßen wir auf die Regel, dass Menschen, denen vergeben worden ist, auch anderen vergeben sollen (Mt 18,23-35; Eph 4,32; Kol 3,13). Christen zeichnen sich demnach aus durch einen Geist der Vergebung.

Gottes Vergebungsbereitschaft Sündern gegenüber wird manchmal als »senkrechte Vergebung« charakterisiert. Demnach wäre die Vergebung, die ein Sünder dem anderen gewährt, »horizontale« Vergebung. In diesem Kapitel werden wir uns mit einigen biblischen Abschnitten beschäftigen, die von »horizontaler« Vergebung und davon sprechen, wie wir einander vergeben sollen.

Wir starten mit einem Gang durch eines der kürzesten Bücher des Neuen Testaments. Der Brief an Philemon ist nicht nur der kürzeste, sondern auch der persönlichste Brief des Apostels Paulus. Obwohl das Wort »Vergabung« an keiner Stelle in diesem Brief auftaucht, ist Vergebung das beherrschende Thema des Briefes. Im Philemonbrief wird geradezu beispielhaft dargelegt, wie Vergebung im Leben eines jeden Glaubenden vonstattengehen soll. Der Brief belegt außerdem eindrücklich, wie Gnade eine zerstörte Beziehung wiederherstellen und einen Sünder heilen kann.

Die handelnden Personen

Der Hintergrund des Briefes ist eine bewegende Geschichte. Sie erzählt, wie die Lebensfäden dreier Männer sich kreuzen: hier ein entlaufener Sklave, da der Besitzer dieses Sklaven, und schließlich ein Apostel Jesu Christi. Diese drei Männer waren sehr un-

terschiedlich; sie hatten eigentlich nur eines gemeinsam: Alle drei glaubten sie an Jesus Christus und waren deshalb alle drei Glieder des einen Leibes (1Kor 12,12-14).

Bevor der Sklave Onesimus allerdings Christ geworden war, war er seinem Herrn entlaufen und nach Rom geflüchtet. Rom war ein idealer Zufluchtsort für entlaufene Sklaven, denn man konnte sich problemlos unter die Hunderttausende von Einwohnern mischen und vor möglichen Verfolgern untertauchen.

In Rom war Onesimus irgendwie an den Apostel Paulus geraten. Paulus stand aufgrund falscher Anklagen unter Hausarrest und wartete auf seinen Prozess. Wie Onesimus mit ihm zusammengekommen ist, darüber wissen wir leider nichts, aber das eine ist klar: Das Zeugnis des Apostels hatte schließlich dazu geführt, dass Onesimus Christ geworden war (Phim 10).

Philemon war der Besitzer des Sklaven, und offensichtlich hatte Onesimus ihn betrogen oder war irgendwie sonst an ihm schuldig geworden. Auch Philemon war durch den Dienst des Apostels Paulus zum Glauben gekommen, vermutlich schon einige Jahre zuvor, während Paulus sich in Ephesus aufgehalten hatte (Apg 18-20). Im Haus des Philemon in Kolossä versammelte sich die dortige Gemeinde (Phim 2). Er scheint ein wohlhabender und einflussreicher Mann gewesen zu sein, am oberen Ende der gesellschaftlichen Leiter, während Onesimus ganz unten war. Und doch war Philemon ein frommer Christ und wurde von Paulus als »geliebter Mitarbeiter« geschätzt.

Auch Onesimus wurde für den Apostel Paulus zum Mitarbeiter und Freund. Er stand Paulus in Rom aufopferungsvoll zur Seite – anders als viele andere Christen, die den Apostel in der Zeit seiner Gefangenschaft mieden, um nicht ebenfalls ins Visier der Behörden und damit in Verruf zu geraten (vgl. 2Tim 1,8; 4,10-16).

Die Handlung

Paulus hatte es nicht besonders eilig, den entlaufenen Sklaven zu seinem Herrn zurückzuschicken. Er musste ihn sich buchstäblich

vom Herzen reißen (Phim 12). Andererseits musste Onesimus seinem Herrn gegenübertreten und ihn um Vergebung bitten für das, was er getan hatte.

Nach römischem Recht hatte sich Onesimus einiger schwerwiegender Vergehen schuldig gemacht. Er hatte seinen Herrn geschädigt, indem er ihm davongelaufen war – ein Verbrechen, das ähnlich eingestuft wurde wie Diebstahl. Es kann auch sein, dass er Philemon obendrein Geld gestohlen hatte, denn Paulus bot Philemon an, ihn zu entschädigen für alles, was der Sklave ihm schuldete (V. 18). Flucht aus der Sklaverei war im antiken Rom eine ernste Sache. Wäre Onesimus von Kopfgeldjägern aufgegriffen worden, hätte ihm entweder Gefängnis gedroht, oder er wäre gegen Belohnung an seinen Herrn ausgeliefert worden. Schlimmstenfalls drohte ihm der Tod.

Möglicherweise hat Paulus auch aus diesem Grund damit gewartet, Onesimus zurückzuschicken, bis er jemanden fand, der ihn begleiten konnte. Diese Gelegenheit ergab sich, als Paulus seinen Mitarbeiter Tychikus nach Ephesus und Kolossä sandte mit zwei Briefen für die dortigen Gemeinden. Der Brief an die Kolosser enthält eine ausdrückliche Empfehlung für Onesimus. Die Gemeinde in Kolossä sollte künftig seine Heimatgemeinde sein. Paulus bezeichnete Onesimus im Kolosserbrief als seinen »treuen und geliebten Bruder, der ja einer von euch ist« (Kol 4,9).

Die Begleitung durch Tychikus bedeutete für Onesimus einen gewissen Grad an Sicherheit auf seiner Reise zurück nach Kleinasien. Aber aus menschlicher Sicht war die Rückkehr in den Haushalt des Philemon für Onesimus dennoch mit einem hohen persönlichen Risiko verbunden. Nach römischem Recht durfte Philemon einen entlaufenen Sklaven nach Belieben bestrafen. Zahllose römische Sklaven sind für weit harmlosere Vergehen gefoltert und zu Tode gebracht worden. Eine weitverbreitete Strafe für entlaufene Sklaven war, dass sie an der Stirn ein F (für lateinisch *fugitivus* = entlaufen) eingebrannt bekamen. Somit konnten sie sich bei erneuter Flucht nicht mehr einfach unter andere Menschen mischen. Das Mindeste war, dass ein Sklave, wenn er erst einmal wieder

eingefangen war, ausgepeitscht wurde. (Einige Jahrzehnte vor der Zeit des Paulus war der Spartakusaufstand, eine große Sklavenrevolte, blutig niedergeschlagen worden, und seitdem war das römische Recht gerade im Hinblick auf rebellische Sklaven drastisch verschärft worden.) Und doch ist Onesimus offenbar bereitwillig zu seinem Besitzer zurückgegangen. Das spricht für die Aufrichtigkeit seines Glaubens.

Der Hintergrund

Sklaverei war zur Zeit des römischen Kaiserreichs allgemeine Praxis in der ganzen damals bekannten Welt. Der Umgang mit Sklaven ist Gegenstand des Philemonbriefs. Deshalb sind an dieser Stelle einige Sätze über die biblische Haltung zur Sklaverei angebracht.

Zunächst einmal ist die Leibeigenschaft, von der die Bibel spricht, eine zeitlich begrenzte Angelegenheit. Der Sklave hat sich durch eine Vereinbarung mit dem Eigentümer in Leibeigenschaft begeben – üblicherweise für einen genau festgesetzten Zeitraum (vgl. 2Mo 21,2-6). Es war im Grunde kein Moment von Unrecht oder Unterdrückung in einer solchen Beziehung zwischen Leibeigenem und Eigentümer. Tatsächlich sollte die Vereinbarung einen ganz ähnlichen Zweck erfüllen wie heutzutage der Arbeitsvertrag zwischen Arbeitgeber und Angestellten. Wo in der Bibel Sklaven aufgefordert werden, ihren Herren zu gehorchen, da liegt das auf derselben Ebene wie die Aufforderung an Arbeitnehmer, den Anweisungen ihres Chefs zu folgen.

Einige Aspekte der römischen Variante von Sklaverei konnten für den Sklaven durchaus vorteilhaft sein. Viele Sklaven lebten besser, hatten reichlicher zu essen und konnten sich besser kleiden als freie, aber arme Bürger. Sklaven konnten in geachteten Berufen arbeiten – z.B. als Ärzte, Lehrer, Künstler, Musiker oder Verwalter. Viele Sklaven, die einen solchen Beruf erlernt hatten, konnten sich schließlich freikaufen. Manche Sklaven im Römischen Reich hat-

ten sogar Grundbesitz. Kluge Eigentümer gewährten ihren Sklaven ganz bewusst derartige Vorteile, um sie zu motivieren. Zwischen manchen Sklaven und ihren Herren entwickelte sich eine gleichsam familiäre Beziehung. Lieblingssklaven großzügiger Herren genossen erhebliche Freiheiten.

Aber die allermeisten Sklaven im Römischen Reich konnten von solchen Vergünstigungen nur träumen. Sklaverei war in aller Regel verbunden mit Brutalität und Missbrauch. Viele Praktiken im Umgang mit Sklaven waren unmenschlich. Viele römische Sklaven wurden mit roher Gewalt zur Arbeit gezwungen statt ordentlich angeleitet. Zeitweise war der rechtliche Status von Sklaven so gering, dass sie wie Gegenstände behandelt wurden. Schlimmstenfalls wurde römischen Sklaven das Recht zu heiraten verwehrt, und sie wurden wie Tiere gehalten. Auch war es durchaus üblich, dass Sklaven beim kleinsten Anlass von ihren Besitzern totgeprügelt wurden. Es kann keinerlei moralische Rechtfertigung dafür geben, dass ein Mensch über andere Menschen derart absolut verfügen kann.

Warum wird die Sklaverei in der Bibel nicht ausdrücklich als unmoralisch verworfen? Zum einen deshalb, weil nicht die Leibeigenschaft an sich böse war, sondern nur der Missbrauch. Es ist grundsätzlich nicht unmoralisch oder ungerecht, wenn ein Mensch einem anderen dient. Ein rechtlich klar geregeltes Besitzverhältnis ohne all die Auswüchse, die oft Begleiterscheinungen der römischen Sklaverei waren, war prinzipiell nicht verwerflicher, als es ein Arbeitsverhältnis zwischen einem Arbeitgeber und einem Arbeitnehmer heutzutage ist.

Darüber hinaus wird in der Bibel jeder Missbrauch von Sklaverei verdammt, entweder ausdrücklich oder indirekt durch klare Prinzipien. Der Menschenraub zum Beispiel, auf dem der Sklavenhandel in Nordamerika (und ein Großteil des Sklavenhandels im Römischen Reich) beruhte, wird in der Bibel ausdrücklich verdammt (2Mo 21,16). Die allzu oft beobachtete Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit von Sklavenhaltern wird in der Bibel ebenfalls durchweg angeprangert (vgl. 3Mo 19,13; Jes 10,1-2;

Amos 5,11-14). Es wäre fatal gewesen, wenn die frühe Kirche ihren ureigenen Auftrag vernachlässigt hätte zugunsten einer Kampagne für Bürgerrechte und für die Abschaffung der Sklaverei. Auch heute noch gilt: Die Kirche Jesu Christi ist nicht in erster Linie ein sozialreformerisches Unternehmen. Wenn Sozialarbeit nicht an die Seite, sondern an die Stelle des Evangeliums tritt, dann ist das Verrat an der eigentlichen Aufgabe der Gemeinde Jesu.

Stattdessen hat die frühe Kirche das ausbeuterische System der Sklaverei im Römischen Reich unterhöhlt, indem sie sowohl den Sklaven als auch den Herren das Evangelium angeboten hat. Was sich zwischen Onesimus und Philemon abgespielt hat, ist nur ein Beispiel dafür, wie das Sklaven-Herren-Verhältnis sich im ganzen Römischen Reich gewandelt hat im Zuge der Ausbreitung des Evangeliums. Paulus hat Philemon empfohlen, Onesimus als »geliebten Bruder« aufzunehmen. Damit hat er die Beziehung zwischen einem christlichen Herrn und seinen Leibeigenen in einer Weise definiert, die Missbrauch von vornherein ausschließt.

Der Brief

Zweifellos hat Paulus seinen Brief an Philemon versiegelt und Tychikus ausgehändigt, zusammen mit den Briefen an die Epheser und an die Kolosser, und dann konnte die Reise losgehen. Der Brief erinnert Philemon freundlich, aber unzweideutig an seine Pflicht zu vergeben, und zugleich bittet Paulus um ungewöhnliche Nachsicht gegenüber Onesimus.

Deutlicher als irgendwo sonst im Neuen Testament tritt hier die Großherzigkeit des Paulus hervor und seine Wertschätzung der Barmherzigkeit.

Die Gedanken des Apostels waren um das Thema Vergebung gekreist, als er die drei Briefe verfasst hatte, die Tychikus nun mit sich führte. Der Epheserbrief enthält u.a. diese Stelle: »Seid gütig zueinander, seid barmherzig, vergebt einander, weil auch Gott

euch durch Christus vergeben hat« (Eph 4,32). Und im Kolosserbrief geht es um denselben Sachverhalt:

»Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen. Darum bekleidet euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde, Geduld! Ertragt euch gegenseitig, und vergebt einander, wenn einer dem anderen etwas vorzuwerfen hat. Wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr« (Kolosser 3,12-13).

Diese Verse könnten auch eine Zusammenfassung dessen sein, was Paulus Philemon bewusst machen wollte. Paulus hatte große Zuneigung zu Onesimus, und es war ihm wichtig, dass er sich mit Philemon aussöhnte, dessen Freundschaft und Unterstützung Paulus ebenfalls schätzte.

Der Brief an Philemon ist aus verschiedenen Gründen einzigartig unter den Schriften des Paulus. Zum einen ist er der einzige uns erhaltene Brief des Apostels an einen Einzelnen, der nicht zugleich Gemeindeführer war, und er ist darüber hinaus der einzige Brief, in dem es ausschließlich um persönliche Dinge geht. Das heißt: Dieser Brief ist nicht ausdrücklich zur Unterweisung der Gemeinde insgesamt geschrieben. Und doch wird bei der Lektüre dieser Zeilen allen Christen deutlich, wie wichtig Vergebung ist. Dass der Brief schließlich in den Kanon der neutestamentlichen Schriften aufgenommen wurde, erklärt sich daraus, dass er offenbar auch an andere Gemeinden weitergereicht worden ist, damit auch sie davon lernen. Aber das wird nicht ohne Philemons Einverständnis gegangen sein. Paulus hatte den Brief ausschließlich an ihn und seine Hausgenossen adressiert.

Zweitens, und das ist noch interessanter: Der Brief an Philemon ist der einzige Brief, in dem Paulus seine Autorität als Apostel eher herunterspielt, als dass er sie betont. Er hat das aus gutem Grund getan. Er wollte, dass Philemon aus freien Stücken vergibt, und nicht, weil er sich durch den Apostel genötigt fühlt: »Deine gute Tat soll nicht erzwungen, sondern freiwillig sein« (V. 14).

Paulus hat keinen Befehlston angeschlagen, sondern hat seinen Freund gebeten: »Obwohl ich durch Christus volle Freiheit habe, dir zu befehlen, was du tun sollst, ziehe ich es um der Liebe wil-

len vor, dich zu bitten« (V. 8-9). Anstatt Autorität über Philemon zu beanspruchen, hat Paulus an die geschwisterliche Liebe appelliert (V. 9), hat auf Philemons Sinn für geistliche Partnerschaft angespielt (V. 17) und hat ihn sachte daran erinnert, dass er, Paulus, noch etwas gut hat bei Philemon (V. 19).

Der Brief ist nicht nur an Philemon gerichtet, sondern auch an Aphia (sie war wohl Philemons Ehefrau) und an Archippus (vermutlich ein Sohn Philemons; vgl. Kol 4,17). Paulus hat sich also an die gesamte Familie gewandt, damit die Gemeinde, die sich im Haus der Familie versammelte, ein Beispiel für praktische Vergebung bekommen sollte.

Die Bitte

Offensichtlich hat Paulus Philemon gut gekannt. Der Apostel war Gottes Werkzeug gewesen, um Philemon zum Glauben an Jesus zu führen. Die beiden waren seit Langem befreundet und hatten Seite an Seite gearbeitet. Sie hatten eine Reihe gemeinsamer Freunde, so zum Beispiel Epaphras, den früheren Leiter der Gemeinde in Kolossä, der gegenwärtig bei Paulus in Rom weilte. Paulus hatte großes Zutrauen in Philemon, und deshalb hat er sich auch so behutsam an seinen Freund gewandt und nicht einfach mit dem Gewicht seiner apostolischen Autorität einen Befehl erteilt.

Philemon genoss offensichtlich weithin den Ruf eines geist-erfüllten und liebevollen Christen. Bis nach Rom hatte sich das herumgesprochen, denn Paulus schreibt: »Ich höre von deinem Glauben an Jesus, den Herrn, und von deiner Liebe zu allen Heiligen« (V. 5).

Eine derartige Liebe zu anderen Glaubenden ist charakteristisch für alle aufrichtigen Christen. Der Apostel Johannes drückt es so aus: »Wir wissen, dass wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben« (1Jo 3,14). Liebe füreinander ist eine natürliche und selbstverständliche Begleiterscheinung der innigen Beziehung zu Gott: »Wir wollen einander lieben;

denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe« (1Jo 4,7-8). Ein gewisses Maß an Liebe zu den Glaubensgeschwistern sollte in jedem Gläubigen vorhanden sein.

Doch Philemons Liebe war außergewöhnlich. Er war bekannt dafür, dass er den Geschwistern besondere Liebe erwies. Selbst Paulus ist durch die beispielhafte Fürsorge Philemons für die Heiligen gestärkt und angespornt worden. Er schreibt: »Es hat mir viel Freude und Trost bereitet, dass durch dich, Bruder, und durch deine Liebe die Heiligen ermutigt worden sind« (Phim 7).

Anders ausgedrückt: Philemon war besonders für seine Liebeserweise an den Heiligen bekannt. Seine Gastfreundschaft und Liebe für die Leute Gottes war ein hervorstechendes Merkmal seiner Persönlichkeit, und davon konnte sich jeder überzeugen. Er hatte nicht nur sein Haus geöffnet für die Gemeinde in Kolossä, sondern er kümmerte sich auch noch besonders darum, seine Glaubensgenossen zu ermutigen (V. 7).

Das griechische Wort, das hier mit »ermutigen« übersetzt wird, ist »*anapauo*« – ein Begriff aus der Militärsprache. Es beschreibt normalerweise eine Armee, die nach anstrengendem Marsch ausruht. Der Dienst Philemons an den Heiligen verschaffte den oft angefochtenen und von Verfolgung bedrohten Christen Erholung und neue Kräfte.

Wir haben keinen Anhaltspunkt dafür, dass Philemon irgendein Amt in der Gemeinde innehatte. Er war kein Ältester und kein Lehrer, sondern ein einfacher Laie. Er hat andere unterstützt, beherbergt und ihnen den Rücken gestärkt, und diese praktische, herzliche Liebe hat ihm einen guten Ruf eingetragen.

Auf diese Tugenden spielte Paulus nun an zugunsten von Onesimus. Onesimus war aus dem Haushalt des Philemon als flüchtiger Sklave entwichen, aber nun kehrte er als Bruder in Christus zurück. Das Verhältnis zwischen Eigentümer und Leibeigenem würde künftig überlagert sein durch eine vollkommen andersartige Beziehung. Onesimus und Philemon waren zu Brüdern im Geist geworden, und Paulus konnte darauf vertrauen,

dass Philemon sich dessen bewusst sein würde, denn in der Gemeinde Jesu Christi »gibt es nicht mehr Sklaven und Freie ...; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus« (Gal 3,28).

Und so hat Paulus an Philemon appelliert:

»Obwohl ich durch Christus volle Freiheit habe, dir zu befehlen, was du tun sollst, ziehe ich es um der Liebe willen vor, dich zu bitten. Ich, Paulus, ein alter Mann, der jetzt für Christus Jesus im Kerker liegt, ich bitte dich für mein Kind Onesimus, dem ich im Gefängnis zum Vater geworden bin. Früher konntest du ihn zu nichts gebrauchen, doch jetzt ist er dir und mir recht nützlich. Ich schicke ihn zu dir zurück, ihn, das bedeutet mein eigenes Herz. Ich würde ihn gern bei mir behalten, damit er mir an deiner Stelle diene, solange ich um des Evangeliums willen im Gefängnis bin. Aber ohne deine Zustimmung wollte ich nichts tun. Deine gute Tat soll nicht erzwungen, sondern freiwillig sein. Denn vielleicht wurde er nur deshalb eine Weile von dir getrennt, damit du ihn für ewig zurückerhältst, nicht mehr als Sklaven, sondern als weit mehr: als geliebten Bruder. Das ist er jedenfalls für mich, um wie viel mehr dann für dich, als Mensch und auch vor dem Herrn« (Philemon 8-16).

Der Ton des Briefes an Philemon steht in deutlichem Kontrast zu dem in allen anderen Briefen des Apostels Paulus. Er hat hier nicht auf geistliche Prinzipien oder auf göttliche Gebote verwiesen, sondern hat Philemon auf dessen eigene Liebe zu den Brüdern angesprochen (V. 9). Onesimus war ja nun ebenfalls ein Bruder in Christus, und so hatte Paulus allen Grund zu der Hoffnung, dass Philemon seine Liebe auch auf ihn ausdehnen würde.

Hier bei Philemon war Paulus sich der Bereitschaft seines Freundes zum rechten Tun so gewiss, dass er auf jeden Druck verzichten konnte.

War Philemon verpflichtet zu vergeben? Zweifellos. Hätte er Onesimus die Vergebung verweigert, so wäre das ein klarer Verstoß gegen die Lehre Jesu gewesen (vgl. Lk 17,4; Mt 6,15).

Das Verweigern von Vergebung verletzt zudem das immer gültige sittliche Gebot Gottes. Jesus hat in seinem Kommentar zum sechsten Gebot (»Du sollst nicht töten«, 2Mo 20,13) darauf

hingewiesen, dass das Tötungsverbot sich letztlich auch auf Zorn und Rachedanken erstreckt:

»Ich sage euch: Jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein; und wer zu seinem Bruder sagt: Du Dummkopf!, soll dem Spruch des Hohen Rates verfallen sein; wer aber zu ihm sagt: Du gottloser Narr!, soll dem Feuer der Hölle verfallen sein. Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe« (Matthäus 5,22-24).

Jesus hat also nicht nur Zorn und abschätziges Bemerkungen verdammt, sondern er hat jedem Gläubigen die Pflicht auferlegt, sich um Versöhnung zu bemühen, sobald ihm klar wird, dass er an seinem Bruder schuldig geworden ist. Das erfordert die Bereitschaft, Schuld zu bekennen, wo man Unrecht getan hat, und schließt die Bereitschaft zur Vergebung ein. Ganz gleich, ob wir selbst schuldig werden oder ob jemand an uns schuldig wird – wir sollen aktiv den Weg zur Versöhnung suchen, und das geht nicht ohne Vergebungsbereitschaft.

Bevor jetzt jemand auf den Gedanken kommt, dass sich diese Pflicht nur auf Mitchristen erstreckt, sei auf das höchste Gebot verwiesen: »Du sollst Gott lieben – und deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst« (Lk 10,27). Auf die Frage »Wer ist mein Nächster?« antwortete Jesus mit dem Gleichnis vom Barmherzigen Samariter und hat damit klargemacht: Unsere Nächstenliebe soll sich selbst auf die Verachteten und Ausgestoßenen der Gesellschaft erstrecken.

Den Nächsten lieben wie sich selbst – das schließt selbstverständlich die Pflicht zur Vergebung mit ein. Groll und Rachedanken gegen andere vertragen sich nicht mit Nächstenliebe, vielmehr sollen wir bereit sein, allen, die uns um Vergebung bitten, voll und ganz zu vergeben. Das bedeutet nicht, dass wir milde darüber hinwegsehen sollen, wenn andere sündigen (siehe Kapitel 7). Aber im Fall eines reuigen Bruders, so wie Onesimus einer war,

gibt es keine Rechtfertigung dafür, die Vergebung zu verweigern. Philemon hätte sich seinerseits schuldig gemacht, wenn er Onesimus nicht vergeben hätte.

Bedenken wir: Eine Sünde gegen einen anderen Menschen ist stets verbunden mit einer größeren Sünde gegen Gott. Durch seinen Ehebruch mit Bathseba hat sich David an der Frau versündigt. Er hat sich an ihrem Ehemann Uria versündigt (und hat obendrein noch dessen Tod arrangiert). Er ist an Urias Familie schuldig geworden, die einen geliebten Verwandten verloren hat. Er hat sich an seiner eigenen Familie versündigt, denn diese hatte nun über Generationen unter den Folgen seiner Tat zu leiden. Und es war eine Sünde gegen das gesamte Volk Israel, denn David war als König nicht nur Vorbild, sondern zugleich auch geistlicher Leiter des Volkes. Aber in Psalm 51, seinem großen Bußgebet, sagt David ausdrücklich: »Gegen dich allein habe ich gesündigt, ich habe getan, was dir missfällt« (V. 4) – als ob die Schuld an all den genannten Menschen keiner Rede wert sei. Tatsächlich verblasste diese Schuld im Vergleich zu Davids Sünde gegen Gott, und er wollte Gott eingestehen, dass ihm das bewusst war. Es ist also nicht so, dass David unempfindlich gewesen wäre für das Leid, das er anderen zugefügt hat. Sein Sündenregister war beachtlich, es umfasste den Auftragsmord an Uria, den Vertrauens- und Ehebruch, eine Vielzahl von Lügen und eine Reihe anderer Vergehen. Aber so groß auch diese Schuld an anderen Menschen war – die Sünde gegen Gott war ungleich größer. Und deshalb war Gott auch der Erste, an den sich David mit der Bitte um Vergebung wandte. Das Verhältnis zu Gott hatte Bedeutung für die Ewigkeit. Wenn nur Gott ihm vergeben würde, dann konnte David sich auch um die Vergebung anderer und, wo möglich, um Wiedergutmachung bemühen. Aber an Gott war er am meisten schuldig geworden, und deshalb musste er sich auch zuerst darum kümmern.

Jedes Vergehen gegen einen Menschen beinhaltet ein größeres Vergehen gegen Gott. Und wir haben gesehen, dass Gott dem Sünder bereitwillig vergibt. Wie können wir dann anderen die Vergebung vorenthalten? Was auch immer sich Onesimus hatte zuschul-

den kommen lassen – gegen Gott hatte er noch mehr gesündigt als gegen Philemon. Und Gott hatte ihm bereits vergeben. Also hatte auch Philemon keine Argumente, um ihm die Vergebung zu verweigern. Wenn Gott die größere Schuld vergibt, dann ist es Sünde, die vergleichsweise kleinere Schuld nicht zu vergeben. Oder sind wir etwa gerechter oder heiliger als Gott oder hätten mehr zu beanspruchen als er? Offensichtlich nicht. Folglich dürfen wir keinen Menschen verdammen, dem Gott bereits vergeben hat. Wer nicht bereit ist, anderen zu vergeben, oder wer selbst auf Rache sinnt, maßt sich letztlich die Autorität Gottes an.

Philemon war es darüber hinaus der Gemeinde in Kolossä schuldig, Onesimus Vergebung zu gewähren. Wenn er diesem neuen Mitglied der Gemeinde die Vergebung abgeschlagen hätte, hätte die ganze Gemeinde darunter zu leiden gehabt. Die Einheit der Gruppe wäre zerbrochen, und das Zeugnis gegenüber der heidnischen Umgebung wäre unglaubwürdig geworden.

Die Herausforderung

Wie gesagt, wir wissen nicht genau, in welcher Weise Onesimus an Philemon schuldig geworden war. Wir wissen nur, dass er geflohen war, dass er seine Pflichten vernachlässigt hatte und dass er der Verantwortung, die Philemon ihm übertragen hatte, nicht gerecht geworden war.

Trotz der persönlichen Verpflichtung Philemons Paulus gegenüber, trotz seiner Liebe zu den Heiligen und seiner geistlichen Reife konnte Paulus nicht erwarten, dass es Philemon leichtfallen würde, Onesimus zu vergeben. Die Rückkehr des Sklaven konnte ohne Weiteres starke Emotionen in Philemon wachrufen. Menschlich gesehen hatte Philemon allen Grund, auf Onesimus zornig zu sein und es ihm übel zu nehmen, was er getan hatte. Und doch hatte Paulus genug Vertrauen in den Charakter seines Freundes, um ihn in dieser Sache eher zu bitten, als ihm zu befehlen.

Versuchen Sie sich vorzustellen, wie Philemon den Brief auf-

genommen haben muss. Onesimus stand vermutlich vor ihm. Philemon war möglicherweise überrascht und anfangs auch nicht besonders erfreut, den Sklaven zu sehen, der ihm so viel Ärger bereitet hatte. Aber als er die Zeilen des Paulus las, muss sein Herz angerührt worden sein von der Art, wie sich der Apostel an ihn wandte.

Achten Sie einmal darauf, dass der Apostel sich selbst als »alten Mann« bezeichnet, »der jetzt für Christus Jesus im Kerker liegt« (V. 9). Nach allem, was wir wissen, war Paulus zu der Zeit, als der Brief geschrieben wurde, etwa 60 Jahre alt. Aber vermutlich bezieht er sich hier noch auf etwas anderes als auf sein biologisches Alter. Es kann ein dezenter Hinweis auf all die Ereignisse sein, die in den Jahren zuvor ihren Preis von Paulus gefordert hatten – Gefängnisaufenthalte, Fesselung, Foltern, Steinigung, Hunger, Schiffbruch, Durst, Kälte und Krankheiten (vgl. 2Kor 11,23-30). Sein Körper war dadurch vor der Zeit gealtert, und er spürte ständig die Folgen an seinem Leib. Zudem blieb er ja ein Gefangener. Er wusste, dass sein geliebter Bruder alles vermeiden würde, was seine Schmerzen noch vermehrt. Und so erinnerte er um Onesimus' willen an seine eigenen Leiden.

Der Akt der Vergebung

Paulus legt den Fall Onesimus in einer Art und Weise dar, die Philemons Herz anrühren musste:

»Ich bitte dich für mein Kind Onesimus, dem ich im Gefängnis zum Vater geworden bin. Früher konntest du ihn zu nichts gebrauchen, doch jetzt ist er dir und mir recht nützlich. Ich schicke ihn zu dir zurück, ihn, das bedeutet mein eigenes Herz. Ich würde ihn gern bei mir behalten, damit er mir an deiner Stelle diene, solange ich um des Evangeliums willen im Gefängnis bin. Aber ohne deine Zustimmung wollte ich nichts tun. Deine gute Tat soll nicht erzwungen, sondern freiwillig sein. Denn vielleicht wurde er nur deshalb eine Weile von dir getrennt, damit du ihn für immer

zurückhältst, nicht mehr als Sklaven, sondern als weit mehr: als geliebten Bruder. Das ist er jedenfalls für mich, um wie viel mehr dann für dich, als Mensch und auch vor dem Herrn. Wenn du dich mir verbunden fühlst, dann nimm ihn also auf wie mich selbst! Wenn er dich aber geschädigt hat oder dir etwas schuldet, setz das auf meine Rechnung!« (Philemon 10-18).

Diese Bitte an Philemon macht drei entscheidende Merkmale der Vergebung deutlich:

Annahme

»Nimm ihn auf« (V. 17). Paulus bat Philemon, sein Leben und sein Haus für Onesimus zu öffnen und ihn wieder aufzunehmen. Es wäre nur verständlich, wenn Philemon dazu keine große Neigung gehabt hätte. Schließlich hatte Onesimus ihn schon einmal bitter enttäuscht. Warum sollte er dem ungehorsamen Sklaven eine zweite Chance geben? Die meisten Besitzer hätten den entlaufenen Sklaven an der Stirn gebrandmarkt und dann entweder verkauft oder mit den niedrigsten denkbaren Aufgaben betraut.

Deshalb lieferte Paulus Philemon einige Gründe, Onesimus in einem neuen Licht zu betrachten.

Zum Ersten: Onesimus zeigte *Reue*. Als Paulus schrieb: »Ich bin ihm im Gefängnis zum Vater geworden« (V. 10), spielte er damit auf die geistliche Wiedergeburt des Sklaven an. Er, Paulus, hatte Onesimus zum Glauben an Jesus geführt. Onesimus war nun genauso sein Kind, sein Zögling im Glauben, wie Philemon selbst es war. Philemon sollte sich klarmachen, dass der Sklave tatsächlich bekehrt war.

Der Umstand, dass Onesimus mit dem Brief des Paulus zu Philemon zurückkehrte, war für sich genommen schon Beweis seiner Reue. Mit seinem Erscheinen vor Philemon gab er zugleich seine Bereitschaft zu erkennen, jede Bestrafung zu akzeptieren, die Philemon für angemessen halten würde. Es ist bezeichnend, dass Onesimus nicht etwa in Rom geblieben ist und sich hinter der Autorität des Apostels versteckt hat, während Tychikus den Brief nach Kolossä brachte und seine Sache dort vortrug. Sondern

Onesimus hat sich, von Paulus ermutigt, auf den Weg gemacht, um dem Mann gegenüberzutreten, an dem er sich schuldig gemacht hatte, um selbst Vergebung zu erbitten. Er war bereit, die Konsequenzen seines Verhaltens zu tragen, und das schloss auch eventuelle Strafen Philemons ein. All das war »rechtschaffene Frucht der Buße« (Mt 3,8).

Zweitens: Onesimus war *ein neuer Mensch*. »Wenn jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden« (2Kor 5,17). Früher war Onesimus ein nichtsnutziger Rebell gewesen, war buchstäblich »zu nichts zu gebrauchen« (V. 11). Das ist ein Wortspiel mit dem Namen des Sklaven (ein durchaus gebräuchlicher Name für Leibeigene), denn der bedeutet wörtlich »der Nützliche«. Paulus versicherte Philemon, dass die Veränderung von Onesimus echt war. Sein ganzes Leben war durch Jesus Christus auf den Kopf gestellt worden. Der Nichtsnutz war nun ein wertvoller Bruder, erwiesenermaßen ein nützlicher Helfer für Paulus und damit sicher auch nützlich für Philemon.

Drittens: Onesimus hatte seine *Zuverlässigkeit* unter Beweis gestellt. Er war lange genug in Rom bei Paulus gewesen, um seine Treue zu Christus zu beweisen. Onesimus hatte Paulus gut gedient und hatte sich bereit gezeigt, die Schmach Christi zu tragen (Hebr 13,13). Andere zeitweilige Begleiter des Apostels wandten sich ab, sobald der Druck der Verfolgung zunahm (2Tim 4,10). Aber Onesimus – frisch bekehrt, wie er war – hatte sich dem Dienst für Paulus gewidmet.

In alldem steckt eine gewisse Ironie. Aus seiner Abhängigkeit von Philemon war Onesimus geflohen, aber nun war er durch göttliche Gnade zu einem ergebenen Diener Jesu Christi geworden. Denselben Dienst, den er Philemon verweigert hatte, tat er nun bereitwillig für den Apostel Paulus, und das genau zur rechten Zeit, als nämlich der vom Leben gezeichnete Apostel jede Hilfe gebrauchen konnte. In der Tat hatte sich Onesimus so unentbehrlich gemacht, dass der kaiserliche Gefangene Paulus nun sagen konnte, ihn zurückzuschicken sei so, als würde er sein eigenes Herz senden (V. 12). Gerne hätte Paulus Onesimus bei

sich in Rom behalten. Aber er wusste, dass Onesimus zurückgehen und sich um Wiederherstellung der zerbrochenen Beziehung zu seinem Herrn bemühen musste.

Paulus wusste auch, dass Philemon selbst gerne in Rom gewesen wäre, um ihm zu helfen. So versicherte er Philemon, dass er die Dienste des Onesimus stets so betrachtet habe, als seien sie auf Philemons Veranlassung hin geschehen (V. 13). Aber nun wollte er die Großzügigkeit seines Freundes nicht länger beanspruchen, und deshalb schien es ihm an der Zeit, Onesimus zurückzuschicken. Die Versöhnung zwischen diesen beiden Brüdern im Geist duldete keinen weiteren Aufschub. Und so bat Paulus den einen Freund für den anderen: »Nimm ihn auf« (V. 17).

Rehabilitierung

Paulus lässt keinen Zweifel daran, dass all diese Ereignisse und Vorgänge einem göttlichen Plan folgten: »Vielleicht wurde er nur deshalb eine Weile von dir getrennt, damit du ihn für ewig zurückerhältst, nicht mehr als Sklaven, sondern als weit mehr: als geliebten Bruder. Das ist er jedenfalls für mich, um wie viel mehr dann für dich, als Mensch und auch vor dem Herrn« (V. 15f.).

In der Tat ist es fast unmöglich, die ordnende Hand Gottes in der Geschichte des Onesimus zu übersehen. Göttliche Vorsehung hatte ihn mit Paulus zusammengebracht an einem Ort, der denkbar weit von Kolossä entfernt war. Göttliche Gnade hatte ihn zu Christus geführt und sein Leben und seine ganze Einstellung verändert. Und nun ging Onesimus unter der Leitung des Heiligen Geistes zurück, um sich mit dem Herrn zu versöhnen, den er vor den Kopf gestoßen hatte. Und bei alledem hatte der Apostel Paulus einen Freund und liebevollen Helfer gewonnen, ganz abgesehen von der Ermutigung, die ihm Onesimus verschafft hatte. Nun bekam Philemon seinen Diener zurück, den er unwissentlich ausgeliehen hatte an den lieben Freund, der ihm so am Herzen lag und dem er so gern selbst geholfen hätte, wenn er gewusst hätte, wie. Nur Gott kann so viel Gutes entstehen lassen aus einer sündigen menschlichen Handlung (vgl. 1Mo 50,20; Röm 8,28).

Paulus bat Philemon nicht nur, Onesimus aufzunehmen. Philemon sollte ihn in seine alten Rechte und Pflichten einsetzen – und mehr als das: Philemon sollte ihn aufnehmen »nicht mehr als Sklaven, sondern als weit mehr: als geliebten Bruder« (V. 16). Manche Ausleger haben diese Formulierung so gedeutet, als habe Paulus hier die Freilassung des Onesimus gefordert. Aber es gibt keinen Grund, eine derartige Schlussfolgerung in die Bitte des Paulus hineinzulesen. Wie schon früher ausgeführt: Der Apostel hat den großen Auftrag des Herrn nicht als Befehl zur Sklavenbefreiung verstanden. An anderer Stelle hat Paulus geschrieben:

»Jeder soll in dem Stand bleiben, in dem ihn der Ruf Gottes getroffen hat. Wenn du als Sklave berufen wurdest, soll dich das nicht bedrücken; auch wenn du frei werden kannst, lebe lieber als Sklave weiter. Denn wer im Herrn als Sklave berufen wurde, ist Freigelassener des Herrn. Ebenso ist einer, der als Freier berufen wurde, Sklave Christi« (1. Korinther 7,20-22).

Andererseits hat Paulus Philemon auch nicht aufgefordert, Onesimus *nur* als Sklaven wieder aufzunehmen, sondern als Bruder in Christus. Paulus kannte den Glaubenseifer von Onesimus, und so wusste er auch, dass der Sklave Philemon Freude machen, ihn ermutigen und ihm ein treuer Begleiter werden würde.

Wiedergutmachung

Und nun macht Paulus Philemon ein erstaunliches Angebot: »Wenn du dich mir verbunden fühlst, dann nimm ihn also auf wie mich selbst! Wenn er dich aber geschädigt hat oder dir etwas schuldet, setz das auf meine Rechnung!« (V. 17-18). Paulus bot Philemon Erstattung all der Kosten an, die die Flucht und die Verfehlungen von Onesimus ihm verursacht haben mochten.

Wiedergutmachung ist nur recht und billig, und wenn wir einen Menschen um Vergebung bitten, ist es stets angemessen, dass wir fragen, was wir tun sollen, um den entstandenen Schaden auszugleichen. Das zivile Recht im Alten Testament fordert Wiedergutmachung in den meisten Fällen, wo eine Schuld in Form von Geld oder Gut bewertet werden kann.

Onesimus' Flucht hatte zweifellos erhebliche Kosten verursacht. Philemon hatte den Sklaven ersetzen müssen, ganz zu schweigen von dem Geld, das Onesimus möglicherweise unterschlagen hatte. Onesimus hätte keinerlei Recht gehabt, von Philemon den Verzicht auf Wiedergutmachung zu verlangen. Auch hatte er keine Möglichkeit, für den Schaden selbst aufzukommen. Also hat Paulus großzügigerweise angeboten, an seiner Stelle zu bezahlen.

Wiedergutmachung ist stets gerecht und gut, doch die Art von Großzügigkeit, die Paulus hier an den Tag legt, ist noch besser. Am meisten Liebe und Großherzigkeit konnte Philemon zeigen, indem er von der Einforderung der Schulden des Sklaven absah. Aber Paulus wollte Philemon nicht unter Druck setzen. Deshalb hat er selbst angeboten, für Onesimus' Schulden geradzustehen.

Diese Verse sind ein wunderbares Beispiel dafür, wie Zurechnung funktioniert (ausführlicher behandelt in Kap. 1). Paulus bittet Philemon, Onesimus so zu behandeln, wie er ihn selbst behandeln würde: »Nimm ihn auf wie mich selbst!« (V. 17). Und er will, dass die Schulden von Onesimus ihm in Rechnung gestellt werden (V. 18). Das ist genau der Weg, auf dem Jesus Christus den Gläubigen rechtfertigt. Er hat die Schuld für unsere Sünde begeben und schreibt uns seine eigene Gerechtigkeit gut, und Gott nimmt uns auf dieser Grundlage an (Röm 4,5).

Paulus hat Philemon damit genau die christliche Haltung vorgelebt, von der er hoffte, dass der Freund sie gegenüber dem bußfertigen Sklaven einnehmen würde. Nichts entspricht dem Vorbild Jesu mehr, als dass man die Schuld eines anderen auf sich nimmt, damit Versöhnung stattfinden kann. Paulus war bereit, die irdischen Konsequenzen der Sünde des Onesimus auf sich zu nehmen, genauso wie Jesus Christus bereitwillig die Konsequenzen aller Sünden der Erlösten aller Zeiten auf sich genommen hat.

In der Bibel ist uns zwar nicht Philemons Reaktion überliefert, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass er das Beispiel des Paulus begriffen und Onesimus dessen Schulden erlassen hat. Damit wäre Philemon selbst für die Schulden des Schädigers eingestanden,

und das entspricht genau dem, was Jesus getan hat, als er für unsere Sünden starb. Genau deshalb ist der Akt der Vergebung der deutlichste Ausdruck christlichen Lebens.

Die Kosten

Ob Philemon nun die Schulden erlassen hat oder nicht – Paulus war so sehr daran gelegen, dass es zur Aussöhnung kam, dass er sein Angebot der Wiedergutmachung aus seiner eigenen Tasche noch einmal bekräftigt hat. Es sollte wie ein offizieller Vertrag aussehen, deshalb hat er eigenhändig ergänzt: »Ich, Paulus, schreibe mit eigener Hand: Ich werde es bezahlen« (V. 19). Normalerweise pflegte Paulus seine Briefe zu diktieren, und um die Echtheit der Schriftstücke zu bestätigen, schrieb er oft noch zusätzlich einen eigenhändigen Gruß (so z.B. in Kol 4,18; 2Thes 3,17). In diesem Fall berichtet eine frühkirchliche Überlieferung, dass Onesimus selbst dem Paulus als Sekretär gedient habe. Dann schloss Paulus den Brief demonstrativ mit diesem handschriftlichen Schuldschein. Damit unterstrich er, wie wichtig ihm die Versöhnung dieser beiden Brüder war, und besiegelte sein Versprechen an Philemon förmlich mit einer bindenden, vertragsähnlichen Garantie.

Onesimus hatte keine Mittel, die Schulden selbst zu bezahlen. Er war lediglich ein Sklave. Darüber hinaus scheint es, als habe er sich seit seiner Bekehrung in Rom dem Dienst im Auftrag des Apostels Paulus verschrieben. Das schließt eigentlich aus, dass er daneben noch einer bezahlten Arbeit nachgegangen sein kann. Paulus dagegen hatte durchaus genügend finanzielle Mittel, um die Schulden zu bezahlen, denn die Gemeinde in Philippi war so großzügig gewesen, ihm in dieser schwierigen Zeit finanziell auszuhelfen (vgl. Phil 4,14-18).

Wie auch immer – Paulus erinnerte Philemon daran, dass dieser ihm etwas Unbezahlbares verdankte: »... um nicht davon zu reden, dass du dich selbst mir schuldest« (V. 19). Nach allem, was recht ist: Hätte Philemon die Schulden des Onesimus Pau-

lus in Rechnung gestellt, so wäre diese Schuld automatisch verfallen, denn Philemon schuldete Paulus noch sehr viel mehr. Onesimus' Schulden konnten in Zahlen dargestellt werden. Philemon dagegen war Paulus für immer geistlich verpflichtet. Schließlich war es Paulus gewesen, der Philemon zum Glauben an Jesus Christus geführt hatte. Diese »Schuld« konnte Philemon niemals zurückzahlen.

Diesen Blickwinkel sollten eigentlich alle Christen haben. Wir alle verdanken unsere schiere Existenz der unermesslichen Gnade Gottes. Wir sind Gott so viel schuldig – es gibt keine Möglichkeit, jemals diese Schuld zurückzuerstatten. Von daher sind wir niemals berechtigt, anderen Vergebung und Barmherzigkeit vorzuenthalten. Christus ist für unsere unbezahlbare, ewige Schuld eingestanden. Können wir dann nicht zumindest die begrenzte Schuld auf uns nehmen, die jemand an uns begangen hat? Dieses Prinzip ist jedenfalls der Kern des Gleichnisses vom hartherzigen Diener (vgl. Kapitel 5).

Keine Frage: Vergebungsbereitschaft kostet etwas, und die Geschichte von Onesimus macht das nur zu deutlich. Aber die kostspieligste Vergebung von allen wurde durch das Sühneopfer Jesu Christi erkaufte, und wer von diesem gewaltigen Geschenk profitiert, hat allen Grund, seinerseits anderen zu vergeben, ganz gleich, wie hoch die Kosten sind. Was immer wir erdulden müssen von anderen, die an uns schuldig werden – es ist im Vergleich zu dem Preis, den Jesus bezahlt hat, kaum der Rede wert, auch wenn die Schuld nach menschlichen Maßstäben durchaus nennenswert wäre.

Anreize

Paulus war offensichtlich davon überzeugt, dass Philemon bereit sein werde, Onesimus seine Schuld und seine Schulden restlos zu erlassen. Darauf deutet Vers 21 hin, wo er schreibt: »Ich weiß, dass du noch mehr tun wirst, als ich gesagt habe.« Gleichwohl gibt

Paulus einige Anreize, die es Philemon erleichtern könnten, dem Sklaven zu vergeben.

Paulus hoffte selbst, die Frucht von Philemons Vergebungsbereitschaft zu sehen, und so informiert er Philemon, dass er ihn schon bald besuchen will: »Bereite zugleich eine Unterkunft für mich vor! Denn ich hoffe, dass ich euch durch eure Gebete wiedergeschenkt werde« (V. 22). Es erscheint denkbar, dass Paulus zur Zeit der Abfassung des Briefes einen Termin für seine Anhörung vor dem Kaiser bekommen hatte, und offenbar rechnete Paulus fest mit seiner Freilassung. Von Rom aus hoffte er nach Kleinasien reisen zu können, zu den Gemeinden, die er dort gegründet hatte. Das wird einen zusätzlichen Einfluss auf das Handeln Philemons gehabt haben. Er hätte schlecht weiter für die Rückkehr des Paulus nach Kolossä beten können, solange er Onesimus nicht vergeben hatte. Die Vorstellung, dass sein werter Freund in der Tür steht und enttäuscht wird, muss ihm unerträglich gewesen sein. Er war seinem geistlichen Vater so fest verpflichtet, dass er ihm zuliebe das Richtige im Hinblick auf Onesimus tun würde.

Die abschließenden Verse des Briefes enthalten einige weitere subtile Hinweise an Philemon. Paulus schrieb: »Es grüßen dich Epaphras, der mit mir um Christi Jesu willen im Gefängnis ist, sowie Markus, Aristarch, Demas und Lukas, meine Mitarbeiter. Die Gnade Jesu Christi, des Herrn, sei mit eurem Geist!« (V. 23-25).

Erstens: Indem er Grüße von fünf gemeinsamen Bekannten anfügte, machte Paulus deutlich, dass diese fünf ihrerseits verfolgt würden, wie Philemon weiter mit Onesimus verfuhr.

Zweitens: Wie selbstverständlich eingeschlossen in die Namensliste ist Markus. Damit ist Johannes Markus gemeint, der Verfasser des dritten Evangeliums. Markus war ein Vetter von Barnabas, und als junger Mann hatte er Paulus und Barnabas auf deren erster Missionsreise begleitet. Auf halbem Weg hatte er sich von der Gruppe getrennt und war nach Jerusalem zurückgekehrt. Dieser Vorfall hatte dazu geführt, dass Paulus das Vertrauen in den jungen Mann verloren hatte. Später hatte Barnabas Johannes Markus auch auf die zweite Missionsreise mitnehmen wollen, doch Pau-

lus hatte sich dagegen gesperrt. Seine Vorbehalte waren so groß gewesen, dass er sich darüber mit Barnabas vollends zerstritten hatte (Apg 15,37-39). Offensichtlich hatte der Apostel Petrus dann Johannes Markus unter seine Fittiche genommen und ihn zur geistlichen Reife geführt (1Petr 5,13). Johannes Markus bewährte sich, und das war auch Paulus nicht verborgen geblieben. Längst hatte er Markus vergeben, und inzwischen war Markus für ihn zu einem wichtigen Mitarbeiter geworden. Noch kurz vor seinem Tod verlangte Paulus ausgerechnet nach Markus: »Bring Markus mit, denn er wird mir ein guter Helfer sein« (2Tim 4,11).

Die früheren Spannungen zwischen Paulus und Markus waren in der frühen Kirche allgemein bekannt. Die Auseinandersetzung fand sogar Eingang in die Apostelgeschichte. Lukas, der diese Chronik niederschrieb, war ebenfalls mit Philemon bekannt, so ist auch er in die Liste derer eingeschlossen, deren Grüße Paulus in seinem Brief weitergab. Ohne dass Paulus es ausdrücklich sagen musste, stand somit das Beispiel der Versöhnung zwischen ihm und Markus im Raum und ermutigte Philemon, es mit Onesimus ebenso zu machen.

Das Ergebnis

Hat Philemon Onesimus vergeben? Wir erfahren aus der Bibel zwar nicht, wie die Geschichte im Einzelnen ausgegangen ist, aber es gibt eine ganze Reihe von Gründen für die Annahme, dass Philemon so gehandelt hat, wie Paulus es erhofft hat. Da wäre zunächst die Tatsache, dass der Brief an Philemon den Weg ins Neue Testament gefunden hat. Dabei handelte es sich ja um einen privaten Brief, und es ist sehr unwahrscheinlich, dass Philemon seiner Weiterverbreitung zugestimmt hätte, wenn er dem Rat des Paulus nicht gefolgt wäre.

Zudem ist schlecht vorstellbar, dass Philemon sich dem Anliegen des Paulus verschlossen hätte, wenn er wirklich ein Mann mit so vorbildlichem Charakter war, wie Paulus ihn geschildert

hat. (Wenn er *nicht* der liebevolle und fromme Mann war, den Paulus beschreibt, dann hätten wir ein grundsätzliches Problem mit der Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift.) Darüber hinaus: Hätte Philemon sich geweigert, Onesimus zu vergeben, dann wäre der Brief wohl kaum ohne massiven Widerstand in den neutestamentlichen Kanon geraten. So ist die Aufnahme in den Kanon ein sehr starker Hinweis dafür, dass Philemon der Bitte des Paulus gefolgt ist.

Wenige Jahrzehnte später, kurz nach der Wende zum zweiten Jahrhundert, schrieb Ignatius, einer der frühen Kirchenväter, drei Briefe an die Gemeinde in Ephesus. Der erste dieser Briefe nennt als Pastor der Gemeinde »Onesimus, einen Mann von unbeschreiblicher Liebe«. Ob es sich um den uns bereits bekannten Onesimus handelt, lässt sich unmöglich sagen. Falls ja, dann wäre er zu diesem Zeitpunkt ein alter Mann gewesen, vermutlich über 70 Jahre alt. Falls es sich um einen anderen, jüngeren Onesimus handelte, könnte es sein, dass er nach dem alten Sklaven benannt worden ist, der dem Apostel Paulus so sehr geholfen hat.

Erst im Himmel wird die ganze Wahrheit über das Ende der Geschichte ans Licht kommen. Und dann werden wir begreifen, davon bin ich überzeugt, dass die Folgen auch nur eines einzigen Aktes der Vergebung unvorstellbar weitreichend sind. In unserem Fall war schon die Saat ausgestreut für eine reiche Ernte geistlicher Früchte, noch bevor Philemon überhaupt vergeben hat. Das Bittschreiben des Paulus an Philemon ist im Neuen Testament gelandet und fordert seitdem unablässig dazu heraus, anderen zu vergeben, so wie Christus uns vergeben hat.

Für Paulus, Philemon und Onesimus wird der Augenblick der Versöhnung einer jener seltenen Momente gewesen sein, in denen sich jeder als Sieger fühlen konnte – Paulus, weil er an der Freude der Versöhnung zwischen seinen beiden Freunden Anteil hatte; Onesimus, weil ihm eine unbezahlbare Schuld vergeben worden ist; und Philemon, weil er sich der zukünftigen Belohnung gewiss sein konnte, die auf den wartet, der vergibt.

Kapitel 5

Einander vergeben

Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen. Darum bekleidet euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde, Geduld! Ertragt euch gegenseitig, und vergebt einander, wenn einer dem anderen etwas vorzuwerfen hat. Wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr!

Kolosser 3,12-13

Bewusste Unversöhnlichkeit ist für einen Christen eine undenk-
bare Haltung. Gott selbst hat uns vergeben, und so haben wir
nicht das Recht, anderen Sündern, wie wir selbst welche sind,
Vergebung zu verweigern. Tatsächlich wird uns in der Bibel un-
missverständlich befohlen, in derselben Weise zu vergeben, wie
wir selbst Vergebung erfahren haben: »Seid gütig zueinander,
seid barmherzig, vergebt einander, weil auch Gott euch durch
Christus vergeben hat« (Eph 4,32).

Gott fordert uns also auf, anderen zu vergeben. Widerstand ge-
gen dieses Gebot ist damit nichts anderes als ein Akt des Ungehorsams
gegen Gott. Um es deutlicher auszudrücken: Unversöhnlichkeit
ist eine schreckliche Sünde.

Vergebungsbereitschaft spiegelt das Wesen Gottes wider.
Unversöhnlichkeit dagegen ist widergöttlich und ist keine harm-
losere Sünde als zum Beispiel Unzucht oder Völlerei. Ganz sicher
ist Unversöhnlichkeit unter Christen häufiger und offener zu be-
obachten als die einschlägigen, allgemein für schändlich erach-
teten Sünden. Aber die Bibel lässt kein Missverständnis zu: Gott
straft unbarmherzige Menschen mit Verachtung.

Als Gottes Kinder sollen wir sein Wesen widerspiegeln. Als wir
gerettet wurden, sind wir zu neuen Menschen umgestaltet wor-
den nach dem Vorbild von Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit
(Eph 4,24). Vergebungsbereitschaft ist ein unaufgebbarer Wesens-
zug des erneuerten Menschen. Ein unversöhnlicher Christ ist des-

halb ein Widerspruch in sich selbst. Wenn also ein bekennender Christ starrsinnig an seinem Groll gegen andere festhält, dann gibt es gute Gründe, die geistliche Reife dieses Menschen in Zweifel zu ziehen.

Aber um dem Thema wirklich gerecht zu werden, müssen wir zunächst einmal eingestehen, dass niemand so ohne Weiteres bereit ist zu vergeben – noch nicht einmal wir als Christen. Allzu oft vergeben wir nicht sofort oder nicht so vollständig, wie wir sollten. Auch wir hegen oft unseren Groll, anstatt Vergebung zu gewähren.

Wie wir gesehen haben, ist die Fähigkeit zu vergeben nicht umsonst zu haben. Vergebungsbereitschaft erfordert, dass wir unsere Selbstsucht aufgeben, dass wir anderen, die uns Böses getan haben, mit Erbarmen begegnen, und dass wir nicht einfordern, was sie uns unserer Meinung nach schulden. All das läuft unserer natürlichen, sündigen Einstellung entgegen. Selbst als von Gott erneuerte Menschen bleibt ein Rest von sündhaften Neigungen in uns. Wir können weiterhin versucht werden und leiden darunter. Deshalb finden wir in der Bibel das Gebot, den alten Menschen abzustreifen und den neuen Menschen anzuziehen (Eph 4,22-24; Kol 3,9-10).

Vergebungsbereitschaft ist so wichtig für die christliche Existenz, dass in den zentralen Lehren Jesu immer wieder davon die Rede ist. Seine Predigten, seine Gleichnisse, seine privaten Gespräche und selbst seine Gebete sind gespickt mit Aussagen über Vergebung. In der Tat zieht sich dieses Motiv so sehr durch die Reden und Lehren Jesu, dass man schon die Augen bewusst verschließen muss, um das nicht zu erkennen.

So haben wir zum Beispiel gesehen, dass im Zentrum des Vaterunsers die Bitte steht: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern«, d.h. den Menschen vergeben, die an uns schuldig geworden sind (Mt 6,12). Sowohl der Zusammenhang als auch die Parallelstelle in Lukas 11,4 lassen erkennen, dass die »Schuld«, von der hier die Rede ist, eine *geistliche* Schuld ist.

Bezeichnenderweise hat Jesus von allen Bitten des Vaterunsers

nur diese eine näher erläutert. Unmittelbar nachdem er seinen Jüngern das Gebet vorgestellt hatte, sagte er ihnen: »Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, dann wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, dann wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben« (Mt 6,14-15).

Diese Stelle hat den Auslegern schon immer Mühe gemacht. Denn auf den ersten Blick sieht es fast so aus, als sei Gottes Vergebung umkehrbar. Manche Ausleger haben den Vers so gedeutet, dass Gott uns die bereits gewährte Vergebung auch wieder entziehen kann, falls wir nicht bereit sind, denen zu vergeben, die an uns schuldig geworden sind. Demnach riskiert also ein Christ, der nicht vergeben will, seine Erlösung.

Aber wir haben bereits in Kapitel 3 gesehen, dass es hier nicht um Vergebung im juristischen Sinn der Rechtfertigung geht. Hier ist die Rede von der täglichen, väterlichen Vergebung, die wir erbitten sollen, wenn wir mit neuerlichen Sünden den himmlischen Vater betrübt haben. Der Schlüssel zur richtigen Auslegung steckt in der Anrede: »Unser Vater«. Dies ist ein Gebet um väterliche Vergebung, nicht um die grundlegende Rechtfertigung. Jesus sagt hier sinngemäß: »Wenn ihr anderen nicht vergebt, dann wird euch euer himmlischer Vater für diese Sünde, nämlich für eure Unversöhnlichkeit, bestrafen.«

An anderer Stelle im Matthäusevangelium findet sich das bekannte Gleichnis vom unbarmherzigen Schuldner, das diese Aussage eindrücklich illustriert. Allgemein kennt man diesen oft missverstandenen Abschnitt als das »Gleichnis vom Schalksknecht«. Der Abschnitt enthält einige der wichtigsten biblischen Wahrheiten über gegenseitige Vergebung.

Petrus fragt

Mit dem Gleichnis antwortete Jesus auf eine Frage, die Petrus gestellt hatte. Nachdem Jesus den Jüngern schon so viel über Ver-

gebung erzählt hatte, kann ihnen nicht entgangen sein, wie wichtig ihm das Thema war. Aber zweifellos hatten sie alle schon überlegt, was Jesus wohl von ihnen erwartete – wie weit ihre Vergebung im konkreten Fall reichen sollte. Wie üblich hat Petrus als Sprecher der Zwölf die Frage vorgetragen.

Die Lehren Jesu über Vergebungsbereitschaft müssen den Jüngern radikal vorgekommen sein. Was er von ihnen verlangte, stand in bemerkenswertem Widerspruch zu den Lehren der Rabbiner seiner Zeit. Wir haben bereits im 2. Kapitel betrachtet, wie die Rabbiner die Regel »Auge um Auge« aus dem 2. Buch Mose umgedeutet haben in eine Rechtfertigung für persönliche Rache.

Offensichtlich galt Vergebungsbereitschaft unter den meisten der führenden religiösen Lehrer zur Zeit Jesu nicht als hohe Tugend. Tatsächlich haben die Rabbiner Vergebung normalerweise als eine Option unter anderen betrachtet. Sie haben sehr wohl anerkannt, dass im Alten Testament Vergebung erlaubt war und in manchen Situationen auch empfohlen wurde. Zugleich behaupteten sie aber, dass einem Menschen ein und dieselbe wiederholte Verfehlung höchstens dreimal vergeben werden könne.

Sie glaubten sich dabei auf die Autorität der Bibel stützen zu können. Ein Argument für diese Sicht bezogen sie aus dem Buch des Propheten Amos, wo Gott den Untergang der Feinde Israels mit den folgenden Worten ankündigt: »Wegen der drei Verbrechen, die Damaskus beging, wegen der vier nehme ich es nicht zurück« (Amos 1,3). In derselben Weise kündigt Gott im besagten Kapitel Gericht über Gaza, Tyrus, Edom und Ammon an, jeweils mit den Worten »wegen drei ...« und »wegen vier« (V. 6.9.11.13). Anders ausgedrückt: Jede der feindlichen Nationen durfte dreimal Gottes Gebote übertreten, ohne dass Gott eingreifen würde, und erst für das vierte Vergehen würde er sie richten.

Die rabbinischen Gelehrten argumentierten nun folgendermaßen: Wenn schon Gott Menschen nur dreimal vergibt, dann wäre es anmaßend für Geschöpfe Gottes, wenn sie öfter als dreimal vergeben. Und so legten sie eine Grenze fest, wie oft man Vergebung gewähren dürfe.

Nun konnten die Jünger Jesu nach allem, was Jesus ihnen über Gnade und Vergebung gesagt hatte, schon davon ausgehen, dass er die Messlatte höher legen würde. Bis dahin hatte Jesus sich aber nie eindeutig erklärt, wie oft man denn Vergebung gewähren solle. Und so drängte Petrus auf ein klares Wort. In Matthäus 18,21 heißt es: »Da trat Petrus zu ihm und fragte: Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben, wenn er sich gegen mich versündigt? Siebenmal?«

Petrus war sicher der Meinung, das sei schon sehr üppig. Er hatte die von den Rabbinern gelehrt Zahl verdoppelt und auf die vollkommene Zahl 7 aufgerundet und rechnete womöglich damit, dass sein Herr ihn für seine Großzügigkeit loben würde. Umso mehr muss die Antwort Jesu ihn und die anderen Jünger verblüfft haben.

Jesus antwortet

Jesus sagte zu Petrus: »Nicht siebenmal, sondern siebzimal siebenmal« (V. 22).

Der gesunde Menschenverstand erhebt sofort Protest. Diese hohe Forderung ist doch niemandem zu vermitteln! Hat nicht auch Vergebungsbereitschaft eine natürliche Grenze? Soll man jemanden, der immer wieder in dasselbe Fehlverhalten verfällt, auf Dauer ungeschoren davonkommen lassen? Ist das dann noch Gnade, oder ist das nicht schon Einfalt? Siebzimal sieben ergibt 490! Niemand kann auch nur korrekt Buch führen über eine derart hohe Zahl von Verfehlungen!

Aber genau darum geht es ja. Strichlisten zu führen hat nichts mit wahrer Vergebung zu tun. Wenn eine Verfehlung wirklich vergeben ist, dann kann sie nicht mehr gegen den entsprechenden Menschen angeführt werden. Das rabbinische System forderte letztlich von der geschädigten Seite, ja nicht zu vergessen und penibel Buch zu führen über die Verletzungen und Verfehlungen des anderen. Nach dem dritten Vorfall sollte es keine Vergebung mehr

geben. Wenn man dagegen den Anweisungen Jesu folgt, dann ergeben die Erinnerungsübungen keinen Sinn. »Siebzimal siebenmal« – diese Messlatte liegt so hoch, da braucht man keine Liste mehr anzulegen. Und genau darauf kommt es an, denn Christen sind ja gerade zu der Art von Liebe berufen, die eben nicht nachtragend ist (1Kor 13,5).

Sollte tatsächlich jemand versuchen, bis 490 durchzuzählen und dann mit dem Vergeben aufzuhören, dann hätte dieser Jemand Jesus gründlich missverstanden. Unser Herr hat eben nicht eine messbare Grenze für Vergebungsbereitschaft gezogen. Im Gegenteil. Er hat einfach die von Petrus vorgeschlagene Zahl mit siebenzig multipliziert und hat damit deutlich gemacht: Verfehlungen und böse Taten lassen sich in der Praxis nicht so einfach aufaddieren. Damit hat Jesus letztlich auch gesagt: Vergebungsbereitschaft darf prinzipiell keine Grenze haben.

Es ist möglich, dass Jesus damit auf eine Stelle im Alten Testament angespielt hat. In den ersten Kapiteln der Bibel begegnen wir einem Mann namens Lamech, einem Nachfahren Kains. (Es ist nicht derselbe Lamech wie der Vater Noahs, der genauso hieß.) Wir erfahren nicht viel über den Mann, aber das wenige, was über ihn berichtet wird, lässt erkennen, dass er ein zorniger und rachsüchtiger Mann war. Er tötete jemanden, offenbar in Selbstverteidigung. Von seinem Urahn Kain wusste Lamech, dass Gott geschworen hatte, Kain siebenfach zu rächen, falls ihm jemand etwas antun würde. Und nun glaubte Lamech arroganterweise, dass er selbst elfmal so viel Rache verdiene wie Kain. Lamech hat das in einem Sprichwort oder Lied ausgedrückt, jedenfalls hat es im Hebräischen eine poetische Form: »Hört auf meine Stimme, ihr Frauen Lamechs, lauscht meiner Rede! Ja, einen Mann erschlage ich für eine Wunde und einen Knaben für eine Strieme. Wird Kain siebenfach gerächt, dann Lamech siebenund-siebenzigfach« (1Mo 4,23-24).

Lamechs Schwur ist typisch für sündiges menschliches Denken. Der sündige Verstand liebt die Rache und hält siebenund-siebenzigfache Vergeltung für angemessen. Jesus dagegen hat ge-

lehrt, dass wir siebzigmal siebenmal vergeben sollen. Anders ausgedrückt: Wir sollen stets Böses mit Gutem vergelten, und zwar in demselben Maß, in dem wir ansonsten versucht wären, Böses mit Bösem heimzuzahlen (vgl. Röm 12,17; 1Thes 5,15; 1Petr 3,9).

Bei anderer Gelegenheit hatte Jesus gesagt: »Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht; und wenn er sich ändert, vergib ihm. Und wenn er sich siebenmal am Tag gegen dich versündigt und siebenmal wieder zu dir kommt und sagt: Ich will mich ändern!, so sollst du ihm vergeben« (Lk 17,3-4). Und wieder geht es hier nicht um eine konkrete Zahl als Grenze, sondern um das Prinzip: Wir sollen großzügig und notfalls immer wieder vergeben.

Nun könnte jemand auf die Idee kommen zu fragen: Wer in aller Welt begeht schon am selben Tag siebenmal dieselbe Sünde und bereut sein Handeln dann auch noch jedes Mal? Aber genau das ist es ja: Wir alle legen dieses Verhalten gegenüber Gott an den Tag. Wir sündigen; dann tut es uns leid, wir bitten Gott um Vergebung; dann drehen wir uns um und begehen genau dieselbe Sünde wieder. Jeder, der jemals eine sündige Neigung an sich erkannt hat, kennt diesen Mechanismus nur allzu gut.

Vergibt Gott unter solchen Umständen? Ja, das tut er. Seine Vergebungsbereitschaft setzt den Standard, nach dem wir selbst vergeben sollen, und dieser Standard ist glücklicherweise unglaublich hoch. Was uns anfangs als unmöglich, unfair und unerfüllbar erscheinen mag, ist in Wirklichkeit eine wunderbare Nachricht für jeden Menschen, der wieder und wieder Gottes Vergebung in Anspruch nehmen muss. Jesus lehrt nichts anderes, als dass unsere Vergebung anderen gegenüber genauso grenzenlos sein soll wie die Barmherzigkeit Gottes, die wir selbst nötig haben. Damit werden alle Grenzen, die irgendjemand für menschliche Vergebungsbereitschaft setzen könnte, sinnlos.

Das alles wird noch unterstrichen durch das Gleichnis, das Jesus auf die Frage des Petrus hin erzählt. Die Hauptpersonen in diesem Gleichnis sind ein großmütiger König, ein heillos verschuldeter Diener des Königs und ein zweiter Diener, der dem ersten einen kleineren Betrag schuldet.

Königliche Vergebung

Am Anfang des Gleichnisses wird ein großzügiger Akt königlicher Vergebung geschildert:

»Mit dem Himmelreich ist es deshalb wie mit einem König, der beschloss, von seinen Dienern Rechenschaft zu verlangen. Als er nun mit der Abrechnung begann, brachte man einen zu ihm, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Weil er aber das Geld nicht zurückzahlen konnte, befahl der Herr, ihn mit Frau und Kindern und allem, was er besaß, zu verkaufen und so die Schuld zu begleichen. Da fiel der Diener vor ihm auf die Knie und bat: Hab Geduld mit mir! Ich werde dir alles zurückzahlen. Der Herr hatte Mitleid mit dem Diener, ließ ihn gehen und schenkte ihm die Schuld« (Matthäus 18,23-27).

Der Schuldner war vermutlich ein hochrangiger Mann, auch wenn er als Diener bezeichnet wird. Im Altertum hielten sich viele Könige Provinzgouverneure oder Satrapen. Ein Satrap war unter anderem dafür verantwortlich, in seiner jeweiligen Provinz die Steuern einzutreiben. Unser hoch verschuldeter Diener war möglicherweise ein solcher Gouverneur, und die Abrechnung, von der in den Versen 23 und 24 die Rede ist, wäre dann der Zeitpunkt, an dem der Satrap die Steuereinnahmen seiner Region dem König bringen sollte.

Nun war der Mann aber bis zum Hals verschuldet. Eine derart große Schuld kann man sich nur aus einer erheblichen Pflichtverletzung oder Korruption des Dieners erklären. Falls er tatsächlich die Steuergelder gestohlen oder veruntreut hatte, muss er sie zudem restlos verprasst haben, denn es stellte sich ja heraus, dass er seine Schulden in keiner Weise begleichen konnte.

Zehntausend Talente – das war ein unglaublich hoher Geldbetrag. Ein Talent war die höchste Maßeinheit für Geld in der Antike. Gemeint ist das attische Talent, mit dem überall im Römischen Reich gerechnet wurde. Ein solches Talent war 6000 Denare wert, und ein Denar galt als der angemessene Tageslohn für einen Arbeiter (vgl. Mt 20,2). Ein Denar war zudem in der

römischen Armee der Sold für einen Tag. 6000 Denare oder ein Talent, das entsprach folglich siebzehn Jahreslöhnen – eine hübsche Summe. Mit 10000 Talenten hätte man ein Heer von 170000 Arbeitern ein Jahr lang beschäftigen können. Eine derartige Summe als persönliche Schuld – schier unvorstellbar. Aufzeichnungen aus dem 1. Jahrhundert zufolge betrug das gesamte Steueraufkommen für Palästina etwa 900 Talente im Jahr. Von Salomos Tempel wissen wir, dass er weltbekannt war für seine reiche Ausstattung mit Gold. Alles Gold, das in Salomos Tempel verbaut worden war, hatte einen Wert von 8000 Talenten (1Chr 29,4-7) – weniger, als dieser eine Mann seinem König schuldig war!

Der griechische Ausdruck, der hier mit »zehntausend« übersetzt wird, bedeutet nicht unbedingt einen exakten Betrag. Vielmehr geht es hier um die höchste Zahl, die überhaupt im Altgriechischen ausgedrückt werden kann. Es ist dasselbe Wort, von dem sich der Begriff »Myriaden« ableitet, und es wurde in der Antike genauso verwendet, wie wir es in der Gegenwart oft gebrauchen: nämlich um eine unvorstellbar große Zahl zu bezeichnen.

Der Mann schuldete seinem König also einen Betrag, den er allein schon aus praktischen Gründen niemals bezahlen konnte. Da er seine Verbindlichkeiten nicht einmal ansatzweise begleichen konnte, befahl der König, dass er, seine Familie und all sein Besitz verkauft werden sollten.

Offensichtlich konnte damit nicht einmal der kleinste Teil der Schulden getilgt werden. Trotzdem hatte der König alles Recht der Welt, eine solche Strafe für die Verfehlungen des Mannes zu fordern.

Die Lage des Dieners war ganz und gar verzweifelt. Seine einzige Hoffnung lag in der Güte des Königs. Folglich begann er um Gnade zu bitten. In der Luther-Übersetzung liest sich das so: »Da fiel ihm der Knecht zu Füßen und flehte ihn an ...« (V. 26). Dieses Verhalten ging über die üblichen Huldigungen für einen König hinaus. Der Mann machte damit seine ganze Verzweiflung deutlich. Er hatte keine Ausreden, konnte nichts zu seiner Entschuldigung vorbringen. Er gestand seine Schuld bedingungslos ein

und bat um Gnade. »Hab Geduld mit mir! Ich werde dir alles zurückzahlen«, flehte er. Das war zweifellos ernst gemeint, aber die Schuld war so groß, dass noch nicht einmal hundert Männer in der Lage gewesen wären, sie abzutragen, und der König wusste das.

An dieser Stelle würde man von einem gewöhnlichen Herrscher erwarten, dass er mit seinem Bediensteten strenger umgeht. Schließlich hatte dieser seine Position missbraucht, hatte die Gunst des Königs ausgenutzt, dazu kam die unglaubliche Höhe des Defizits und nun auch noch das törichte, unerfüllbare Versprechen, alles zurückzuzahlen. Darüber müsste der König eigentlich erbost sein. Dieser Diener hatte nun wirklich keine Gnade verdient.

Aber der König war kein typischer Herrscher. Mit einer unglaublichen Geste des Vergebens erließ er dem Mann die Schulden. Kein Tilgungsplan wurde aufgestellt; der König war bereit, den Verlust hinzunehmen, und das alles nur, um einem hilflosen Diener Gnade zu erweisen. Ein überirdisches, ein wunderbares Beispiel von Barmherzigkeit. Genauso verfährt Gott mit jedem Sünder, der Buße tut.

Der Diener ist das perfekte Sinnbild des verlorenen Sünders, der mit einer monströsen, unbezahlbaren Schuld beladen ist – der erdrückenden Last der Sünde. Der Schuldturm, das Gefängnis, in dem der Schuldner landen sollte, symbolisiert die Hölle, wo die verdammten Sünder die Ewigkeit verbringen werden, um für ihre unbezahlbare Schuld zu sühnen. Und der König steht für einen liebenden und mitleidvollen himmlischen Vater, für einen Gott von unergründlicher Gnade und Barmherzigkeit, der stets bereit ist zu vergeben. Die Vergebung dieses Königs ist erstaunlich großzügig. Überlegen Sie nur, was sein Pardon alles beinhaltete: Um eine derart enorme Schuld zu erlassen, musste er sie als eine Art legitimes Lehen einstufen, obwohl die Tatsachen doch nahelegen, dass es sich um einen beispiellosen Fall von Untreue und Korruption handelte. Im besten Fall war die Schuld das Resultat von Unfähigkeit im Amt, kombiniert mit unentschuldbarer Verschwendungssucht. Der Diener wäre vor Gericht in allen Punkten schuldig gesprochen worden. Aber der König erließ

ihm gnädigerweise nicht nur die Schuld, sondern vergab ihm auch sein törichtes Verhalten, das zu der Katastrophe geführt hatte. Er hatte den Diener noch nicht einmal getadelt, geschweige denn bestraft, sondern ihm großzügig vergeben.

Man fragt sich, wie ein Herrscher so viel Mitleid mit einem derart verdorbenen Subjekt haben kann. Aber genauso geht Gott mit dem bußfertigen Sünder um. Er vergibt nicht nur die Schuld, sondern erhebt den Sünder in den Stand unbegreiflicher, unverdienter Gunst!

Unversöhnlichkeit eines Dieners

Nun erwartet man natürlich, dass jemand, dem so großzügig vergeben worden ist, seinerseits anderen gegenüber barmherzig ist. Aber das Verhalten, das der begnadigte Diener an den Tag legt, ist schockierend: »Als nun der Diener hinausging, traf er einen anderen Diener seines Herrn, der ihm hundert Denare schuldig war. Er packte ihn, würgte ihn und rief: Bezahl, was du mir schuldig bist!« (V. 28).

Hundert Denare entsprachen dem Lohn für hundert Arbeitstage. Das ist für sich genommen keine geringe Schuld, aber verglichen mit der unvorstellbaren Schuld, die dem Diener soeben erlassen worden war, ist es nichts. So wie Jesus den Vorgang erzählt hat, kann man annehmen, dass der begnadigte Diener kaum den Palast verlassen hatte, als er auf jenen anderen Diener stieß, der ihm etwas schuldete. Unter Einsatz körperlicher Brutalität forderte er ihn auf, sofort seine Schuld zu begleichen.

Lassen Sie uns einen Augenblick bei dieser Situation verweilen. Der zweite Diener war dem ersten tatsächlich etwas schuldig. Rein rechtlich gesehen hatte der erste Diener einen einklagbaren Anspruch. Es war sein gutes Recht, die Rückzahlung zu verlangen. Aber widerstrebt nicht sein Verhalten unserem moralischen Empfinden?

Wir empfinden Abscheu gegen sein Handeln, weil es tatsächlich

abscheulich ist. Seine eigene Existenz in diesem Moment beruhte auf einem unbegreiflichen Gnadenakt, der ihm eben erst widerfahren war. Und das sollte ihn nicht auch zur Barmherzigkeit verpflichten und dazu, anderen Vergebung zu gewähren?

Der König hatte ihm unverdienterweise seine Schulden erlassen und sein Fehlverhalten vergeben, und das hätte ihn dankbar und barmherzig machen müssen. Mit seiner Härte gegenüber dem zweiten Diener beleidigte er letztlich den König, der ihm selbst vergeben hatte. Die außerordentliche Gnade, die ihm zuteilgeworden war, hätte sein Herz und seinen Sinn erfüllen müssen. Stattdessen war er besessen von dem Gedanken, die lächerliche Summe zurückzubekommen, die ihm ein anderer Diener schuldete. Sein Handeln verrät, wie undankbar er war. Es ist gerade so, als hätte er bereits die große Gnade vergessen, die er doch eben erst erfahren hatte.

Das Verhalten des Dieners ist grotesk. Es liest sich wie die Karikatur einer Schurkerei. Es ist völlig unbegreiflich. Wer würde sich so anstellen?

Genau darauf wollte Jesus seine Jünger aufmerksam machen. Ganz bewusst zeichnete er den Diener in einer Art und Weise, die seine Jünger befremden musste. Wenn das Verhalten des Dieners unverständlich und irrational erscheint, dann ist das Absicht. Unser Herr hat deutlich gemacht, wie absurd die Vorstellung von einem nicht vergebungsbereiten Christen ist. Ein solches Verhalten wäre aberwitzig, wäre nicht vermittelbar. Von keinem vernünftigen Menschen erwartet man so etwas.

Aber genau das passiert jedes Mal, wenn ein Christ sich weigert zu vergeben.

Es ist kein Zufall, dass der zweite Diener gegenüber dem ersten exakt dieselbe Formulierung gebraucht, die dieser vor seinem König verwendet hat: »Hab Geduld mit mir! Ich werde es dir zurückzahlen« (V. 29). Das hätte dem begnadigten Diener wie ein Echo seiner eigenen Verzweiflung in den Ohren klingen müssen. Er war in einer ungleich schlimmeren Lage gewesen und hatte genau diese Worte gebraucht! Wenn einer die Bitte des zweiten Die-

ners hätte verstehen müssen, dann war es der erste Diener, dem so viel mehr vergeben worden war.

Aber er stellte sich taub für das Flehen des anderen. Es ist schon erstaunlich, wie eiskalt er vorging: Er »ging weg und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt habe« (V. 30).

Schuldhaft war durchaus verbreitet in der Antike. Zahlungsunfähige Schuldner wurden eingekerkert und mussten dort ihre Schulden abarbeiten. Sie kamen nicht frei, ehe die Schuld restlos beglichen war. Das war gleichwohl ein fragwürdiger Umgang mit Schuldnern, denn im Gefängnis konnten sie mit ihrer Arbeitskraft wesentlich weniger erwirtschaften als in Freiheit, für ihre Familien bedeutete es zusätzliche Härten, und in vielen Fällen wurde die Rückzahlung praktisch unmöglich gemacht. Der Gläubiger musste am Ende das Geld abschreiben. Gefängnis war deshalb normalerweise eine letzte Maßnahme, um widerspenstige Schuldner zur Raison zu bringen.

Auch deshalb war es unklug und maßlos hart, einen zahlungswilligen Schuldner ins Gefängnis stecken zu lassen. Selbst wenn der erste Diener auf der Rückzahlung der Schulden bestand, hätte er ihn noch lange nicht inhaftieren lassen müssen. Sein Verhalten war unvernünftig, übermäßig hart und abwegig. Genauso absurd ist die Vorstellung von einem Christen mit rachsüchtigem Herzen.

Die Empörung der anderen Diener

Beachten wir, wer sich am meisten über das unbarmherzige Vorgehen des Dieners gegen seinen Schuldner erregt: Es sind die übrigen Diener des Königs. »Als die übrigen Diener das sahen, waren sie sehr betrübt; sie gingen zu ihrem Herrn und berichteten ihm alles, was geschehen war« (V. 31).

Diese Diener wussten offensichtlich Bescheid über die große Schuld, die dem ersten Diener erlassen worden war. Und sie waren zu Recht empört, als sie sahen, wie er mit einem anderen Men-

schen in Not umging. Im Grunde hatte sich der Diener ja über seinen König erhoben. Sein Verhalten zeigt, dass er für sich das Recht in Anspruch nahm, in einer Situation Vergeltung zu üben ähnlich der, in der er selbst den König um Gnade angefleht hatte. Das war schon unglaublich anmaßend. Kein Wunder, dass die anderen Diener sich darüber ereiferten.

Ihre Empörung ist ein Sinnbild dafür, wie die Sünde eines Einzelnen die ganze Gemeinschaft beeinträchtigt. Ein einziger unversöhnlicher Mensch in der Gemeinde kann der gesamten Herde schaden, und deshalb ist es nur recht, dass Christen über derart offensichtliche Verstöße nicht einfach hinwegsehen. Nicht umsonst finden sich im größeren Zusammenhang in Matthäus 18 auch die Anweisungen Jesu, in welcher Weise Gemeindezucht geübt werden soll (in Kapitel 7 wird dieses Thema ausführlicher behandelt).

Der Zorn des Königs

Verständlicherweise war auch der König empört, als man ihm berichtete, was geschehen war: »Da ließ ihn sein Herr rufen und sagte zu ihm: Du elender Diener! Deine ganze Schuld habe ich dir erlassen, weil du mich so angefleht hast. Hättest nicht auch du mit jenem, der gemeinsam mit dir in meinem Dienst steht, Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte? Und in seinem Zorn übergab ihn der Herr den Folterknechten, bis er die ganze Schuld bezahlt habe« (V. 32-34).

Die Reaktion des Königs war so streng, dass viele Leute daraus den Schluss ziehen, der unbarmherzige Diener in diesem Gleichnis könne nicht für einen wahren Gläubigen stehen. Sie nehmen an, dass eine derart harte Strafe gleichbedeutend sei mit der Hölle, und da kein Glaubender jemals die Hölle sehen werde, müsse der Mann deshalb im Gleichnis für einen unerlösten Menschen stehen.

Andere sehen in diesem Gleichnis einen Beleg für die Auf-

fassung, dass ungehorsame Christen ihre Erlösung verspielen können.

Zugegebenermaßen handelt es sich hier um einen schwierigen Abschnitt. Man kann Vers 34 (»der Herr übergab ihn den Folterknechten, bis er die ganze Schuld bezahlt habe«) tatsächlich so deuten, dass dem unbarmherzigen Diener wieder die Schuld zugeschrieben wird, die bereits vergeben worden war. Aber dann ergeben sich Unstimmigkeiten an anderen Stellen in der Szenerie des Gleichnisses. Kann es wirklich sein, dass Gott die Rechtfertigung des Sünders, die Vergebung im juristischen Sinn rückgängig macht, wenn der Sünder nicht seinerseits anderen vergibt? Sicher nicht. Das würde darauf hinauslaufen, dass die Rechtfertigung letztlich doch von den Werken des Sünders abhängt. Es würde außerdem bedeuten, dass Gott wankelmütig ist – jetzt vergibt er, später überlegt er es sich anders. Aber die Bibel bezeugt, dass er das eben nicht tut. Wenn Gott uns vergibt, dann entfernt er unsere Sünden so weit von uns, wie der Osten vom Westen entfernt ist (Ps 103,12). Er tilgt unsere Sünden vollständig und verspricht, dass er sich niemals wieder an sie erinnern wird (Jes 43,25; Jer 31,34; Hebr 8,12). Er vergibt und zieht seine Vergebung auch später nicht zurück.

Könnte es dann sein, dass der unbarmherzige Diener für einen bekennenden Gläubigen steht, der aber tatsächlich niemals eine echte Wiedergeburt erlebt hat? Diese Ansicht ist weit verbreitet. Den Anhängern dieser Auslegung zufolge entspricht dem unbarmherzigen Diener ein Mensch, der das Evangelium gehört und es äußerlich akzeptiert hat, der aber nie die Vergebung in Anspruch genommen hat, die Gott ihm anbietet. Mit dieser Auslegung kann man schon eher leben, aber es bleibt das Problem, dass hier die Reaktion des Dieners und nicht so sehr die Gnade des Königs der Schlüssel zur Rechtfertigung ist. Die Vergebung ist in diesem Fall davon abhängig, wie sich der Sünder anschließend verhält.

Eine wichtige Faustregel bei der Interpretation von Gleichnissen lautet, dass man die entscheidende Aussage des Gleichnisses herausarbeiten und zugleich der Versuchung widerstehen muss,

zu viel in eher nebensächliche Details hineinzudeuten. Und was es mit dem Gleichnis vom unbarmherzigen Diener auf sich hat, das hat Jesus ausdrücklich in Vers 35 erklärt: »Ebenso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behandeln, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt.« Das ganze Gleichnis kann auch als ein Kommentar zu den Worten Jesu in Matthäus 6,14-15 verstanden werden. Dort sagt Jesus: »Wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, dann wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, dann wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben.«

Erinnern wir uns außerdem daran, dass das Gleichnis eine Lektion für Petrus und die anderen Jünger war. Jesus hat es nicht interessierten und zugleich ahnungslosen Außenstehenden erzählt, sondern er hat damit dem innersten Kreis seiner Anhänger eine Warnung gegeben. Die Moral von der Geschichte erschließt sich nur Menschen, die bereits wiedergeboren sind – Glaubenden, nicht Namenschristen.

Deshalb steht der erste Diener für einen tatsächlich wiedergeborenen, aber unbarmherzigen Christen. Die Härte des königlichen Strafgerichts ist ein Bild dafür, wie Gott hartherzige Gläubige behandeln wird. Eltern müssen manchmal mit einem unbelehrbaren, permanent aufsässigen Kind streng verfahren, und auch Gott wird wo nötig ernste Maßnahmen ergreifen, um einen ungehorsamen Christen zurechtzubringen. Die Strenge seiner Erziehung ist ein Indiz dafür, wie sehr er seine Kinder liebt und sich um ihre Heiligung sorgt. Wie wir in Kapitel 3 gesehen haben, ist es nicht wahr, dass Gott mit seinen Kindern immer nur mild und freundlich umgeht. Oft zeigt er deutlich seine väterliche Missbilligung. Und mit die größte Strenge legt er gegen Gläubige an den Tag, die anderen keine Barmherzigkeit erweisen.

Beachten Sie, wie der König den unbarmherzigen Diener anspricht: »Du elender Diener!«; Luther übersetzt an dieser Stelle: »Du böser Knecht!« Würde Gott eines seiner eigenen Kinder »böse« nennen? Mit Sicherheit ist Gott nicht blind für die Bosheit seiner Kinder (vgl. 2Chr 7,14). Und das Verhalten dieses Die-

ners kann man nicht anders als böse bezeichnen. Sünde ist böse, ganz gleich, ob sie von einem Gläubigen oder von einem Ungläubigen begangen wird. Man könnte sogar sagen: Die Bosheit eines unbarmherzigen Gläubigen fällt mehr ins Gewicht, denn durch seine Weigerung zu vergeben macht er die Gnade verächtlich, auf die er doch so dringend angewiesen ist. In einem solchen Fall wäre es für Gott nicht weniger angebracht, den Gläubigen »böse« zu nennen, als es für Jesus angebracht war, Petrus als »Satan« zu bezeichnen (Mt 16,23).

Dazu kommt, dass die verhängte Strafe, auch wenn sie sehr schwer war, bei aller Härte die Besserung des Delinquenten zum Ziel hatte – und nicht seine ewige Verdammnis. Der König »übergab ihn den Folterknechten« – und nicht etwa dem Scharfrichter –, »bis er die ganze Schuld bezahlt habe« (V. 34).

Betrachten wir diesen Vers noch etwas genauer. Was war der Diener dem König nun schuldig? Seine frühere Schuld war bereits vergeben. Übrig blieb, dass dieser Mann verpflichtet war, anderen dieselbe Barmherzigkeit zu erweisen. Dieser Pflicht war er nicht nachgekommen. Die »Folterknechte« stehen für Gottes Erziehungsmaßnahmen. Die Moral dieser Geschichte ist folgende: Christen, die anderen nicht vergeben wollen, müssen sich darauf einrichten, dass Gott sie aufs Schärfste zurechtweisen und in die Pflicht nehmen wird, bis sie gelernt haben, so zu vergeben, wie ihnen selbst vergeben worden ist.

Der Diener musste »die ganze Schuld« bezahlen. Das steht für die irdischen Konsequenzen der Sünde. Wie gesagt: Rechtfertigung tilgt die Schuld unserer Sünde, aber sie garantiert nicht unbedingt, dass wir den Folgen unserer Sünden in diesem Leben entrinnen. Das Gleichnis legt den Gedanken nahe, dass Gott als Ausdruck seiner liebevollen Erziehung die zeitlichen Konsequenzen der Sünde sogar noch verstärken kann. Obwohl die Schuld der Sünde vergeben ist und im göttlichen Gericht niemals wieder eine Rolle spielen wird, kann Gott doch zulassen, dass die Folgen der Sünde umso schwerer ausfallen, um den sündigen Gläubigen zum Gehorsam zu rufen. Unversöhnlich-

keit und Unbarmherzigkeit vertragen sich ganz und gar nicht mit der Haltung, zu der Christen berufen sind, und deshalb äußert Jesus im Hinblick darauf diese massive Drohung: »Ebenso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behandeln, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt« (V. 35).

Mehr als alle anderen Menschen auf der Welt sollen Christen barmherzig und vergebungsbereit sein, denn sie haben unvergleichliche Vergebung erfahren. Und deshalb müssen auch die, die anderen Vergebung verweigern, mit den massivsten Zurechtweisungen eines liebenden Vaters rechnen.

Jakobus 2,13 offenbart ein unerbittliches Prinzip der göttlichen Gerechtigkeit: »Das Gericht ist erbarmungslos gegen den, der kein Erbarmen gezeigt hat.« Für unerlöste Menschen muss diese Aussage wahrlich furchterregend sein. Wer unbarmherzig war, wird vor dem ewigen Richterstuhl Gottes keine Gnade finden, sondern hat ewige Qualen ohne Aussicht auf Gnade zu erwarten.

Aber das Prinzip lässt sich auch auf Gläubige anwenden: Christen, die anderen keine Barmherzigkeit erweisen, werden Gottes Zuchtrute zu spüren bekommen, und das wird zweifellos schmerzen. Das ist die Aussage dieses Gleichnisses. Meiner Überzeugung nach leiden sehr viele Christen auch deshalb unter Stress, Depressionen, Mutlosigkeit, Beziehungsproblemen und allerlei anderen bedrückenden Erfahrungen, weil sie anderen Vergebung verweigert haben. Vergebungsbereitschaft von Herzen – das würde viele schlagartig befreien von derartigen »Folterknechten« und würde zugleich Gott verherrlichen.

Ins Positive gewendet, erweist sich das Prinzip aus Jakobus 2,13 als eine der Seligpreisungen: »Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen« (Mt 5,7). Göttliche Barmherzigkeit ist denen verheißen, die selbst barmherzig sind. Daran lässt die Schrift nicht den geringsten Zweifel.

Beachten wir, dass Jesus von Vergebung »von ganzem Herzen« (Mt 18,35) spricht. Wahre Vergebung ist frei von Groll und hat nichts Erzwungenes an sich, sondern wird frei gewährt, so wie wir selbst wünschen, dass uns vergeben wird. Wahre Vergebung ist

unvereinbar mit Nachkarten und Nachträgen. Wahre Vergebung beendet die Bitterkeit, geschieht ohne Zorn und reitet nicht länger auf dem Vergehen herum. Wahre Vergebung ist verbunden mit dem endgültigen Verzicht auf Vergeltung und Rache. Wahre Vergebung entspricht, so gut es eben geht, dem, was Gott selbst versprochen hat: Er will sich nicht mehr an die Sünde erinnern (Jer 31,34).

Die Bereitschaft zu so umfassender Vergebung entwickelt sich nicht so ohne Weiteres, vor allem, wenn es um Sünden geht, die Leben und Beziehungen zerstört haben. Solange wir nur von unfreundlichen Worten oder persönlichen Beleidigungen reden, fällt es vergleichsweise leicht zu vergeben. Aber was ist, wenn das Vergehen ernsthafterer Natur war? Wo findet ein Mensch die Kraft zur Vergebung, wenn er entdecken muss, dass der Ehepartner ihn betrogen hat, oder wenn ein betrunkenere Autofahrer den Tod eines geliebten Angehörigen verursacht hat? Ist es überhaupt menschenmöglich, so etwas zu vergeben?

Es mag nach menschlichen Maßstäben unmöglich erscheinen, und es liegt sicher nicht allein in der Kraft der sündigen menschlichen Natur, solche Verletzungen von ganzem Herzen zu vergeben. Aber es ist sicher möglich, dass erlöste Menschen in der Kraft des Heiligen Geistes auch die allerschlimmsten Vergehen vergeben können. Im folgenden Kapitel werden wir uns mit solchen Fragen gründlicher befassen und werden uns mit einigen der wichtigsten praktischen Aspekte der Vergebung beschäftigen.

Kapitel 6

... wie auch Gott euch vergeben hat

»Vergebt einer dem andern, wie auch Gott euch vergeben hat in Christus.«

Epheser 4,32

Der 1. Dezember 1997 war ein Montag. Etwa ein Dutzend Schüler waren zum Gebet zusammengekommen. Jeden Morgen versammelten sie sich zu diesem Zweck im Flur vor dem Sekretariat der Heath High School in Paducah, Kentucky, USA. In wenigen Minuten sollte der Unterricht beginnen, deshalb beendete einer die Gebetsgemeinschaft.

Das Amen hallte noch nach. Die Schüler wollten sich gerade zu ihren jeweiligen Klassenzimmern begeben, da zerrissen Schüsse die Stille des Augenblicks. Ein Vierzehnjähriger, Schüler der untersten Klasse der High School, ging auf die Beter zu mit einer Automatikpistole Kaliber 22 in der Hand und feuerte in die Gruppe. Kaltblütig streckte er seine Mitschüler nieder.

Als alles vorbei war, lagen drei Jugendliche tot und fünf schwer verwundet in ihrem Blut. Der Vorfall beherrschte die Schlagzeilen mehrere Wochen lang. Besonders befremdlich an der Sache war, dass die Schüler des Gebetskreises den Amokschützen in keiner Weise provoziert hatten. Einige von ihnen waren zeitweise sogar mit ihm befreundet gewesen. Die säkularen Medien konnten nur rätseln, wie ein so junger Mensch eine so schändliche, durch und durch böse Tat begehen konnte.

Noch etwas anderes erregte die Aufmerksamkeit der Medien: Die Überlebenden und Angehörigen der Opfer bewiesen eine erstaunliche Vergebungsbereitschaft. Viele Verwandte der Opfer wurden in den Tagen und Wochen nach dem Massaker von Reportern interviewt. Trotz der erschütternden Sinnlosigkeit des Verbrechens äußerte niemand ein bitteres Wort oder forderte gar Vergeltung. Die christlichen Gemeinden in Paducah kümmerten

sich nicht nur um die Überlebenden und um die Angehörigen der Opfer, sie bemühten sich auch um den Schützen und seine Familie. Eine der Schwerverletzten war die fünfzehnjährige Melissa Jenkins. Eine Woche nach dem Amoklauf – sie lag im Krankenhaus und wusste bereits, dass die Verletzungen ihrer Wirbelsäule so schwer waren, dass sie für den Rest ihres Lebens gelähmt bleiben würde – ließ sie dem Schützen durch einen Freund eine Botschaft zukommen: »Sag ihm, dass ich ihm vergebe.« Wie kann jemand, der so schwer verletzt worden ist, so bald und so vollständig vergeben? Für jeden anderen außer für Jesus Christus ist es schier unmöglich. »Wir aber haben den Geist Christi« (1Kor 2,16). Der Heilige Geist wohnt in uns und verleiht uns Vollmacht. Deshalb sind Christen fähig zu beinahe übermenschlichen Akten der Vergebung.

Mein eigener Schwager ging ins Gefängnis, um dem Drogenabhängigen, der seinen Sohn bei einem Raubüberfall auf einen Supermarkt getötet hatte, zu vergeben und ihm die Vergebung Gottes anzubieten.

Eines der ersten Beispiele für diese Art von Vergebung ist Stephanus, der erste Märtyrer der Christenheit. Noch während er gesteinigt wurde, während Steinbrocken seinen Körper erschütterten, seine Knochen zerbrachen, ihm blutende Wunden zufügten – inmitten dieser traumatischen Ereignisse fand er die Kraft, für seine Mörder zu beten. »Er sank in die Knie und schrie laut: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an! Nach diesen Worten starb er« (Apg 7,60). Ungeachtet der Gewalt, die ihn umgab, war sein Tod so friedlich, dass die Apostelgeschichte ihn wie ein sanftes Einschlafen schildert.

Die natürliche Regung in solchen Situationen wäre, dass man die Gegner verflucht. Der Tod des alttestamentlichen Propheten Secharja z.B. verlief bei aller Ähnlichkeit zum Tod des Stephanus doch ganz anders. Secharja starb wie Stephanus durch Steinigung; doch wie anders betete er in seiner Todesstunde:

»Sie aber taten sich gegen ihn zusammen und steinigten ihn auf Befehl des Königs im Hof des Hauses des Herrn. König Joasch

dachte nicht mehr an die Treue, mit der ihm Jojada, der Vater Secharjas, gedient hatte, sondern ließ dessen Sohn töten. Dieser aber rief sterbend aus: Der Herr möge es sehen und vergelten« (2. Chronik 24,21-22).

Wir können es Secharja nicht übel nehmen, dass er um Vergeltung betete. Selbstverständlich akzeptierte Secharja, dass die Rache Gottes Angelegenheit war, und so stellte er seine Sache Gott anheim. Sein Gebet kann deshalb nicht als Sünde betrachtet werden.

In der Tat haben alle Märtyrer das Recht, Gottes Gericht auf ihre Peiniger herabzurufen. Offenbarung 6,10 gewährt uns einen Blick hinter den Vorhang des Dramas der Weltgeschichte. Dort erfahren wir, wie die anhaltende Klage der Märtyrer aller Zeiten lautet: »Wie lange zögerst du noch, Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, Gericht zu halten und unser Blut an den Bewohnern der Erde zu rächen?«

Es ist nichts Unrechtes daran, wenn man sich so nach Gerechtigkeit sehnt. Gott *wird* seinen Auserwählten Genugtuung verschaffen, und wenn seine Vergeltung schließlich vollendet ist, wird sich niemand beschweren können, dass sie ungerecht gewesen sei. Vielmehr werden wir darüber staunen, wie lange Gott Geduld gezeigt und seine Rache aufgeschoben hat.

Aber im Augenblick, im strahlenden Licht des Neuen Bundes, wo die endgültige Vergeltung Gottes noch aussteht und das Evangelium in aller Welt verkündigt wird, gibt es etwas Höheres als Vergeltung, um das man beten kann: Vergebung für die und Versöhnung mit denen, die uns verfolgen. Jesus sagt: »Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen. Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch misshandeln« (Lk 6,27-28). Jesus hat uns selbst ein Beispiel gegeben, dem wir nacheifern sollen: Er hat, als er durch die Hand böser Menschen starb, für diese Menschen um Vergebung gebetet. Stephanus hat diese Botschaft offensichtlich verstanden.

Und wo bleibt da die Gerechtigkeit? Es ist natürlich und recht und billig, wenn man wünscht, dass Gerechtigkeit hergestellt wird

und dass Gott Vergeltung übt. Aber Christen haben eine andere Priorität. Die Gerechtigkeit wird kommen, aber in der Zwischenzeit sollten unsere Gedanken und Handlungen von Barmherzigkeit bestimmt sein. Als Christen sollten uns nicht Rachegeanken, sondern Erbarmen und Vergebungsbereitschaft antreiben.

Der Schrei des Blutes

Eine deutliche Schilderung dieses Sachverhaltes findet sich im Hebräerbrief. Der Verfasser dieses biblischen Buches bezieht sich wiederholt auf Abel, den zweitgeborenen Sohn Adams, der von seinem älteren Bruder Kain ermordet worden war. Abel wird in Hebräer 11 als erster von mehreren Glaubenszeugen in der himmlischen »Ruhmeshalle« genannt. In Hebräer 11,4 heißt es von Abel: »Aufgrund des Glaubens brachte Abel Gott ein besseres Opfer dar als Kain; durch diesen Glauben erhielt er das Zeugnis, dass er gerecht war, da Gott es bei seinen Opfergaben bezeugte, und durch den Glauben redet Abel noch, obwohl er tot ist.«

Die Worte »er redet noch, obwohl er tot ist« mögen Ihnen vertraut sein, aber haben Sie sich jemals klargemacht, worauf sie sich bezieht? Es ist eine Anspielung auf 1. Mose 4,10, wo Gott zu Kain sagt: »Was hast du getan? Das Blut deines Bruders schreit zu mir vom Ackerboden.« Obwohl Abel tot war, sprach er immer noch durch sein unschuldiges Blut und forderte Genugtuung.

Das ist natürlich nur ein bildhafter Ausdruck. Abels Blut sprach nicht im wörtlichen Sinn. Aber die gewaltsamen und ungerechten Umstände seines Todes – brutal ermordet durch den eigenen, bösen Bruder – schrien geradezu nach Vergeltung. Gerechtigkeit musste wiederhergestellt werden. Ein Verbrechen war verübt worden, für das schwere Strafen angezeigt waren. Abels Blut, das den Boden bedeckte, war der Hauptbelastungszeuge gegen Kain. Abels Blut forderte sprichwörtlich Rache an Kain.

Abel war der erste Märtyrer, und das Blut jedes Märtyrers seitdem hat eingestimmt in den Ruf nach Vergeltung gegen die

Verfolger und Peiniger von Gottes Auserwählten. In diesem Sinn sprechen sie *alle* immer noch, auch wenn sie längst tot sind. Sie sind jene, von denen in Offenbarung 6,10 die Rede ist: die Seelen unter dem Altar, die Gott auffordern, er möge sich selbst verherrlichen in der Wiederherstellung der Gerechtigkeit.

Aber nun finden wir in Hebräer 12,24 eine interessante Gegenüberstellung. Der Verfasser erwähnt das Blut Jesu, »das mächtiger ruft als das Blut Abels«. Die Bedeutung ist klar: Während Abels Blut (und das der anderen Märtyrer) nach Vergeltung schreit, bittet das Blut Jesu Christi um Barmherzigkeit.

Das Blut Jesu, vergossen zur Sühne für die Sünden, fleht um Vergebung für die Sünder. Das ist eine erstaunliche Tatsache. All das Blut aller Märtyrer aller Zeiten fordert Gerechtigkeit und Vergeltung. Aber das Blut Jesu Christi »ruft mächtiger«.

Noch einmal sei gesagt: Es ist nichts Falsches an der Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ehrt Gott. Es ist ohne Frage legitim, wenn man Unrecht gesühnt und Übeltäter bestraft sehen will. Aber die Sehnsucht nach Vergebung und Versöhnung ist ungleich besser. Christen sollen sich auszeichnen durch das Verlangen nach Barmherzigkeit, nach Mitleid und nach Vergebung – selbst für ihre Feinde.

Wie können wir zu einer solchen Haltung kommen? Wie kann ein Christ, zutiefst verletzt durch die Untaten anderer, lernen, »von ganzem Herzen« zu vergeben, wie Jesus es befohlen hat (Mt 18,35)? Was hat das für Auswirkungen im Hinblick auf die Stellen in der Bibel, wo wir aufgefordert werden, alle, die an uns sündigen, mit ihrer Sünde zu konfrontieren? Woher sollen wir wissen, wann wir über ein Vergehen hinwegsehen – und wann wir den Übeltäter zur Rede stellen sollen?

Damit nicht genug. Wie können wir Menschen vergeben, die keine Reue zeigen? Macht nicht auch Gott seine Vergebung von der Bußfertigkeit der Sünder abhängig? Wenn wir ebenso vergeben sollen, wie uns vergeben worden ist, müssen wir da nicht zuerst fordern, dass der andere, der sich an uns versündigt hat, seinen Fehler einsieht und bereut?

Das alles sind schwerwiegende Fragen. Liefert uns die Bibel Antworten? Ich bin davon überzeugt. Beginnen wir mit der Überlegung: Was bedeutet es, wenn wir in der Bibel aufgefordert werden, so zu vergeben, wie Gott vergibt?

Gottes Vergebung – unsere Vergebung

Wie kann man überhaupt die Vergebung, die ein sündiger Mensch einem anderen gewährt, mit der Vergebung eines in seiner Ehre verletzten Gottes vergleichen? Es muss einige Ähnlichkeiten geben, denn in der Bibel finden wir die Anweisung, genauso zu vergeben, wie uns vergeben worden ist. Die beiden entsprechenden Verse haben wir schon wiederholt zitiert: Epheser 4,32 (»Vergebt einer dem andern, wie auch Gott euch vergeben hat in Christus«) und Kolosser 3,13 (»Wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr!«).

Einige Ausleger sind der Meinung, dass diesen beiden Versen zufolge Vergebung stets von Bedingungen abhängig sei. Sie argumentieren etwa folgendermaßen: Gott vergibt nur denen, die bereuen. Wenn wir also in derselben Weise vergeben sollen, wie uns vergeben worden ist, dann müssen wir all denen die Vergebung verweigern, die nicht erkennbar Reue zeigen. Namhafte theologische Lehrer vertreten diese Sicht. Jay Adams zum Beispiel schreibt:

»Es sollte außer Frage stehen, dass unsere Vergebung von Bedingungen abhängig ist, denn sie folgt dem Vorbild von Gottes Vergebung (Eph 4,32). Die Vergebung Gottes beruht auf klaren, unmissverständlichen Bedingungen. Die Apostel haben nicht einfach nur verkündigt, dass Gott den Menschen vergeben hat. ... Von denen, die sich weigerten, auf diese Bedingungen einzugehen, haben sich Paulus und die Apostel abgewandt, genauso wie Johannes der Täufer und Jesus es getan haben, als die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht Buße tun wollten.«⁸

8 Jay Adams, »From Forgiven to Forgiving«, Calvary, Amityville, USA 1994, S. 34.

Die Position von J. Adams hat ihre Verdienste. Es gibt durchaus Gelegenheiten, wo Vergebung von Bedingungen abhängig gemacht werden muss, und wir werden diese Fälle im letzten Teil dieses Kapitels behandeln. Ich empfinde großen Respekt für Adams und habe sein Buch über Vergebung als hilfreiche Handreichung zu diesem Thema empfohlen. An diesem Punkt allerdings bin ich anderer Meinung als er. Wenn man das Wesen der Vergebung, wie Christus sie vorgelebt hat, darin sieht, dass sie an Bedingungen geknüpft ist, dann gehen meiner Ansicht nach entscheidende Aussagen der Schrift verloren. Da, wo uns die Schrift auffordert, so zu vergeben, wie uns vergeben worden ist, geht es eben nicht um die *Verweigerung* von Vergebung, bis der andere sich bußfertig zeigt. Betrachten wir diese Verse einmal sorgfältig:

- *Matthäus 6,12.14-15*: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. ... Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben.«
- *Jakobus 2,13*: »Denn das Gericht ist erbarmungslos gegen den, der kein Erbarmen gezeigt hat. Barmherzigkeit aber triumphiert über das Gericht.«
- *Matthäus 18,35*: »Ebenso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behandeln, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt.«
- *Lukas 6,36-38*: »Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist! Richtet nicht, dann werdet auch ihr nicht gerichtet werden. Verurteilt nicht, dann werdet auch ihr nicht verurteilt werden. Erlasst einander die Schuld, dann wird auch euch die Schuld erlassen werden. Gebt, dann wird auch euch gegeben werden. In reichem, vollem, gehäuften, überfließendem Maß wird man euch beschenken; denn nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird auch euch zuteilt werden.«

Die Betonung liegt jeweils auf der freiwilligen, großzügigen, bedingungslosen, bereitwilligen, sofortigen Vergebung – und von

Herzen soll sie kommen. Es geht um die Haltung des Vergebenden – und nicht um Bedingungen für die Vergebung.

Die meisten Vertreter der Ansicht, dass Vergebung grundsätzlich an Bedingungen geknüpft ist, schildern Vergebung als eine Transaktion, in der zunächst der schuldig gewordene Mensch sein Handeln bereuen muss. Im Gegenzug verspricht dann der Verletzte oder Geschädigte, dass er die Sache auf sich beruhen lässt. Solange diese Transaktion nicht stattgefunden hat, wäre demnach auch noch keine echte Vergebung geschehen. In einigen Fällen wird der Schuldige sofort Einsicht zeigen und demütig um Vergebung bitten, dann sollte ihm auch umgehend Vergebung zugesprochen werden. Aber in den meisten Fällen, vor allem, wenn dem anderen überhaupt nicht bewusst ist, dass er etwas falsch gemacht hat, muss der Verletzte ihn zuerst zur Rede stellen und ihn zur Buße auffordern, bevor Vergebung überhaupt infrage kommt. Kurz gesagt: Es kann demnach keine Vergebung geben, bevor der schuldig gewordene Mensch von sich aus um Vergebung bittet.

Traurigerweise habe ich erlebt, dass Vertreter dieser Sichtweise zu fanatischen Bußpredigern geworden sind und sich schließlich mit allen anderen überworfen haben. Andere hegen einen tief sitzenden Groll, kündigen Freundschaften aufgrund von Kleinigkeiten auf und rechtfertigen das alles mit dem Argument, dass sie nicht zur Vergebung verpflichtet sind, solange der jeweils andere nicht Buße tut.

Zwar ist es wahr, dass Bereitschaft zu vergeben in vielen Fällen Bewegung auf beiden Seiten voraussetzt, aber das betrifft längst nicht *jeden* Fall. Manchmal sollte Vergebungsbereitschaft bedingungslos und einseitig sein, und manchmal sollte die Vergebung so lange zurückgehalten werden, bis der andere seine Schuld einsieht und bereut. Für beide Varianten gibt es klare biblische Prinzipien.

Bedingungslose und an Bedingungen geknüpfte Vergebung

Die Bibel zeigt eindeutig, dass die Vergebung manchmal von Bedingungen abhängig ist. So muss zum Beispiel in bestimmten Fällen ein Mensch mit seiner Schuld erst konfrontiert und gegebenenfalls sogar aus der Gemeinde ausgeschlossen werden, sofern er uneinsichtig bleibt und keine Reue zeigt (Lk 17,3; Mt 18,15-17). Wir werden das Verfahren für Gemeindezucht in Kapitel 7 näher betrachten.

Aber muss in *jedem* Fall ein schuldiger Mensch zur Rede gestellt oder gar unter Gemeindezucht gestellt werden? Gibt es keinen Raum dafür, bei geringfügigen Vergehen einfach und einseitig Vergebung zu gewähren? Soll es wirklich nicht erlaubt sein, dass ein Geschädigter schlicht und einfach über eine Missetat hinwegsieht und vergibt, ohne dass er förmlich um Vergebung gebeten worden ist und ohne dass er den anderen deswegen anspricht?

Offensichtlich zieht jede Antwort auf diese Fragen wichtige praktische Konsequenzen nach sich. Angenommen, ein Freund hält Ihnen jedes Mal, wenn Sie sich ihm gegenüber im Ton vergreifen, eine Strafpredigt – würde das nicht ziemlich rasch zum Tod der Beziehung führen? Und wenn Ehepartner es als ihre vornehmste Pflicht betrachteten, sich gegenseitig wegen jeder Kleinigkeit zur Rede zu stellen – wäre das nicht eine unerträgliche Belastung für diese Ehe?

Es ist nicht hilfreich, wenn wir annehmen, dass Verse wie Lukas 17,3 (»Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht«) oder Matthäus 18,15 (»Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht«) absolute Vorschriften für jeden Fall von Reibereien oder Verletzungen unter Menschen sind. Wollten wir einander wirklich in jedem noch so belanglosen Fall gegenseitig zurechtweisen, dann hätten wir zu nichts anderem mehr Zeit.

Glücklicherweise gibt es in der Bibel noch ein weiteres Prinzip für den Umgang mit der großen Mehrzahl kleiner Zusammenstöße und Unstimmigkeiten: darüber hinweggehen. Einseitig und be-

dingungslos vergeben. Ohne große Formalitäten verzeihen. Die Liebe fordert genau das. »Vor allem haltet fest an der Liebe zueinander; denn die Liebe deckt viele Sünden zu« (1Petr 4,8). »Hass weckt Streit, Liebe deckt alle Vergehen zu« (Spr 10,12). »Wer Fehler zudeckt, sucht Freundschaft; wer eine Sache weiterträgt, trennt Freunde« (Spr 17,9). Liebe »trägt das Böse nicht nach ... Sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand« (1Kor 13,5-7).

Auch Jay Adams erkennt an, dass es Christenpflicht ist, belanglose Verfehlungen zu übergehen, und bezieht sich dabei auf einige der genannten Stellen. »Aber«, so schreibt er, »das ist nicht Vergebung.«⁹

Nachdem er Vergebung als Transaktion in zwei Richtungen definiert hat, gibt es in seiner Vorstellung keinen Raum mehr für einseitige, bedingungslose Vergebung. Also muss er zwischen Vergebung einerseits und dem großzügigen Hinwegsehen über die Schuld eines anderen unterscheiden. Wenn Adams recht hat, dann hieße das, dass all die kleinen Verletzungen, die wir für nicht der Rede wert halten (die »bedeckt« sind, um bei der biblischen Terminologie zu bleiben), nicht wirklich vergeben sind.

Aber in der Bibel selbst finden wir diese Unterscheidung nicht. Die Verfehlungen eines anderen bedecken – das ist gerade das Wesen der Vergebung. In Psalm 32,1 wird das Bedecken der Sünde gleichgesetzt mit der Vergebung: »Wohl dem, dessen Frevel vergeben und dessen Sünde bedeckt ist.« Es handelt sich hier um einen hebräischen Parallelismus, in dem jeweils zwei unterschiedliche Beschreibungen für ein und dieselbe Vorstellung stehen. »Die Sünden bedecken« – genau darum geht es bei der Vergebung.

Psalm 85,2-3 zieht dieselbe Parallele: »Einst hast du, Herr, ... deinem Volk die Schuld vergeben, all seine Sünden zugedeckt.«

Auch in Jakobus 5,20 wird Vergebung gleichgesetzt mit dem Bedecken der Sünde: »Wer einen Sünder, der auf Irrwegen ist, zur Umkehr bewegt, der rettet ihn vor dem Tod und deckt viele Sünden zu.«

9 Ebd.

Sinngemäß heißt es in 1. Petrus 4,8: »Die Liebe deckt viele Sünden zu.«

Markus 11,25-26 schließlich besagt eindeutig, dass Vergebung einseitig und bedingungslos sein kann. Hier wird sogar Vergebungsbereitschaft zur Bedingung für den Empfang von Gottes Vergebung gemacht:

»Wenn ihr beten wollt und ihr habt einem anderen etwas vorzuwerfen, dann vergebt ihm, damit auch euer Vater im Himmel euch eure Verfehlungen vergibt. Wenn ihr aber nicht vergebt, dann wird euch euer Vater im Himmel eure Verfehlungen auch nicht vergeben.«

Diese Verse beschreiben die augenblickliche Gewährung von Vergebung, ohne dass zuvor eine formelle Begegnung mit dem Schuldigen stattgefunden hätte. Die Vergebung ist gänzlich einseitig, denn sie findet statt, während der Vergebende betet!¹⁰ Die Aussage des Verses ist eindeutig: »Vergebt!«, und zwar soll der Beter sofort vergeben. Keine Rede von vorheriger Auseinandersetzung mit dem anderen. Kein Wort davon, dass erst der andere Buße tun muss. Die Vergebung hier in Markus 11,25 wird also bedingungslos und einseitig gewährt und ist damit eine andere Vergebung als die in Lukas 17,3.

Bedingungslos vergeben – was bedeutet das?

Wie geschieht einseitige Vergebung? Wenn es keine Transaktion gibt, kein Ersuchen vonseiten des Schuldigen, keinen formellen Zuspruch der Vergebung, wenn keine Worte zwischen den beiden Parteien gewechselt werden – was geschieht dann überhaupt bei dieser Art von Vergebung?

¹⁰ Jay Adams zitiert diesen Vers, argumentiert aber, dass hier nur dazu aufgefordert wird, das Herz zur Vergebung bereit zu machen. Seiner Ansicht nach meint das Gebot »Vergebt!« hier lediglich, dass der Beter »zur Vergebung bereit« sein soll (»From Forgiveness to Forgiveness«, S. 30). Aber Adams ist der Meinung, dass Vergebung erst dann geschieht, wenn der andere um Vergebung gebeten hat. Der Beter, der hier »vergeben« hat, kann diese Vergebung so lange nicht als vollzogen betrachten, wie er nicht den anderen zur Rede gestellt, sich dessen Reue versichert und ihm formell Vergebung zugesprochen hat.

Hauptsächlich wirkt sie im Herzen dessen, der vergibt. Diese Art von Vergebung erfordert eine freie Entscheidung, die Übertretung des anderen zu bedecken. »Vergebt« in Markus 11,25 ist ein Imperativ – ein Befehl. Die Vergebung, um die es hier geht, ist Ergebnis eines Willensaktes. Anders ausgedrückt: Hier geht es um eine Entscheidung, nicht um ein Gefühl oder um eine erzwungene Reaktion.

Diese Vergebung geschieht, wie es in Matthäus 18,35 heißt, »von ganzem Herzen«, aber selbst das bedeutet nicht, dass sie in der Sphäre der Gefühle angesiedelt wäre. Das »Herz« bezeichnet im biblischen Sprachgebrauch den Sitz des Intellekts und des Willens (vgl. Spr 23,7; Lk 9,47). »Von ganzem Herzen« steht also für eine bewusste, rationale Entscheidung. Der beleidigte oder geschädigte Mensch entschließt sich, von der Verfehlung des anderen abzusehen und nicht zuzulassen, dass der Vorfall die Beziehung dauerhaft belastet oder dass Bitterkeit aufkommt.

Im Ergebnis legt sich der vergebende Mensch fest: Er will sich nicht mehr an die Verfehlung erinnern, will keinen Groll hegen, keine Ansprüche oder Forderungen an den anderen erheben und will der Versuchung widerstehen, in dumpfes Brüten oder gar in Rachedgedanken zu verfallen. Der Geschädigte erduldet, was ihm angetan wurde. Die Verfehlung tritt zurück, sie wird um Christi willen mit Liebe bedeckt. Bei geringfügigen oder unbewussten Verfehlungen bietet sich dieser Weg an, erweist sich geradezu als Gebot der Liebe: einseitige Vergebung, ohne Nachfassen, ohne Wühlen im Schlamm.

Wo wir in der Bibel aufgefordert werden, einander zu vergeben, da ist es nach meiner Überzeugung zumeist diese Art von Vergebung, die wir gewähren sollen. In der Schrift wird nicht deshalb so viel Wert auf Vergabungsbereitschaft gelegt, weil wir zu streitsüchtigen Pedanten werden sollen – ganz im Gegenteil. Immer da, wo uns in der Bibel empfohlen wird zu vergeben, da liegt die Betonung auf Langmut, Geduld, Wohlwollen, Leidensfähigkeit, Freundlichkeit und Erbarmen – nicht auf Konfrontation.

Wer abstreitet, dass Vergebung jemals einseitig gewährt wer-

den kann, begeht meines Erachtens einen möglicherweise folgenschweren Fehler. Man muss dann zu viel Wert auf die Auseinandersetzung mit dem anderen legen. Und das verstärkt den Konflikt eher noch, als dass es ihn schlichten hilft. Menschen, die wegen jeder Verfehlung erst eine Diskussion anfangen, schüren oft noch den Streit – und machen damit das Gegenteil von dem, was das Gebot Jesu bezwecken sollte. Wahre Liebe sollte die große Mehrzahl der Übertretungen bedecken und sie eben nicht in der Öffentlichkeit auseinandernehmen (1Petr 4,8).

Zur Rede stellen oder nicht?

An dieser Stelle ist es notwendig, dass wir einige sorgfältige Unterscheidungen treffen. Offensichtlich gibt es Fälle, da ist die Konfrontation mit dem, der schuldig geworden ist, unabdingbar. Aber wie können wir solche Fälle erkennen? Gibt es klare biblische Regeln, die uns entscheiden helfen, wo wir jemanden erst zur Rede stellen – und wo wir einseitig vergeben sollen?

Es gibt solche Grundregeln, davon bin ich überzeugt. Im Folgenden einige Entscheidungshilfen:

Wann immer möglich, vor allem bei geringfügigen oder unbewussten Verfehlungen, sollte man einseitig und bedingungslos vergeben. Diese Haltung ist dem barmherzigen Geist Gottes angemessen; das ist die christusgemäße Einstellung, zu der Paulus im Epheserbrief aufruft:

»Ich, der ich um des Herrn willen im Gefängnis bin, ermahne euch, ein Leben zu führen, das des Rufes würdig ist, der an euch erging: Seid demütig, friedfertig und geduldig, ertragt einander in Liebe und bemüht euch, die Einheit des Geistes zu wahren durch den Frieden, der euch zusammenhält« (Epheser 4,1-3).

Das ist ein Aufruf, die Fehler der anderen großherzig zu tolerieren. Und nur so kann ein friedliches Miteinander gelingen.

Anders ausgedrückt: Christen sollen eine Art gegenseitige Unempfindlichkeit für kleinere Verfehlungen entwickeln. Die Liebe

»lässt sich nicht zum Zorn reizen« (1Kor 13,5). Müssten wir einander wirklich wegen jeder Kleinigkeit zur Rede stellen, dann würde das christliche Gemeindeleben nur noch darin bestehen, dass sich die Gläubigen gegenseitig ihre Fehler und Unzulänglichkeiten vorhalten. Um des Friedens willen und um der Einheit im Geist willen sollen wir großzügig sein, wo immer es möglich ist.

Die goldene Regel lautet also: Solange eine Verfehlung nicht zwingend die Auseinandersetzung mit dem Schuldigen erfordert, sollte bedingungslose und einseitige Vergebung die Übertretung bedecken. Indem der Verletzte oder Geschädigte die Verfehlung erträgt, folgt er den Fußstapfen Jesu Christi (1Petr 2,21-25). Zu dieser Haltung hat uns Jesus selbst aufgefordert: »Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin. Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel« (Mt 5,39-40).

Wenn nur ich verletzt oder geschädigt bin, selbst wenn die Verfehlung in der Öffentlichkeit geschah und ungeheuerlich war – auch dann kann ich einseitig vergeben. In der Bibel finden sich zahlreiche Beispiele für diese Haltung. Josef etwa war das Opfer einer schändlichen Verschwörung seiner Brüder. Anfangs wollten sie ihn töten; schließlich verkauften sie ihn in die Sklaverei.

Aber er hegte keinen Groll gegen sie. Jahre später, als eine Hungersnot die bösen Brüder auf der Suche nach Nahrung nach Ägypten trieb, erkannte Josef sie, und er vergab ihnen aus freien Stücken, ohne dass sie auch nur einen Anflug von Reue gezeigt hätten. Bevor ihnen noch klar geworden war, wen sie vor sich hatten, war er bereits zu Tränen gerührt aus Mitleid mit seinen Brüdern. Schließlich enthüllte er ihnen seine wahre Identität: »Ich bin Josef, euer Bruder, den ihr nach Ägypten verkauft habt. Jetzt aber lasst es euch nicht mehr leid sein, und grämt euch nicht, weil ihr mich hierher verkauft habt. Denn um Leben zu erhalten, hat mich Gott vor euch hergeschickt« (1Mo 45,4-5). Seine Vergebung war bedingungslos, einseitig, nicht abhängig davon, dass die Brüder Gewissensbisse offenbart hätten.

Tatsächlich haben die Brüder nach allem, was wir aus der Bibel wissen, erst nach dem Tod ihres Vaters Jakob so etwas Ähnliches wie Reue zu erkennen gegeben. Nachdem der Vater nicht mehr da war, der Josef hätte zurückhalten können, bekamen sie es mit der Angst zu tun, dass Josef sich nun vielleicht doch noch an ihnen rächen könnte. Den Brüdern war die Schwere ihrer Schuld sehr wohl bewusst, aber sie konnten sich offenbar nicht vorstellen, dass Josefs Barmherzigkeit ihnen gegenüber echt war. Sie fürchteten, er könnte immer noch im Verborgenen den Wunsch nach Vergeltung hegen. Deshalb sagten sie Josef, es sei der letzte Wille ihres Vaters, dass Josef ihnen doch vergeben solle (1Mo 50,16-17). Sie haben also auch zu diesem Zeitpunkt nicht förmlich ihre Schuld eingestanden und keine Reue gezeigt, obwohl sie inzwischen offensichtlich demütigte Männer geworden waren.

Aber all ihre Sorgen waren unbegründet. Josef hatte ihnen schon lange zuvor vergeben. Es war Josef unabweisbar klar geworden, dass Gottes Hand in seinem Leben Gutes hatte entstehen lassen aus dem Bösen, das man ihm angetan hatte. Und deshalb hatte Josef seinen Brüdern voll und ganz und bedingungslos vergeben können. »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen« (1Mo 50,20). Josef konnte keinen Groll mehr gegen seine Brüder empfinden, nachdem er erkannt hatte, dass Gott mit seinen Leiden einen guten Zweck verfolgt hatte.

Es gibt weitere Beispiele in der Bibel dafür, dass offenkundige, gravierende Schuld einseitig vergeben werden kann. So hat zum Beispiel David bei zumindest einer Gelegenheit einseitig und bedingungslos eine denkbar schlimme Beleidigung vergeben.

Das geschah während der Rebellion Absaloms gegen seinen Vater David. David war gezwungen, aus Jerusalem zu fliehen, um zu verhindern, dass der abtrünnige Sohn die Hauptstadt einnehmen und zerstören würde in der Absicht, David vom Thron zu stürzen. Inmitten des bedrückenden Auszugs aus Jerusalem trat ein verdorbener Mensch namens Schimi auf und schmähte den ohnehin schon niedergeschlagenen David in der Absicht, ihn noch mehr zu demütigen. In 2. Samuel 16,5-8 wird der Vorfall berichtet:

»Schimi kam David mit Flüchen entgegen und warf mit Steinen nach ihm und allen Dienern des Königs David, obwohl das ganze Volk und alle Krieger rechts und links um ihn standen. Schimi schrie und fluchte: Verschwinde, verschwinde, du Mörder, du Niederträchtiger! Der Herr hat all deine Blutschuld am Haus Sauls, an dessen Stelle du König geworden bist, auf dich zurückfallen lassen. Der Herr hat das Königtum in die Hand deines Sohnes Absalom gegeben. Nun bist du ins Unglück geraten; denn du bist ein Mörder.«

Abischai, einer der Begleiter Davids, fand diesen Ausbruch unerträglich: »Warum flucht dieser tote Hund meinem Herrn, dem König? Ich will hinübergelien und ihm den Kopf abschlagen« (V. 9).

Aber Davids Antwort zeigt göttliche Demut:

»Wenn er flucht und wenn der Herr ihm gesagt hat: Verfluch David!, wer darf dann fragen: Warum tust du das? ... Seht, mein leiblicher Sohn trachtet mir nach dem Leben, wie viel mehr muss es dann dieser Benjaminer tun. Lasst ihn fluchen! Sicherlich hat es ihm der Herr geboten. Vielleicht sieht der Herr mein Elend an und erweist mir Gutes für den Fluch, der mich heute trifft.«

Schimi lief den ganzen Weg über auf den Hügeln oberhalb von David neben dem Zug her und warf Steine und Schmutz auf den König, aber David ertrug diese Angriffe geduldig. Dabei hätte er unter diesen Umständen alles Recht gehabt, den unbotmäßigen Untertan zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen.

Später, nachdem David die Rebellion niedergeschlagen hatte, zeigte sich Schimi reuig und bettelte David um Gnade an. Zum Unwillen seiner Gefolgsleute bekräftigte David seine Vergebung (2Sam 19,18-23). Nachdem er die ursprüngliche Beleidigung bereits einseitig und formlos vergeben hatte, vergab er Schimi nun in aller Form.

Ein weiteres Beispiel für einseitige, bedingungslose Vergebung ist das Gebet des Stephanus für die Männer, die ihn steinigten. Die Tatsache, dass er sich im Gebet für sie verwendete, zeigt, dass er ihnen vergeben hatte. Es ist wahr, dass Gottes Vergebung nicht

unabhängig von der Buße dieser Männer gewährt wurde, aber zumindest Stephanus hat von sich aus freiwillig und bewusst auf Genugtuung verzichtet. Er hatte den Männern von ganzem Herzen vergeben.

Hier wird etwas Wichtiges deutlich: Auch nachdem wir anderen ihre Schuld an uns vergeben haben, kann Gott sie noch zur Rechenschaft ziehen für ihre Sünde gegen *ihn*. Wir können eine Verfehlung gegen uns vergeben. Aber wir können keine Vergabung gewähren für Sünden, die gegen Gott verübt worden sind. »Wer außer Gott kann Sünden vergeben?« (Lk 5,21). Wenn wir anderen vergeben, dann erteilen wir damit nicht priesterliche Absolution und befreien sie nicht von ihren Sünden gegen Gott. Menschen, denen wir vergeben, müssen sich immer noch vor Gott rechtfertigen.

Nehmen wir zum Beispiel die Vergabung, die Stephanus seinen Peinigern gewährt hat. Sie konnte nicht garantieren, dass sie für ihre Sünden straflos ausgehen würden, solange sie nicht auch Gott um Vergabung baten. Doch bei Saulus von Tarsus (der die Obergewänder der Mörder bewachte und mit der Steinigung voll und ganz einverstanden war; Apg 7,58; 8,1) wurde die Schuld in dem Augenblick restlos getilgt, als er Buße tat. Wir wissen nicht, was aus den Männern geworden ist, die die Steine geworfen haben, aber wenn sie niemals Jesus Christus als Herrn und Erlöser angenommen haben, dann wird Gott sie für die Sünde des Mordes an Stephanus zur Verantwortung ziehen. Stephanus hat ihre Schuld an ihm verziehen; die Sünde gegen Gott dagegen musste nach wie vor gesühnt werden.

Ähnlich steht es im Fall von Schimi. David hatte sein Versprechen gehalten und Schimi nicht töten lassen. Aber Schimi blieb bis an sein Lebensende ein verdorbenes Subjekt. David war sich dessen bewusst, und so instruierte er noch auf dem Sterbebett seinen Sohn Salomo, wie er mit Schimi verfahren sollte: »Lass ihn nicht ungestraft! Du bist ein kluger Mann und weißt, was du mit ihm tun sollst. Schick sein graues Haupt blutig in die Unterwelt!« (1Kö 2,9).

Diese Anweisung wird nur verständlich, wenn wir uns bewusst

machen, dass David als von Gott erwählter König auch dafür verantwortlich war, dass Gottes Ehre in Israel nicht in den Schmutz gezogen wurde. Er hatte sein Versprechen gegenüber Schimi erfüllt, er hatte ihn am Leben gelassen. Soweit es David betraf, war der persönliche Angriff auf ihn vergeben. Aber Schimi hatte mit seinem Verhalten ja auch Gott in der übelsten Weise verächtlich gemacht. Und da Schimi in seiner mutwilligen Rebellion gegen Gott verharrte, stand er auch weiterhin unter dem göttlichen Gericht. Um der Reinheit des auserwählten Volkes willen durfte diese Tatsache nicht unter den Teppich gekehrt werden. Und nun war der Zeitpunkt gekommen, um die Rechnung zu begleichen – um der Ehre Gottes willen, nicht um Davids willen. David konnte die persönlichen Angriffe auf ihn übersehen, aber einen unverhüllt feindseligen Akt gegen Gott durfte er nicht ungesühnt lassen. Der puritanische Ausleger Matthew Henry hat dazu geschrieben, Davids Anweisung an Salomo »resultierte nicht aus persönlicher Rache, sondern war ein Zeichen wohlervogener Eifers um die Ehre der Regierung und um den Bund, den Gott mit seiner Familie geschlossen hatte. Die Schmähung dieses Bundes durfte nicht ungestraft bleiben.«¹¹ Bestimmt hat David deshalb bis zu seiner Todesstunde gewartet, ehe er die Bestrafung Schimis angeordnet hat. Andernfalls hätte man ihm unterstellen können, er täte es nur um seiner eigenen Ehre willen.

Salomo hat die Vergebung seines Vaters für Schimi weise respektiert. Anstatt ihn kurzerhand für seine Vergehen hinrichten zu lassen, unterwarf er Schimi einem Urteil, demzufolge dieser niemals wieder Jerusalem verlassen durfte. Solange er in der Stadt blieb, unter den Augen des Königs, solange war Schimi sicher und konnte sich frei bewegen. Aber für den Fall, dass er den Kidronbach überschreiten würde, drohte ihm der Tod (1Kö 2,36-38). Aber Schimi war und blieb böse, und so brach er sein Wort. Er verließ die Stadt auf der Suche nach einigen entlaufenen Sklaven, und als man das Salomo erzählte, ließ dieser ihn vorladen und sagte zu ihm:

¹¹ M. Henry, »Matthew Henry's Commentary on the Bible«, a.a.O.

»Habe ich dich nicht beim Herrn schwören lassen und dich gewarnt: Sobald du weggehst und dich dahin oder dorthin begibst, so weißt du, dass du sterben musst? Und du hast geantwortet: Gut, ich habe es gehört. Warum hast du den Eid beim Herrn und den Befehl, den ich dir gegeben habe, nicht beachtet? ... Du weißt, wie viel Böses du meinem Vater David angetan hast; jetzt lässt es der Herr auf dich selbst zurückfallen« (1Kö 2,42-44).

Mit anderen Worten: Schimis Tod war nicht Davids, sondern Gottes Vergeltung für Schimis böse Taten. David hatte dem Mann vergeben und hatte sein Versprechen gehalten, sich nicht zu rächen. Aber am Ende hat Gott angesichts der Unbußfertigkeit und Uneinsichtigkeit Schimis Recht geübt. *Unsere* Vergebung garantiert nicht, dass der Mensch, der an uns schuldig geworden ist, auch von Gott gerechtfertigt wird. Gott kennt die Herzen der Menschen und richtet in jedem Fall recht. Unsere Aufgabe ist es, barmherzig zu sein, das Fehlverhalten anderer zu ertragen und dafür zu beten, dass der andere zur Einsicht kommt und bereut. Gott wird sich darum kümmern, dass der Gerechtigkeit Genüge getan wird, falls der Sünder nicht auch die göttliche Vergebung sucht.

Wo bedingungslose Vergebung nicht infrage kommt

In manchen Fällen ist es notwendig, einen Menschen auf seine Verfehlungen anzusprechen. In einem solchen Fall verbietet sich bedingungslose Vergebung. Das betrifft in aller Regel ernsthaftere Sünden – Fehlverhalten, das die Gemeinschaft schwer belastet und der Seele eines Menschen Schaden zufügt. In solchen Situationen kommt Lukas 17,3 zur Anwendung: »Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht; und wenn er sich ändert, vergib ihm.« Wenn in einem solchen Fall ein Bruder oder eine Schwester in Christus keine Reue erkennen lässt, dann ist das Gemeindezuchtverfahren nach Matthäus 18 angezeigt (siehe dazu Kapitel 7). Die folgenden Ratschläge helfen, sich darüber klar zu werden, ob eine Konfrontation notwendig ist:

Sobald Sie beobachten, dass sich ein Mitschuldiger an einem anderen Menschen (aber nicht an Ihnen) versündigt, stellen Sie ihn zur Rede. Um der Gerechtigkeit willen darf kein Christ über eine Sünde gegen einen anderen Menschen hinwegsehen. Ich kann einseitig und bedingungslos vergeben, wenn ich selbst betroffen bin, denn dann trage ich auch die Konsequenzen. Aber wenn ein anderer unter der Sünde zu leiden hat, ist es meine Pflicht, für Gerechtigkeit einzutreten. (Die einzige Ausnahme von dieser Regel wäre, wenn der Betroffene seinerseits Vergebung gewährt hat und von weiterer Verfolgung absieht. Das war z.B. bei David der Fall: Er hat Abischai verboten, an Schimi Vergeltung zu üben.)

Wir sind ermächtigt, um nicht zu sagen herausgefordert, Sünden gegen uns selbst zu vergeben, aber in der Bibel wird uns nirgends erlaubt, böse Taten gegen andere einfach geschehen zu lassen.

- 2. Mose 23,6: »Du sollst das Recht des Armen in seinem Rechtsstreit nicht beugen.«
- 5. Mose 16,20: »Gerechtigkeit, Gerechtigkeit – ihr sollst du nachjagen.«
- Jesaja 1,17: »Lernt, Gutes zu tun! Sorgt für das Recht! Helft den Unterdrückten! Verschafft den Waisen Recht, tretet ein für die Witwen!«
- Jesaja 59,15-16: »Jede Redlichkeit wird vermisst, wer das Böse meidet, wird ausgeraubt. Das hat der Herr gesehen, und ihm missfiel, dass es kein Recht mehr gab. Er sah, dass keiner sich regte, und war entsetzt, dass niemand einschritt.«
- Klagelieder 3,35-36: »Dass man das Recht des Mannes beugt vor dem Antlitz des Höchsten, dass man im Rechtsstreit den Menschen bedrückt, sollte der Herr das nicht sehen?«

Es steht uns nicht zu, jemandem eine Sünde zu »vergeben«, die er an anderen begangen hat. Deshalb ist, wer von einer solchen Sünde Kenntnis bekommt, verpflichtet, den Sünder auf sein Fehlverhalten anzusprechen.

Wenn es dem anderen eher schadet als nützt, dass man ihm einseitig vergibt, dann sollte man ihn zur Rede stellen. Es kann tatsächlich sein,

dass der andere unter seinen unbereinigten Verfehlungen leidet. In solchen Fällen sollten wir ihm liebevoll zurechthelfen.

In Galater 6,1-2 heißt es dazu: »Wenn einer sich zu einer Verfehlung hinreißen läßt, meine Brüder, so sollt ihr, die ihr vom Geist erfüllt seid, ihn im Geist der Sanftmut wieder auf den rechten Weg bringen. Doch gib acht, dass du nicht selbst in Versuchung gerätst. Einer trage des anderen Last; so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.«

Das Wort, das hier mit »sich hinreißen lassen« übersetzt ist, bedeutet ursprünglich »gefangen sein«. Es kann zweierlei bedeuten. Entweder ist der Betreffende ertappt worden, als er insgeheim eine Sünde beging. Es kann aber auch heißen, dass der Betreffende einer sündigen Neigung verfallen ist. In beiden Fällen ist es notwendig, ihn zurechtzuweisen. Einfach über die Sünde hinweggehen – das wäre keine Lösung.

Die Liebe zu dem sündigen Bruder gebietet es, dass man ihn zur Rede stellt und ihm zurechthilft. Das ist ein wesentlicher Teil der Last, die man dem anderen zu tragen hilft (V. 2).

Unter den Sünden, die dem Sünder selbst gefährlich werden können und deretwegen man ihn deshalb unbedingt zur Rede stellen sollte, sind schwerwiegende Irrtümer in der Lehre, moralisches Versagen, wiederholte Fälle ein und desselben Vergehens, sündige oder zerstörerische Neigungen.

In all diesen Fällen sollte der Beweggrund für die Zurechtweisung die Liebe zum anderen und die Sorge um sein geistliches Wohl sein. Wer dagegen mit dem Wunsch nach Zurechtweisung eigene versteckte Rachedgedanken nährt, wer Schadenfreude oder heimliche Lust am Bestrafen empfindet, sollte davon Abstand nehmen. Das ist auch der Grund, warum in Galater 6,1 ausdrücklich nur »vom Geist erfüllte« Menschen angehalten werden, die irrenden Geschwister zur Besinnung zu rufen.

Ironischerweise ist genau diese Regel am schwersten zu befolgen. Wir sind nur zu gern bereit, anderen die Sünden vorzuhalten, die wir eigentlich übersehen sollten, und andererseits schamhaft zu schweigen, wo die Zurechtweisung am nötigsten wäre. Aber

ganz gleich, ob die Situation Großzügigkeit oder Zurechtweisung verlangt, die Motivation sollte stets die Liebe zu dem sein, der schuldig geworden ist (wie auch zu jenem, an dem er gesündigt hat).

Skandalöse Sünden und Verfehlungen, die der Gemeinde Jesu Christi insgesamt schaden, dürfen auf keinen Fall unter den Teppich gekehrt werden. Manche Sünden haben das Potenzial, dass durch sie viele Menschen auf einmal zu Schaden kommen. Davor warnt z.B. Hebräer 12,15: »Seht zu, dass niemand die Gnade Gottes verscherzt, dass keine bittere Wurzel wächst und Schaden stiftet und durch sie alle vergiftet werden.«

Es ist die Verantwortung aller Glieder am Leib Christi, die anderen nicht nur »zur Liebe und zu guten Taten anzuspornen« (Hebr 10,24), sondern darüber hinaus einander zu ermahnen, »damit niemand ... durch den Betrug der Sünde verhärtet wird« (Hebr 3,13).

Der Apostel Paulus hat die Christen in Korinth dafür getadelt, dass sie skandalöse Sünden inmitten der Gemeinde geduldet und nicht abgestellt haben. Eines ihrer Mitglieder hatte ein sexuelles Verhältnis »mit der Frau seines Vaters« (1Kor 5,1) – vermutlich mit seiner Stiefmutter; diese Sünde galt in der griechischen Kultur als ebenso schändlich wie Inzest. Solche Sünden wurden »nicht einmal unter den Heiden« geduldet. Selbst die unanständigsten Zeitgenossen rümpften die Nase angesichts dieses Vorfalls in der Gemeinde.

Paulus wies die Korinther deshalb scharf zurecht: »Ihr macht euch noch wichtig, statt traurig zu werden« (V. 2). »Ihr macht euch wichtig« – hier steht im Griechischen ein Ausdruck, der wörtlich übersetzt »aufgeblasen« bedeutet und auf den Stolz zielt. Vielleicht waren die Christen in Korinth – wie viele Christen heutzutage – stolz auf ihre Toleranz. Sie haben sich möglicherweise etwas eingebildet auf die Tatsache, dass sie nicht so engstirnig waren, um sich über das inakzeptable Verhalten des Mannes aufzuregen.

Umso drastischer hat sich Paulus geäußert: »Zu Unrecht rühmt ihr euch. Wisst ihr nicht, dass ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert?« (V. 6). Er befahl ihnen, den Mann aus der Gemeinde auszuschließen und »aus [ihrer] Mitte zu stoßen« (V. 2).

»Was mich angeht, so habe ich – leiblich zwar abwesend, geistig aber anwesend – mein Urteil über den, der sich so vergangen hat, schon jetzt gefällt, als ob ich persönlich anwesend wäre: Im Namen Jesu, unseres Herrn, wollen wir uns versammeln, ihr und mein Geist, und zusammen mit der Kraft Jesu, unseres Herrn, diesen Menschen dem Satan übergeben zum Verderben seines Fleisches, damit sein Geist am Tag des Herrn gerettet wird« (1Kor 5,3-5).

Offenkundige Sünde bedeutet in der Gemeinde Jesu stets einen Skandal und muss bekämpft werden. Wir haben kein Recht, derartige Fälle von offensichtlichem Ungehorsam zu decken oder zu entschuldigen. Wenn solche Sünden stillschweigend geduldet werden, leidet darunter die gesamte Gemeinde. Diese Sorte von Sünde muss getadelt werden, und in Kapitel 7 werden wir im Einzelnen erörtern, wie das geschehen soll.

Immer dann, wenn eine Verfehlung eine Beziehung belastet oder zerstört, ist eine ausdrückliche Vergebung ein wichtiger Schritt hin zur Versöhnung. Eine Verfehlung, die den Bruch in einer Beziehung verursacht hat, kann nicht einfach mit einem »Schon gut« abgetan werden. Sowohl über die Verfehlung als auch über die Kluft in der Beziehung muss gesprochen werden, und das Ziel muss die Versöhnung sein.

Versöhnung ist immer das Ziel, wenn wir jemanden mit seinem Fehlverhalten konfrontieren. Noch einmal sei es gesagt: Wer den Übeltäter bestrafen will oder wer den Fehler nur geißeln will, wird von fragwürdigen Motiven angetrieben. Das Ziel jeder rechtschaffenen Zurechtweisung ist die Heilung zerstörter Beziehungen und die Wiedereingliederung des Sünders in die Gemeinschaft.

Immer wenn die Beziehung zwischen Christen zerbrochen ist, dann tragen *beide* Seiten Verantwortung dafür, dass eine Versöhnung stattfindet. Wenn ich derjenige bin, der verletzt wurde, dann gilt für mich Lukas 17,3: »Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht.« Ich bin derjenige, der auf ihn zugehen muss. Wenn ich selbst schuldig geworden bin, dann gilt Matthäus 5,23-24: »Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem

Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe.«

Ein Riss in der Beziehung zwischen Christen schließt die Möglichkeit einseitiger Vergebung und das Ignorieren des Vergehens aus. Ob nun harte Worte gefallen sind oder ob eisige Stille herrscht, wenn beide Seiten sich des Bruchs bewusst sind, dann besteht der einzige Weg zur Klärung der Angelegenheit darin, dass ausdrücklich Vergebung zugesprochen wird. Manchmal liegt die Ursache des Bruchs ausschließlich auf einer Seite. In anderen Fällen müssen beide zugeben, dass sie im Unrecht sind, und müssen folglich auch beide um Vergebung bitten.

Versöhnung ist in jedem Fall entscheidend. Wenn ich selbst die Verfehlung begangen habe, wäre es erneut Sünde, sie nicht wiedergutzumachen. Aber auch wenn jemand an mir schuldig geworden ist, bin ich verpflichtet, mich um Versöhnung zu bemühen und meinen Bruder zurückzugewinnen. Es kann keine Entschuldigung dafür geben, dass Christen – auf welcher Seite sie auch stehen mögen – sich weigern, Versöhnung zu suchen. Der einzige denkbare Fall, in dem ein solcher Konflikt ohne Lösung bleiben muss, ist dann gegeben, wenn alle Schritte von Gemeindegerecht nach Matthäus 18 ausgeschöpft sind und der schuldige Bruder (oder die Schwester) immer noch keine Reue zeigt.

Aber selbst dann dürfen wir keine Bitterkeit in unserem Herzen hegen und sind gefordert, diesen Menschen so zu lieben, wie wir unsere Feinde lieben sollen, mit der Sorge um sein geistliches Wohl und mit der Hoffnung, dass er wieder heil und in die Gemeinschaft eingliedert wird. »Seht ihn nicht als Feind an, sondern weist ihn als euren Bruder zurecht!« (2Thes 3,15). Auch wenn also kein formeller Zuspruch von Vergebung möglich ist, ist im Herzen kein Raum für feindselige Gedanken, und Versöhnung bleibt das Ziel.

Wenn wir selbst schuldig geworden sind, dann liegt es in unserer Verantwortung, die Versöhnung *rasch* herbeizuführen. Darauf wird in der Bibel wieder und wieder hingewiesen. So geht Matthäus 5,23-24 davon aus, dass uns mitten in einer Gebetszeit bewusst wird, dass ein anderer Christ etwas gegen uns hat. In die-

sem Fall sollen wir unsere Gabe am Altar zurücklassen und uns *zuerst* mit dem Bruder versöhnen, bevor wir irgendetwas anderes tun. Die Wiederherstellung einer zerbrochenen Beziehung hat also sogar Vorrang vor der Anbetung Gottes!

Das gibt der Versöhnung in der Tat eine sehr hohe Priorität. Ich habe einem Buch zum Thema Anbetung Gottes den Titel »Die höchste Priorität« gegeben, denn normalerweise ist sie ja das Höchste im Leben eines Christen. Aber es gibt diese eine Ausnahme: Wenn wir uns bewusst sind, dass wir einen Bruder oder eine Schwester verletzt haben, dann hat die Aussöhnung mit diesem Menschen höchste Priorität.

In Matthäus 5 heißt es weiter:

»Schließ ohne Zögern Frieden mit deinem Gegner, solange du mit ihm noch auf dem Weg zum Gericht bist. Sonst wird dich dein Gegner vor den Richter bringen, und der Richter wird dich dem Gerichtsdienner übergeben, und du wirst ins Gefängnis geworfen. Amen, das sage ich dir: Du kommst von dort nicht heraus, bis du den letzten Pfennig bezahlt hast« (Matthäus 5,25-26).

In solchen Fällen, besonders wenn Sie sich tatsächlich etwas haben zuschulden kommen lassen, sollten Sie sich ohne jede Verzögerung um eine gütliche Einigung bemühen. Wer auf Zeit spielt oder den Aussöhnungsprozess hinauszögert, handelt sich damit nur eine höhere Strafe ein. Mit diesen Aussagen spielt Jesus auf Gottes Erziehungsprogramm an, und der Vers legt die Deutung nahe, dass Gott die Maßnahmen gegen Menschen, die einer so dringenden Verpflichtung nicht nachkommen, noch verschärft.

Eher Böses erdulden, als zusätzlich Feindschaft provozieren

Die Grundannahme in Matthäus 5,23-26 scheint zu sein, dass wer vor Gericht gebracht wird, schuldig ist. Er hat die Verfehlung begangen, deshalb ist es an ihm, dass er sich mehr als jeder andere um eine rasche Bereinigung der Angelegenheit bemüht.

Aber manchmal kann es auch für den Geschädigten geboten sein, schlicht und einfach das Böse zu erdulden, besonders dann, wenn er andernfalls gezwungen wäre, den Fall vor ein weltliches Gericht zu bringen und damit öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen.

In der Gemeinde von Korinth beispielsweise gab es Gläubige, die sich gegenseitig vor Gericht zerrten, anstatt ihren Streit unter vier Augen zu schlichten. Paulus musste sie daran erinnern, dass es besser sei, Unrecht zu leiden oder sich berauben zu lassen, als den Streit zwischen zwei Christen vor einem heidnischen Richter auszutragen (1Kor 6,1-7). Das ist wahrlich ein bemerkenswertes Beispiel für christliche Vergebungshaltung.

Traurigerweise kenne ich einige Christen, die mutwillig gegen diese klare Anweisung verstoßen. Sie sind grundsätzlich davon überzeugt, dass in *ihrem* speziellen Fall eine Ausnahme von der Regel des Apostels gegeben sei. Wenn man ihnen Gelegenheit gibt zu erklären, warum sie es für richtig halten, andere Christen vor Gericht zu verklagen, dann verweisen sie darauf, dass ihnen schweres Unrecht zugefügt worden sei, das nur in einem ordentlichen Gerichtsverfahren angemessen gesühnt werden könne. Ganz sicher dulde auch Gott keine derart massiven Rechtsverstöße, so argumentieren sie, und schon gar nicht könne es Gottes Wille sein, dass *dieses* konkrete Unrecht stillschweigend übergangen wird, und so weiter und so fort.

Paulus schließt ja gar nicht aus, dass die Gegenpartei im Unrecht ist. Aber er sagt klipp und klar: Es ist besser, sich berauben zu lassen, als einen anderen Christen zu verklagen (1Kor 6,7).

Rechtshändel zwischen Christen vor Gericht lassen sich niemals rechtfertigen.

Aber was ist, wenn der Schuldige hartnäckig und in voller Absicht leugnet, dass er ein Unrecht begangen hat? In diesem Fall sollte die Gemeinde, und nicht ein weltlicher Schiedsrichter, als Schlichter auftreten. In besonderen Fällen wird es nötig sein, dass die Gemeinde Zuchtmaßnahmen gegen das uneinsichtige Mitglied verhängt (1Kor 6,2).

Wenn Gemeindezucht konsequenter praktiziert würde, dann gäbe es zweifellos weniger derartige Konflikte zwischen Christen, und Liebe und Eintracht wären dann die auffälligsten Merkmale der christlichen Gemeinden – davon bin ich überzeugt.

Erschreckend viele Gemeinden missachten die biblischen Anweisungen zum Umgang mit sündigen oder irrenden Gemeindegliedern. Was also soll jemand tun, der jeden Weg der Konfliktregelung innerhalb der Gemeinde bereits ausprobiert hat und immer noch das Gefühl hat, dass das Unrecht nicht beseitigt ist? In solchen Fällen gilt wiederum 1. Korinther 6,7: das Unrecht erdulden um Christi willen. Und wenn die Gemeinde, der ich angehöre, bewusst die klaren Gebote Jesu für den Umgang mit Sünde innerhalb der Gemeinschaft ignoriert, dann könnte es nötig sein, dass ich mich nach einer Gemeinde umsehe, in der die biblischen Prinzipien noch etwas gelten.

Manche Ungerechtigkeiten werden in diesem Leben niemals ins Lot gerückt werden. In solchen Fällen sind Christen herausgefordert, das Böse bereitwillig zu erdulden und Barmherzigkeit und Großmut zu üben um Christi willen. Gott selbst wird letztlich dafür sorgen, dass auch solches Unrecht korrigiert wird. In der Zwischenzeit müssen wir uns davor hüten, bitter zu werden. Niemals dürfen wir zulassen, dass Ressentiments, Groll und Zorn unseren Charakter trüben. Unser Ehrgeiz sollte sein, so wie Josef zu werden: bereit zu erleben, wie Gott auch aus Unrecht und Bosheit Gutes schaffen kann.

Wenn Vergebung schwerfällt

Wir sind gefallene Geschöpfe. Vergeben fällt uns von Natur aus nicht leicht. Wir lassen uns allzu oft von unseren Gefühlen beherrschen. Und Vergebungsbereitschaft kann sich schlecht entwickeln, wo man sich bitteren Gedanken hingibt. Stattdessen entwickelt sich dort eine üble Gesinnung. Sie schadet nicht nur dem verbitterten Menschen, sondern strahlt auch auf andere aus (Hebr 12,15).

Vergebungsbereitschaft wird oft gedämpft durch negative Gefühle, durch Unmut oder unkontrollierbaren Zorn. Manche Menschen nehmen deshalb fälschlicherweise an, sie könnten nicht vergeben, solange sie sich nicht danach »fühlen«.

Aber wie wir bereits angesprochen haben: Die Bereitschaft zu vergeben ist kein Gefühl. Wer darauf beharrt, dass er sich von seinen Gefühlen beherrschen lässt, wird in der Tat nur schwer Vergebungsbereitschaft entwickeln. Denn Vergebungsbereitschaft erfordert oft eine bewusste Entscheidung, die unseren Gefühlen zuwiderläuft. Bittere Empfindungen drängen uns eigentlich dazu, dass wir uns bei der erlittenen Verletzung aufhalten. Vergebungsbereitschaft dagegen ist die freie Wahl des anderen Wegs: von der Verletzung abzusehen und dem, der an uns schuldig geworden ist, nur das Beste zu wünschen.

»Aber das kann ich nicht«, wird der eine oder andere einwenden. »Ich *will* ja über das Unrecht hinwegkommen, aber wo immer ich hinblicke, erinnert mich etwas daran, und so kommt es, dass ich mich ständig damit beschäftige und mich immer wieder darüber aufrege.«

Solche Gedanken sind eine beständige Versuchung zur Sünde. Unablässiges Brüten über erlittenem Unrecht ist genauso eine Sünde wie Wollust oder Habsucht oder irgendeine andere sündige Haltung. Eine bewusste Entscheidung ist nötig, um von dieser Art des Denkens wegzukommen. Dessen bewusst sollen wir das Unrecht bedecken und uns zornige oder rachsüchtige Gedanken verbieten, ob uns nun gerade danach ist oder nicht.

Menschen, die auch dann vergeben, wenn es schwerfällt, erleben durchweg, dass die guten Gefühle sich infolge dieser Entscheidung einstellen. »Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen. Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch misshandeln« (Lk 6,27-28) – das alles sind bewusste, rationale, willentliche Handlungen und nicht gefühlsbestimmte Reflexe. Wer den Geboten Jesu in diesen Fragen folgt, dessen Zorn wird Platz machen für Großmut; Enttäuschung wird durch Frieden überwunden, und Angst wird der Ruhe weichen.

Vergebungsbereitschaft führt schließlich dazu, dass viele Lasten geschultert werden. Einem reuigen Sünder Vergebung zu gewähren, bedeutet, diesem Menschen die Last seiner Schuld abzunehmen. Erst recht befreit einseitige und bedingungslose Vergebung den, der vergibt: Er kann sich der noch größeren Barmherzigkeit eines großzügigen himmlischen Vaters erfreuen, der versprochen hat, dass er uns »in reichem, vollem, gehäuften, überfließendem Maß« beschenken wird (Lk 6,38).

Kapitel 7

Wenn dein Bruder sündigt

»Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht;
und wenn er sich ändert, vergib ihm.«

Lukas 17,3

Es gibt Situationen, da muss Sünde aufgedeckt und der Sünder zur Rede gestellt werden. Wenn der Mensch, der sich schuldig gemacht hat, weder Einsicht noch Reue zeigt, kann die Reaktion bis hin zum Ausschluss aus der Gemeinde reichen. Dieses letzte Mittel ist vor allem dann angezeigt, wenn die Verfehlung bleibendes Unrecht schafft oder wenn sie die Gemeinde und letztlich den Namen Jesu Christi in Verruf bringt.

Das Verfahren, das in der Bibel zum rechten Umgang mit Sünde inmitten der Gemeinde empfohlen wird, bezeichnet man als »Gemeindezucht«. Das ist durchaus eine treffende Bezeichnung, denn wie bei elterlichen Erziehungsmaßnahmen ist das Hauptziel die Korrektur. Gemeindezucht ist dann erfolgreich, wenn sie zur Buße und zur Versöhnung führt. Wenn sie ihr Ziel verfehlt hat, dann kommt es zum Gemeindeausschluss. Aber niemals wird der Ausschluss angestrebt, stets bleibt das Ziel die Wiedereingliederung in die Gemeinde.

Allein schon das Stichwort Gemeindezucht genügt, um unter Christen heiße Diskussionen zu entfachen. Vor einiger Zeit habe ich das Thema in einer Radiosendung behandelt. Ich war verblüfft über die große Zahl von Hörerbriefen, in denen die Meinung vertreten wurde, dass Gemeindezucht prinzipiell lieblos sei. Eine Hörerin, die immerhin einräumte, dass sie nur einen Teil der Sendung gehört hatte, schrieb:

»Das ganze Verfahren der Gemeindezucht kommt mir unglaublich herrisch und unbarmherzig vor. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendeine Gemeinde ihre Glieder mit Ausschluss bedroht für Dinge, die sie in ihrem Privatleben tun. Genauso

wenig kann ich mir vorstellen, dass eine Gemeinde die Sünde eines Gemeindegliedes in der Öffentlichkeit anprangert! Was Menschen in ihrem Privatleben machen, ist ihre Sache und geht die Gemeinde nichts an. Und die Gemeinde soll ein Ort sein, an dem Menschen lernen können, wie sie sündiges Verhalten unter die Füße bekommen. Aber wie sollen sie das lernen, wenn man sie ausschließt? Wenn wir unsere eigenen Mitglieder meiden, dann sind wir auch nicht besser als irgendwelche Sekten. Ich kann nicht glauben, dass Jesus jemals jemanden aus seiner Gemeinde ausschließen würde. Hat er sich nicht gerade Sünder als Jünger ausgesucht und diejenigen weggeschickt, die sich für besonders fromm hielten? Die Gesunden brauchen bekanntlich keinen Arzt. Ich bin froh, dass meine Gemeinde keine Mitglieder ausschließt, nur weil sie sündigen. Es würde auch kaum jemand von uns übrig bleiben! Ich dachte, das Evangelium handelt vor allem von Vergebung!«

Dieser Brief enthält gleich eine ganze Reihe von weitverbreiteten Missverständnissen über Gemeindezucht.

Zunächst einmal steht Gemeindezucht natürlich nicht in Gegensatz zur Vergebung. Tatsächlich machen die Anweisungen Jesu für die Handhabung der Gemeindezucht ja gerade deutlich, wie Vergebung geschehen kann, wenn die Sünde eines Gläubigen Auswirkungen auf die ganze Gemeinde hat.

Zweitens hat Gemeindezucht im biblischen Sinn nichts mit der Überwachung und Kontrolle einzelner Gemeindeglieder und ihres Lebenswandels zu tun. Wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, bezieht sich Gemeindezucht eben nicht auf unabsichtliche Verletzungen, geringfügige Missverständnisse, Streit um Kleinigkeiten oder schiere Geschmacksfragen, sondern es geht um schwerwiegende Verstöße gegen klare biblische Prinzipien, um Sünden, die andere Gläubige verletzen, die Einheit der Gemeinde gefährden oder anderweitig den guten Ruf der Gemeinde schmälern. In solchen Fällen *muss* eine Auseinandersetzung mit den Ursachen stattfinden. Über solche Sünden darf man nicht hinwegsehen. Sie wirken wie Sauerteig und können, wenn man

sie nicht bekämpft, die gesamte Gemeinde beeinträchtigen (1Kor 5,6).

Drittens ist es durchaus im Sinn Jesu Christi, wenn in rechter Weise Gemeindezucht geübt wird. Jesus hat selbst diese Umgangsweise mit Sünde in der Gemeinde eingeführt. Wenn jemand glaubt, dass Jesus niemals ein sündiges Mitglied aus der Gemeinde ausschließen könnte, dann offenbart das ein ziemlich willkürliches Verständnis von Jesus.

Viertens ist Gemeindezucht, wenn sie korrekt angewandt wird, nicht unvereinbar mit dem Liebesgebot. Das Gegenteil ist wahr: An früherer Stelle haben wir bereits gesehen, dass Gott gerade aus Liebe Menschen, die sündigen, züchtigt. Jesus schreibt seiner Gemeinde in den Anweisungen zur Gemeindezucht (Mt 18) ein legitimes Recht zu, sowohl liebevoll zu ermahnen als auch, wo nötig, im Auftrag Gottes zu züchtigen. Wohlerwogene Anwendung von Gemeindezucht spiegelt deshalb Gottes Liebe zu seinen Kindern wider (vgl. Hebr 12,7-11).

Fünftens ist der Gang an die Öffentlichkeit im Rahmen des Verfahrens nur ein letzter Schritt und steht nicht etwa am Anfang. Und dass die persönlichen Verfehlungen eines einzelnen Mitgliedes der Gemeinde zur Kenntnis gebracht werden, soll eben nicht dazu führen, dass man diesem Menschen aus dem Weg geht – ganz im Gegenteil: Die Gemeinde soll sich ihm in Liebe zuwenden mit dem Ziel, die Gemeinschaft wieder vollkommen herzustellen.

Wo jede Disziplin abgelehnt wird, da stellt sich unvermeidlich Beliebigkeit ein, und die führt schließlich zu chaotischen Verhältnissen. Das gilt für eine Gemeinde genauso wie für eine Familie. Kein Erwachsener ist gerne mit Kindern zusammen, die sich in keine Ordnung einfügen. Und eine Gemeinde, in der mit Sünde lax und inkonsequent umgegangen wird, wird schließlich für alle unerträglich – außer für geistlich unreife Gläubige. Vernachlässigung der Gemeindezucht führt also zwangsläufig dazu, dass die Gemeinde geistlich verkümmert. Das ist der sicherste Weg, um Gottes Missfallen auf sich zu ziehen (Offb 2,14.20).

Die Anweisungen Jesu zur Gemeindezucht in Matthäus 18 sind klar und eindeutig. An dieser Frage lässt sich deshalb auch besonders deutlich erkennen, wie ernst es eine Gemeinde mit dem Glaubensgehorsam nimmt. Ich werde oft von Menschen gefragt, worauf sie bei der Suche nach einer Gemeinde achten sollen. Eine konsequente, liebevolle Praxis der Gemeindezucht steht ziemlich weit oben auf der Liste der Merkmale, nach denen ich schauen würde. Eines ist sicher: Eine Gemeinde, die sündige Mitglieder nicht zur Besinnung ruft, wird auf Dauer ernste Probleme bekommen.

Der rechte Ort

Matthäus 18 beginnt mit einer langen Rede Jesu über kindlichen Glauben. Am Anfang dieser Rede nahm Jesus ein Kind und stellte es den Jüngern vor Augen – sozusagen als lebende Lektion. Die anschließenden Aussagen Jesu enthalten zahlreiche Hinweise auf »diese Kleinen«, und damit meint Jesus *Gläubige*, nicht Kinder im wortwörtlichen Sinn (V. 6.10.14). Er hat Gläubige mit Kindern verglichen, weil Kinder arglos vertrauen, weil sie aus Liebe gehorchen, weil sie schutzbedürftig sind und weil sie Zurechtweisung brauchen.

Der Abschnitt über das Thema Zurechtweisung umfasst lediglich drei Verse: »Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen. Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei Männer mit, denn jede Sache muss durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werden. Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde. Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner« (V. 15-17).

Sie werden bemerkt haben, dass Jesus in Vers 17 gleich zweimal von »der Gemeinde« spricht. Das griechische Wort an dieser Stelle ist »*ekklesia*« und bedeutet wörtlich »die Auserwählten«, »die

Abgesonderten«. Der Begriff wird an manchen Stellen verwendet, um irgendeine Versammlung von Menschen zu bezeichnen. Ein Beispiel dafür ist Apostelgeschichte 7,38, wo das Volk Israel auf der Wüstenwanderung als »die Gemeinde in der Wüste« bezeichnet wird. Manche Ausleger wenden ein, dass Jesus nicht von der neutestamentlichen Gemeinde gesprochen haben kann, da die Rede in Matthäus 18 ja vor Pfingsten gehalten worden ist. Aber Jesus hatte seinen Jüngern schon vorher den Entwurf seiner künftigen Gemeinde vorgestellt: »Ich [werde] meine Gemeinde bauen, und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen« (Mt 16,18). Jesus hat die Anweisungen in Matthäus 18 also sehr wohl im Hinblick auf die neutestamentliche Gemeinde erteilt. Es ist mir von daher unverständlich, wie jemand auf die Idee kommen kann, die Prinzipien in diesem Abschnitt seien nicht auf die Gemeinde anwendbar.

Tatsächlich wollte Jesus hier deutlich machen, dass die Versammlung der durch Gott Erlösten genau der Ort ist, an dem Zurechtweisung und Korrektur stattfinden sollen. Es gibt keinen Gerichtshof und keine höhere Autorität außerhalb der Gemeinde, wo man Fragen nach Sünde und Versöhnung verhandeln könnte (1Kor 6,2-3).

Gott hat es so gewollt, dass die Zurechtweisung ihren Platz in der Gemeinde hat und nirgendwo sonst. Wahre Christen sind von unverfälschter Liebe zueinander beseelt. In einem solchen Umfeld kann auch die Korrektur in Liebe erfolgen, durch liebevolle Gleichgesinnte, zum Nutzen und zur Auferbauung der ganzen Gemeinde.

Zweck und Ziel

Gemeindezucht ist, wenn sie recht geübt wird, stets von Liebe motiviert. Der vorrangige Zweck der Gemeindezucht ist die Wiedergewinnung eines sündigen Mitchristen: »Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen« (Mt 18,15). Gemeinde-

zucht wird auch dazu führen, dass die Gläubigen auf ihren Lebenswandel achtgeben, sodass sie gar nicht erst zurechtgewiesen werden müssen.

Das Ziel der Gemeindezucht ist nicht, dass Leute ausgeschlossen, gemieden oder in Verlegenheit gebracht werden. Es geht auch nicht darum, dass mittels Gemeindezucht jemand selbstherrlich Gott spielen oder in missbräuchlicher oder diktatorischer Weise Autorität ausüben kann. Der Zweck der Maßnahmen kann nur sein, dass Menschen wieder in eine rechte Beziehung zu Gott und zur übrigen Gemeinde kommen. Gemeindezucht darf niemals als Vergeltung für jemandes Sünde geübt werden. Nicht Strafe, sondern Wiederherstellung und Wiedereingliederung ist das Ziel.

Das geht ganz klar aus Matthäus 18 hervor. Wo in der Übersetzung »gewonnen« steht, findet sich im griechischen Urtext das Wort »*kerdaino*«, und das bezeichnet üblicherweise einen finanziellen Ertrag. Jesus hat damit den irrenden Christen als einen wertvollen Schatz charakterisiert, den es zurückzugewinnen gilt. Das sollte die Sicht jedes Christen sein, der einen sündigen Bruder oder eine Schwester zur Rede stellt.

Damit wird zugleich klar, wie Gott die Korrekturmaßnahmen betrachtet: In seiner Sicht ist jede Seele ein Schatz, der es wert ist, gehoben zu werden. Das legen jedenfalls die Worte Jesu nahe. In den Versen unmittelbar vor den Anweisungen zur Gemeindezucht vergleicht er Gott mit einem Hirten, der sich liebevoll um jedes einzelne Schaf in seiner Herde kümmert:

»Was meint ihr? Wenn jemand hundert Schafe hat und eines von ihnen sich verirrt, lässt er dann nicht die neunundneunzig auf den Bergen zurück und sucht das verirrte? Und wenn er es findet – wahrlich, ich sage euch: Er freut sich über dieses eine mehr als über die neunundneunzig, die sich nicht verirrt haben. So will auch euer himmlischer Vater nicht, dass einer von diesen Kleinen verloren geht« (V. 12-14).

Jeder Christ sollte diese fürsorgliche Haltung einnehmen. Oft ist die Versuchung groß, dass man den Weg des geringsten Widerstandes geht und jeder Auseinandersetzung ausweicht –

auch und gerade dann, wenn sich ein Bruder oder eine Schwester durch sündiges Verhalten bereits der Gemeinde entfremdet hat. Aber das ist genau der Zeitpunkt, in dem wir uns am meisten um ihn kümmern müssten. So jedenfalls würde es der hingebungsvolle Hirte tun: Er scheut keinen noch so weiten Weg, um ein verlorenes oder verwundetes Schaf wiederzufinden und zur Herde zurückzubringen.

Zurechtweisung ist nicht einfach und soll es auch nicht sein. Wir sollen keinen Übereifer entwickeln und uns nicht ständig in anderer Leute Angelegenheiten einmischen. Aber wenn uns bewusst wird, dass ein Mitchrist auf einem gefährlichen Weg ist, dann ist es unsere Pflicht vor Gott, ihn liebevoll darauf anzusprechen. Wir können uns dieser Pflicht nicht dadurch entziehen, dass wir sagen, es ginge uns nichts an. Von dem Augenblick an, in dem uns eine massive Sünde im Leben eines anderen Gläubigen auffällt, ist es sehr wohl unsere Angelegenheit. Und dann sollten wir alles daransetzen, dass die Reinheit der Gemeinde wiederhergestellt wird und der irrende Mitchrist den Sieg über die Sünde erringt. Das ist ein ehrenwertes und notwendiges Ziel.

Dabei sollten wir uns freilich vergewissern, dass uns wirklich Liebe antreibt. Es besteht die ernst zu nehmende Gefahr, dass wir eine perverse Lust am Tadeln entwickeln. Stolz kann die Anstrengungen überlagern und vergiften, so wie Stolz jede Tugend in fragwürdiger Weise trüben und verändern kann. Deshalb hat Jesus alle, die andere zurechtweisen, eindringlich gewarnt, sich erst zu prüfen, bevor sie den Splitter im Auge des anderen entfernen wollen. Wir müssen sicher sein, dass nicht uns selbst ein Balken im Auge steckt (Mt 7,3-5)!

Jemand, der erlebt hatte, dass in seiner Gemeinde allzu rigoros Gemeindezucht geübt wurde, schrieb: »Wenn ich jemals in Sünde falle, dann kann ich nur hoffen, dass ich nicht in die Hände dieser selbstherrlichen Zensoren und Scharfrichter in der Gemeinde falle. Lieber begeben mich in die Hände von Barmädchen, Landstreichern und Drogenhändlern. Denn die Gemeindeleute neigen dazu, sich gegenseitig fertigzumachen mit ihrem lästerlichen Ge-

schwätz.« Ein solcher Eindruck ist ein Armutszeugnis für die betreffende Gemeinde. Andererseits kann es vorkommen, dass ein Mensch unter Gemeindezucht auch deshalb keine Reue zeigt, weil er sich ungerecht behandelt fühlt – genau wie ein ungehorsames Kind mitunter die Einsicht in die gute Absicht der elterlichen Erziehungsmaßnahmen vermissen lässt. Es passiert gar nicht so selten, dass ein unbußfertiger Christ diejenigen, die ihn zurechtgewiesen haben, der Lieblosigkeit oder des Missbrauchs bezichtigt. Umso gründlicher und aufmerksamer müssen alle, die für die Ausübung der Gemeindezucht verantwortlich sind, darauf achten, dass dies in Liebe und in großer Geduld geschieht.

Gemeindezucht als persönlicher Dienst

Interessanterweise beginnt der Prozess der Korrektur auf der persönlichen Ebene. »Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht« (Mt 18,15). Die Zurechtweisung wird nicht von einem Komitee angeordnet. Wenn der andere seinen Fehler im Vier-Augen-Gespräch einsieht und bereut, gibt es keinerlei Notwendigkeit, noch jemanden hinzuzuziehen. Wenn Gemeindezucht in rechter Weise geübt wird, dann begrenzt sie zum einen die Auswirkungen der Sünde und hält zum andern den Kreis der Eingeweihten klein. Die Verfehlungen eines Menschen sollen also gerade nicht unnötig hinausposaunt werden, sondern so lang und so weit wie möglich soll die Vertraulichkeit gewahrt werden. In den meisten Fällen, wenn sich Einsicht und Reue frühzeitig zeigen, muss niemand außer dem Betroffenen und dem, der ihn zur Rede gestellt hat, etwas von dem Vorfall erfahren.

Dass in Matthäus 18 die persönliche Aussprache unter vier Augen an erster Stelle genannt wird, bedeutet auch, dass die Gemeindezucht eine Aufgabe für jeden in der Gemeinde ist. Man kann diese Aufgabe nicht einfach an eine Kirchenbehörde oder ein Gremium delegieren. Wenn Sie also einen Mitchristen sündigen sehen, dann wäre es grundverkehrt, sein Fehlverhalten

der Gemeindeleitung oder sonst einer Stelle zu melden. »Geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht« (V. 15).

Allzu viele Christen betrachten die Gemeindezucht als die exklusive Domäne der Gemeindeältesten, und das ist falsch. Die Reinheit der Gemeinde muss jedem Christen am Herzen liegen. Die Verantwortung zur Auseinandersetzung mit einer Sünde, die die gesamte Gemeinde kompromittiert, liegt beim Ersten, der sich dieser Sünde bewusst wird. Schieben Sie diese Aufgabe nicht ab. Machen Sie den Kreis der Eingeweihten nicht unnötig groß. Und vor allem reden Sie sich nicht heraus mit einer Aussage wie dieser: »Nun, ich werde dafür beten, dass meinem Bruder ein Licht aufgeht.« Das wird in vielen Fällen nicht reichen. Sie haben das Licht – gehen Sie hin und zeigen Sie es ihm!

Die Herausforderung

Welche Art von Sünden erfordert die Korrektur durch die Gemeinde? Jede Verfehlung, die nicht ohne Gefahr für den irrenden Gläubigen oder für die Gemeinde einfach abgetan werden kann (siehe dazu Kapitel 6).

Matthäus 18,15 wird in verschiedenen Bibelausgaben etwas unterschiedlich gedeutet. Die meisten Übersetzungen lauten »Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm ...« oder sinngemäß. Die Züricher Bibel und einige andere übersetzen dagegen: »Wenn dein Bruder sündigt *gegen dich* ...« Frühe Textzeugen unterscheiden sich an diesem Punkt. Manche enthalten den Zusatz »gegen dich«, andere lauten schlicht und einfach »Wenn dein Bruder sündigt ...« und legen damit nahe, dass wir einander korrigieren sollen, einerlei ob wir unmittelbar vom Fehlverhalten des jeweils anderen betroffen sind oder nicht.

Die Textvarianten werden freilich relativ unwichtig, wenn wir uns bewusst machen, dass alle Sünden, die überhaupt Gemeindezucht erforderlich machen, ohnehin den ganzen Leib Christi schädigen. Ob also die Sünde eines anderen *unmittelbar* »gegen dich«

gerichtet ist oder nur *indirekt* (weil es eine Sünde ist, die die ganze Gemeinde in ein fragwürdiges oder falsches Licht bringt) – man sollte den anderen im Vertrauen darauf ansprechen. Angenommen, ich ertappe einen Mitchristen in einer moralisch kompromittierenden Situation – soll ich ihn zur Rede stellen? Auf jeden Fall!

Es wäre falsch und würde am Ende womöglich der ganzen Gemeinde schaden, wenn ich mich auf die Überlegung zurückziehen würde, dass ich ja nicht unmittelbar selbst geschädigt worden bin und deshalb nicht verpflichtet, den Bruder oder die Schwester zurechtzuweisen. Genau wegen einer solchen Haltung hat der Apostel Paulus die Christen in Korinth getadelt (1Kor 5).

Sünden, die direkt gegen uns gerichtet sind, wären zum Beispiel: Jemand wird im Zorn körperlich gewalttätig, jemand bestiehlt uns, betrügt uns, verleumdet uns oder vergeht sich an uns in irgendeiner Form. Die falsche Antwort wäre in diesem Fall, zurückzuschlagen, Böses mit Bösem zu vergelten, in Groll zu verfallen oder den Vorfall anderen zuzutragen, ohne dass wir ihn zuvor zur Rede gestellt haben. Die Liebe zum anderen gebietet als unmittelbare Reaktion die Auseinandersetzung unter vier Augen.

Indirekte Verfehlungen gegen uns – das können all die Sünden sein, die die Gemeinde oder Christen überhaupt in Verruf bringen. Darunter fallen solche Sünden, die den anderen von der Gemeinde abbringen, wie etwa weltlicher Lebenswandel, Faulheit, geistliche Lässigkeit und selbst das Festhalten an fragwürdigen Lehren. Wenn sich ein Bruder oder eine Schwester unserer Gemeinde entfremdet, dann schadet dieser Verlust der ganzen Gemeinde. Jede Sünde, die dazu führen könnte, muss deshalb Gegenstand von Korrektur und Zurechtweisung sein. Auch jede Form von Missachtung der Gebote Jesu und jede andere Sünde, die Schande über den Namen Jesu bringt, ist indirekt eine Sünde gegen uns, denn wir sind Botschafter an Christi statt und tragen seine Schmach mit.

Erst recht sind Sünden von Christen gegen Nichtchristen ein Fall für Gemeindezucht, denn derartige Sünden bringen Jesus Christus in den Augen der Welt in Verruf und fallen auf die ge-

samte Gemeinschaft der Gläubigen zurück. Somit sind alle Sünden, die wir beobachten, Grund für Zurechtweisung und Korrektur – nicht nur solche, von denen wir unmittelbar betroffen sind. In all diesen Fällen ist unsere Pflicht dieselbe: Wir müssen den, der sich verfehlt hat, unter vier Augen zur Rede stellen.

Das weitere Verfahren

Aber was ist, wenn der schuldig gewordene Bruder sich weigert, unsere Ermahnung anzunehmen? Dann war die Aussprache unter vier Augen nur ein erster Schritt. Drei weitere Schritte werden klar beschrieben in Matthäus 18. Lassen Sie uns den gesamten Prozess untersuchen, beginnend mit der persönlichen Konfrontation.

Erster Schritt: Unter vier Augen zur Rede stellen

»Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht« (V. 15). Das Verb, das mit »geh« übersetzt wird, ist ein Imperativ, somit ein Befehl, kein unverbindlicher Vorschlag und auch nicht nur eine Möglichkeit unter vielen. Wenn wir einen Bruder sündigen sehen, dann müssen wir hingehen.

Und zwar zunächst einmal allein. Es ist nicht notwendig, zu diesem Zeitpunkt schon andere einzuweihen. Behalten Sie die Sache für sich, tratschen Sie nicht, noch nicht einmal unter dem Vorwand, Gebetsunterstützung zu suchen. Gehen Sie einfach hin zu dem Betreffenden; sagen Sie ihm unter vier Augen, was Ihnen aufgefallen ist.

Zurechtweisung fällt schwer bei guten Freunden, denn in solchen Fällen steht viel auf dem Spiel. Zudem werden Menschen, die Sie so gut kennen, möglicherweise mit Verweisen auf Ihre eigenen Verfehlungen kontern. Aber Zurechtweisung ist genauso schwer bei Menschen, die man nicht so gut kennt. Man denkt dann leicht: »Wer bin ich denn, dass ich mich in das Leben dieses Menschen einmische?« So schreckt uns der Gedanke ab, dass wir Freunde zurechtweisen müssten, während wir nicht so vertrauten Menschen

gegenüber leicht gleichgültig werden. In jedem Fall gilt es zu erkennen, dass das Gebot Jesu eine feierliche Verpflichtung ist und nicht um des lieben Friedens willen kleingeredet werden darf.

Was, wenn Sie nicht weniger schuldig sind als Ihr Bruder? Hat nicht Jesus gemeint, dass der Balken in Ihrem eigenen Auge Sie dazu bringen müsste, vom Splitter im Auge des anderen abzu- sehen? Das wäre eine Fehldeutung. »Zieh *zuerst* den Balken aus deinem Auge, *dann* kannst du versuchen, den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen« (Mt 7,5). Wenn Sie Ihren Bruder wirklich lieben, dann dürfen Sie seine Sünde nicht ignorieren. Sobald Sie sich mit Ihrer eigenen Sünde auseinandergesetzt haben, sind Sie in einer umso besseren Position, um auch Ihren Bruder in aller Demut anzusprechen. Es ist freilich niemals angebracht, den anderen mit einer frömmelnden, überheblichen Einstellung auf seine Sünde aufmerksam zu machen, so als ob man selbst perfekt sei und der andere abgrundschlecht. Wenn Sie hingehen, dann in der liebevollen und demütigen Absicht, ihm zurecht-zuhelfen.

In dem Ausdruck »Weise ihn zurecht« klingt im Griechischen die Vorstellung an, dass etwas Verborgenes ans Licht gebracht wird. Es geht darum, dass die Verfehlung des anderen klar und präzise benannt wird. »Weise ihn zurecht« – das muss nicht heißen, dass der andere sich seiner Sünde gänzlich unbewusst gewesen sein muss. Die Zurechtweisung erstreckt sich nicht nur auf unabsichtliche oder unbewusste Sünden. Vielmehr legt die Formulierung nahe, das man offen aussprechen soll, was man über die Verfehlung weiß, um dem anderen deutlich zu machen, dass sein Fehlverhalten bekannt ist und er sich rechtfertigen muss. Wenn er bis dahin davon ausgegangen ist, dass keiner etwas von seiner Sünde wusste, dann muss ihm nun klar werden, dass sie aufgedeckt wurde. Falls er bisher dachte, sein Verhalten würde folgenlos bleiben, so muss er sich nun erklären.

Wenn dieser erste Schritt erfolgreich ist, dann wird der andere Reue zeigen. Und damit ist der Prozess in diesem Fall beendet und Sie haben Ihren »Bruder zurückgewonnen«. Das Band

des Vertrauens zwischen Ihnen beiden wird stärker sein als je zuvor.

Sofern der andere bereut, muss in den allermeisten Fällen nichts weiter geschehen. Natürlich werden Sie ihn ermutigen, die Aufrichtigkeit seiner Reue unter Beweis zu stellen und gegebenenfalls Dinge in Ordnung zu bringen. Wenn Wiedergutmachung nötig ist, muss er auch dazu bereit sein. Wenn andere unter seiner Sünde unmittelbar zu leiden hatten, sollte er zu ihnen gehen und Veröhnung suchen (Mt 5,23-24). Aber damit wäre die Angelegenheit dann auch erledigt – immer vorausgesetzt, die Reue ist echt. Dritte müssen in dem Fall nichts von der Sache erfahren. Keine weiteren Maßnahmen müssen eingeleitet werden. Sie können sich darüber freuen, dass Sie einen Bruder gewonnen haben. Im Idealfall ist das Vier-Augen-Gespräch also der erste und der letzte Schritt, und das dürfte auf die Mehrzahl aller Fälle von Gemeindezucht zutreffen.

Zweiter Schritt: Zeugen hinzuziehen

Nicht alle Fälle freilich finden so schnell und unkompliziert ihren Abschluss. »Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei Männer mit, denn jede Sache muss durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werden« (V. 16). Manchmal verschließt sich der sündige Bruder und nimmt den Tadel nicht an. Möglicherweise leugnet er seine Schuld, oder er verharrt absichtlich in seinem sündigen Verhalten, oder er versucht es zu beschönigen. Wie auch immer seine Reaktion ausfällt – solange er keine Reue zeigt und immer angenommen, dass seine Schuld erwiesen ist, muss man nun einen oder zwei weitere Mitchristen hinzuziehen und dann erneut das Gespräch suchen.

Die Gegenwart von einem oder zwei Zeugen dient gleich mehreren Zwecken. Zunächst einmal dürfte klar sein, dass damit der Druck erhöht wird. Die Leute, die nun eingeweiht werden, vertreten die ganze Gemeinde. Es ist jetzt also keine Privatsache mehr, und dem anderen muss bewusst werden, dass die Sache nur noch schlimmer werden kann, falls er weiterhin an seiner Sünde festhält. Aber auch jetzt ist die einzig angemessene Haltung die, dass

der Bruder zurückgewonnen werden soll. Der erste Schritt wird praktisch wiederholt; der andere wird liebevoll auf seine Verfehlung hingewiesen – diesmal allerdings in Gegenwart eines oder zweier Zeugen.

Und das wäre ein weiterer Grund dafür, dass ein oder zwei andere Christen in diesem zweiten Schritt eingeschaltet werden: Sie dienen als Zeugen. Das Prinzip der zwei Zeugen ist im mosaischen Gesetz verankert worden (5Mo 19,15), um zu gewährleisten, dass Schuld über jeden menschlichen Zweifel hinaus erwiesen ist, bevor eine Verurteilung erfolgen kann. Deshalb ist die Einbeziehung eines oder zweier weiterer Zeugen ein Hinweis darauf, dass am Ende des Verfahrens ein Urteil mit entsprechenden Konsequenzen droht, wenn der Betreffende sein Verhalten nicht bereut.

Manchmal wird die Frage aufgebracht, ob die Zeugen nicht Zeugen der ursprünglichen Verfehlung sein müssen. Sind sie nur dazu da, die Schuld des irrenden Bruders zu bestätigen, und das auch nur dann, wenn er leugnet, dass überhaupt etwas vorgefallen ist?

Manche Ausleger neigen zu dieser Ansicht, aber das kann im Zusammenhang von Matthäus 18 nicht gemeint sein. Wenn diese Zeugen tatsächlich schon von der Verfehlung wussten, dann hätten sie ebenfalls schon früher die Pflicht gehabt, den Betreffenden unter vier Augen zur Rede zu stellen, wie es Vers 15 vorsieht.

Natürlich ist es richtig, dass zusätzliche Belege oder auch Zeugen vorgebracht werden müssen, falls der Beschuldigte die Vorwürfe rundweg abstreitet. Die Schuld muss zweifelsfrei erwiesen sein. Auch hier gilt das alttestamentliche Prinzip: Jeder Vorwurf muss von wenigstens zwei Zeugen bestätigt werden können. Wenn folglich in einer solchen Auseinandersetzung nur das Wort des einen gegen die Beteuerungen des anderen steht, ist der Vorwurf allein keine hinreichende Grundlage für weitergehende Maßnahmen, und die Sache verläuft im Sand.

Wir wollen im Folgenden davon ausgehen, dass der schuldig gewordene Bruder oder die Schwester den zentralen Vorwurf nicht abstreitet und dennoch nicht bereut oder der Sünde absagt.

Aufgabe der Zeugen ist es dann, zu bestätigen, dass der Betreffende die Chance bekommen hat, sich zu erklären, und dass er sich unbelehrbar gezeigt hat. Die Zeugen müssen also nicht Zeugen der ursprünglichen Verfehlung gewesen sein, vielmehr sind sie unparteiische Zeugen der Konfrontation. Nötigenfalls werden sie später in der Lage sein zu bestätigen, was für Worte im kleinen Kreis gefallen sind – dann nämlich, wenn der Vorfall vor die Gemeinde gebracht werden muss (V. 17). Sie sind Zeugen dafür, dass das Verfahren der Zurechtweisung und Korrektur an sich gewissenhaft und korrekt gehandhabt worden ist. Und ihre Gegenwart in diesem Stadium ist sowohl für denjenigen, der mit seiner Sünde konfrontiert wird, als auch für den, der ihn zur Rede stellt, in erster Linie ein Schutz. Niemand muss sich vor der versammelten Gemeinde der Unbußfertigkeit bezichtigen lassen aufgrund einer einzigen Stimme. Und gesetzt den Fall, dass der Ankläger unmäßig harsch oder unfair vorgeht, dann müssen die Zeugen selbstverständlich für den Beschuldigten eintreten.

Aber wenn alles maßvoll und korrekt abgelaufen ist und das Verfahren über diesen zweiten Schritt hinausgeht, dann werden die Zeugen erklären müssen, dass der Betreffende tatsächlich unbußfertig ist.

In vielen Fällen aber wird der Betreffende in dem Moment, in dem er sich zwei oder drei anderen gegenüber erklären muss, zur Besinnung kommen und sein Verhalten bereuen. Und damit wäre die Sache erledigt. Immer angenommen, er stellt seine Reue unter Beweis, sagt der Sünde ab und leitet Schritte ein, um das Unrecht an eventuell betroffenen Dritten wiedergutzumachen, dann gibt es keinen Grund, den Fall weiterzuverfolgen oder noch mehr Menschen über den Kreis der Zeugen hinaus einzubeziehen. »Meine Brüder, wenn einer bei euch von der Wahrheit abirrt und jemand ihn zur Umkehr bewegt, dann sollt ihr wissen: Wer einen Sünder, der auf Irrwegen ist, zur Umkehr bewegt, der rettet ihn vor dem Tod und deckt viele Sünden zu« (Jak 5,19-20).

Die Sünde zudecken und nicht länger darauf herumreiten – das ist die angemessene Reaktion auf die Buße des Sünders.

Dritter Schritt: den Fall vor die Gemeinde bringen

Was tun, wenn der Betreffende auch weiterhin weder Einsicht noch Reue zeigt? Die Anweisungen Jesu sind unmissverständlich: »Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde« (Mt 18,17).

Genau davor haben viele Gemeinden Angst. Und es finden sich auch leicht Gründe, warum man diese Anweisung lieber *nicht* befolgen sollte: Es ist grausam. Leute werden sich angegriffen fühlen. Es ist peinlich für den, der zur Ordnung gerufen werden soll. Das öffentliche Ansehen der Gemeinde wird leiden. Was, wenn der Betreffende die Gemeinde verklagt? Ungläubige werden abgestoßen, wenn sie von diesem Gemeindezuchtverfahren Kenntnis bekommen. Wir sollten das Problem im Stillen lösen und nicht im Scheinwerferlicht. All diesen Einwänden steht ein starkes Argument entgegen, und deshalb kann man diesen wichtigen dritten Schritt nicht einfach unterschlagen: Jesus Christus selbst hat ihn angeordnet. Und deshalb müssen Menschen, die Jesus als Herrn verehren, sich dieser Anweisung stellen.

Wir sollten im Kopf behalten, dass es in jeder Phase des Verfahrens darum geht, den abgeirrten Sünder zurückzugewinnen. Das gilt auch für diesen dritten Schritt. Nicht um des Skandals willen und nicht als Stoff für Klatsch und Tratsch soll die Verfehlung eines Einzelnen vor die Gemeinde gebracht werden, sondern um die Hilfe der gesamten Gemeinde im Bemühen um den einen zu mobilisieren. Das Ziel ist dasselbe wie in den vorausgegangenen Schritten, auch wenn diesmal deutlich mehr Menschen mit einbezogen werden, um auf den Betreffenden noch nachdrücklicher einwirken zu können. Im ersten Schritt hat es einer allein versucht. Nachdem keine befriedigende Reaktion kam, sind im zweiten Schritt zwei oder drei gegangen und haben einen erneuten Anlauf unternommen. Nachdem der Beschuldigte immer noch keine Reue zeigt, ist nun die gesamte Gemeinde gefordert, ihm zurechtzuhelfen.

Wieder wird deutlich, dass Gemeindezucht die Verantwortung der gesamten Gemeinde ist. Sie wird nicht an einen Einzelnen delegiert. Sie ist nicht Aufgabe des Pastors allein. Sie ist eine Ge-

meinschaftspflicht. Auch das dient der Gemeinde zum Schutz vor Machtmissbrauch, so wie der Apostel Johannes in einem seiner Briefe schreibt:

»Ich habe der Gemeinde geschrieben. Aber Diotrefes, der unter ihnen der Erste sein will, erkennt uns nicht an. Deshalb werde ich, wenn ich komme, an sein Tun und Treiben erinnern. Mit bösen Worten hetzt er gegen uns und gibt sich damit noch nicht zufrieden; sondern er selbst nimmt die Brüder nicht auf und hindert alle daran, die es tun wollen, und *schließt diese aus der Gemeinde aus*« (2. Johannes 9-10).

Diotrefes hat offensichtlich seine Position und seinen Einfluss in dieser Gemeinde missbraucht, um einzelne Geschwister von der Gemeinde fernzuhalten und einzelne Mitglieder selbstherrlich auszuschließen. Es kann niemals die Aufgabe eines Einzelnen allein sein, derart schwerwiegende Entscheidungen zu fällen. Gemeindegerecht ist eine Aufgabe aller, und deshalb soll, bevor jemand ausgeschlossen wird, die gesamte Gemeinde in das Verfahren einbezogen werden. Erst *nachdem* jeder und jede in der Gemeinde Gelegenheit hatte, auf den schuldig gewordenen Bruder einzuwirken, kann man über einen Ausschluss nachdenken.

Die gesamte Gemeinde ist von der Sünde des Betroffenen beinträchtigt worden. Wenn er nun sein Verhalten bereut, dann ist es wiederum die Pflicht aller anderen Gemeindeglieder, dass sie ihn ihrer Liebe und Vergebung vergewissern. Der Apostel Paulus hat dazu im 2. Korintherbrief präzise Anweisungen erteilt:

»Wenn einer Betrübnis verursacht hat, hat er nicht mich betrübt, sondern mehr oder weniger – um nicht zu übertreiben – euch alle. Die Strafe, die dem Schuldigen von der Mehrheit auferlegt wurde, soll genügen. Jetzt sollt ihr lieber verzeihen und trösten, damit der Mann nicht von allzu großer Traurigkeit überwältigt wird. Darum bitte ich euch, ihm gegenüber Liebe walten zu lassen« (2. Korinther 2,5-8).

Die gesamte Gemeinde war gefordert, sich mit dem einen schuldig gewordenen Gemeindeglied zu befassen. Offensichtlich hat der Betroffene schließlich Buße getan. Und so kann Paulus sagen:

»Nachdem er sich nun geändert hat, haltet ihn nicht länger auf Abstand und begegnet ihm nicht mehr mit hochgezogenen Augenbrauen. Nehmt ihn wieder auf und vergebt ihm in Liebe.« Sie hatten ihren Bruder zurückgewonnen.

Dietrich Bonhoeffer hat in seinem Buch »Gemeinsames Leben« einige bemerkenswerte Argumente angeführt, warum die gesamte Gemeinde von der Sünde eines unbußfertigen Gemeindegliedes erfahren sollte:

»Die Sünde will mit dem Menschen allein sein. Sie entzieht ihn der Gemeinschaft. Je einsamer der Mensch wird, desto zerstörender wird die Macht der Sünde über ihn, und je tiefer wieder die Verstrickung, desto heillosler die Einsamkeit. Sünde will unerkannt bleiben. Sie scheut das Licht. Im Dunkel des Unausgesprochenen vergiftet sie das ganze Wesen des Menschen. Das kann inmitten der frommen Gemeinschaft geschehen. In der Beichte bricht das Licht des Evangeliums in die Finsternis und Verslossenheit des Herzens hinein. Die Sünde muss ans Licht. Das Unausgesprochene wird offen gesagt und bekannt. Alles Heimliche und Verborgene kommt nun an den Tag. Es ist ein harter Kampf, bis die Sünde im Geständnis über die Lippen kommt. Aber Gott zerbricht eiserne Türen und eiserne Riegel (Ps 107,16). Indem das Sündenbekenntnis im Angesicht des christlichen Bruders geschieht, wird die letzte Fessel der Selbstrechtfertigung preisgegeben. Der Sünder liefert sich aus, er gibt all sein Böses hin, er gibt sein Herz Gott, und er findet die Vergebung aller seiner Sünde in der Gemeinschaft Jesu Christi und des Bruders. Die ausgesprochene, bekannte Sünde hat alle Macht verloren. Sie ist als Sünde offenbar geworden und gerichtet. Sie vermag die Gemeinschaft nicht mehr zu zerreißen. Nun trägt die Gemeinschaft die Sünde des Bruders. Er ist mit seinem Bösen nicht mehr allein, sondern er hat sein Böses mit der Beichte »abgelegt«, Gott hingegeben. Es ist ihm abgenommen. Nun steht er in der Gemeinschaft der Sünder, die von der Gnade Gottes im Kreuze Jesu Christi leben. ... Die verborgene Sünde trennte ihn von der Gemeinschaft, machte alle scheinbare Gemeinschaft unwahr, die bekannte Sün-

de half ihm zur wahren Gemeinschaft mit den Brüdern in Jesus Christus.«¹²

Aber nun einmal angenommen, der Betreffende bereut nach wie vor nicht. Wie lange soll die Gemeinde warten, bevor sie zum vierten Schritt übergeht? So lange, bis klar wird, dass der Betreffende sein Herz nur noch weiter verhärtet. Nirgendwo in der Bibel wird ein bestimmtes Zeitmaß dafür genannt. Ich persönlich neige zu der Ansicht, dass es ein eher kurzer Zeitraum sein sollte – höchstens ein paar Wochen, nicht länger. Gott selbst erwartet eine Reaktion des schuldig gewordenen Menschen, und wenn dieser weiterhin darauf warten lässt, dann offenbart das nur ein verstocktes Herz (vgl. Hebr 4,7).

Vierter Schritt: Ausschluss aus der Gemeinde

Der letzte Schritt im Gemeidezuchtverfahren ist der Ausschluss: »Hört er auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner« (Mt 18,17). Das bedeutet nicht, dass man den Betreffenden mit Verachtung strafen soll. Es ist auch kein Freibrief dafür, ihn schlecht zu behandeln. Es bedeutet schlicht und einfach, dass er als Ungläubiger betrachtet werden soll. Die fortschreitende Verhärtung seines Herzens gibt Anlass, die Echtheit seines Glaubens in Zweifel zu ziehen. Deshalb sollte man ihn von jetzt an nicht mehr wie einen Bruder im Herrn behandeln, sondern wie einen Menschen, der das Evangelium erst noch hören und begreifen muss.

Das bedeutet zwangsläufig auch, dass ihm die Mitgliedschaft aberkannt werden muss. Er wird nicht länger als Glied zum Leib Christi gerechnet, sondern wird wie ein Ungläubiger betrachtet, und damit sollte man ihm nicht mehr gestatten, an den Segnungen und Vorzügen der christlichen Gemeinschaft teilzuhaben. Insbesondere sollte er nicht mehr bei Abendmahlsfeiern zum Tisch des Herrn eingeladen werden. Damit ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes »Ausschluss« genau beschrieben.

12 Dietrich Bonhoeffer, »Gemeinsames Leben«, Brunnen Verlag, Gießen 1977, S. 96f.

Aber was das Verhalten der Gemeindeglieder ihm gegenüber betrifft, ist der Ausschluss kein Grund für Feindseligkeit oder Verachtung. Wie Jesus mit Heiden und Zöllnern umgegangen ist, das ist ja hauptsächlich deshalb bemerkenswert, weil er ihnen Liebe entgegengebracht hat. So wie er sollen auch wir barmherzig und gewinnend mit Menschen umgehen, die ausgeschlossen worden sind – mit einem bezeichnenden Unterschied: Solange der ehemalige Bruder auch weiterhin keinerlei Reue zeigt, müssen Gläubige ihm gegenüber nicht so tun, als wäre alles in Ordnung. Sowohl der Umgebung als auch dem Betreffenden selbst müssen klare Signale gezeigt werden, und deshalb muss im Einzelfall sogar der tägliche Umgang mit ihm begrenzt werden. Paulus hat den Christen in Korinth im Hinblick auf einen derartigen Fall geschrieben:

»Ich habe euch in meinem Brief ermahnt, dass ihr nichts mit Unzüchtigen zu schaffen haben sollt. Gemeint waren damit nicht alle Unzüchtigen dieser Welt oder alle Habgierigen und Räuber und Götzendiener; sonst müsstet ihr ja aus der Welt auswandern. In Wirklichkeit meinte ich damit: Habt nichts zu schaffen mit einem, der sich Bruder nennt und dennoch Unzucht treibt, habgierig ist, Götzen verehrt, lästert, trinkt oder raubt; mit einem solchen Menschen sollt ihr nicht einmal zusammen essen« (1. Korinther 5,9-11).

In 2. Thessalonicher 3,6 hat Paulus ebenfalls deutlich unterschieden zwischen Ungläubigen und vorgeblichen Christen, die wie Ungläubige leben: »Wir gebieten euch, Brüder: Haltet euch von jedem Bruder fern, der ein unordentliches Leben führt und sich nicht an die Überlieferung hält, die ihr von uns empfangen habt.« Sinngemäß in Römer 16,17-18: »Ich ermahne euch, meine Brüder, auf die achtzugeben, die im Widerspruch zu der Lehre, die ihr gelernt habt, Spaltung und Verwirrung verursachen: Haltet euch von ihnen fern! Denn diese Leute dienen nicht Christus, unserem Herrn, sondern ihrem Bauch, und sie verführen durch ihre schönen und gewandten Reden das Herz der Arglosen.« Anders ausgedrückt: Es muss eine klare Grenze gezogen werden, weil sich manche Menschen nur zu leicht be-

eindrucken lassen von Menschen, die ihren Glauben nur vortäuschen, aber dabei einen ungeistlichen Lebenswandel an den Tag legen. Wir sollten mit solchen Leuten so wenig wie möglich zu tun haben.

Wieder geht es nicht darum, böswillig oder feindselig zu sein, sondern klarzumachen, dass ein bewusstes Leben in Sünde unvereinbar mit christlicher Gemeinschaft ist. Nachdem sich der Betreffende selbst als Christ bezeichnet und sich womöglich immer noch Bruder nennt (1Kor 5,11), ist es für die Gemeinde umso wichtiger, sich als Ganzes abzugrenzen und darauf hinzuweisen, dass seine Auflehnung gegen Christus im Widerspruch zu seinem vorgeblichen Glauben steht.

Selbst jetzt noch muss das Ziel aller Beteiligten sein, den verlorenen Bruder zurückzugewinnen. In 2. Thessalonicher 3,15 schreibt Paulus: »Seht ihn nicht als Feind an, sondern weist ihn als euren Bruder zurecht!« In einem gewissen Sinn sollte man ihn also niemals aufgeben. Obwohl man ihn aus der Gemeinde ausgeschlossen hat und keinen sozialen Kontakt mehr pflegt, bleibt die Bemühung um ihn bestehen. Es könnte ja sein, dass er irgendwann doch zur Besinnung kommt und sein Verhalten bereut, und dann muss es für ihn wieder einen Weg zurück in die Gemeinschaft geben. Aber bis dahin gilt er als Außenstehender.

So hat Paulus zum Beispiel im Fall des Inzest verübenden Mannes in Korinth angeordnet, dass die Gemeinde ihn aus ihrer Mitte entfernen sollte:

»Übrigens hört man von Unzucht unter euch, und zwar von Unzucht, wie sie nicht einmal unter den Heiden vorkommt, dass nämlich einer mit der Frau seines Vaters lebt. Und da macht ihr euch noch wichtig, statt traurig zu werden und den aus eurer Mitte zu stoßen, der so etwas getan hat« (1. Korinther 5,1-2).

Wir erfahren keine Einzelheiten darüber, was die Gemeinde bis dahin unternommen hat, um diesen Mann zur Buße zu rufen. Aber seine Sünde war allen bekannt, und doch hatte er sein unmoralisches Leben weiterführen können. Er hätte längst ausgeschlossen werden müssen. Und so hat sich Paulus auf seine

apostolische Autorität berufen und den sofortigen Ausschluss des Mannes angeordnet:

»Was mich angeht, so habe ich – leiblich zwar abwesend, geistig aber anwesend – mein Urteil über den, der sich so vergangen hat, schon jetzt gefällt, als ob ich persönlich anwesend wäre: Im Namen Jesu, unseres Herrn, wollen wir uns versammeln, ihr und mein Geist, und zusammen mit der Kraft Jesu, unseres Herrn, diesen Menschen dem Satan übergeben zum Verderben seines Fleisches, damit sein Geist am Tag des Herrn gerettet wird« (V. 3-5).

Das sind harte Worte, aber sie erlauben einen Einblick in das Wesen des Ausschlusses. Der unbußfertige Mensch wird »dem Satan übergeben zum Verderben seines Fleisches«. Anders ausgedrückt: Er wird dem von Satan kontrollierten System von Sünde und Ausschweifung überlassen, das er selbst gewählt hat, damit er die volle Tragweite seines Verhaltens zu spüren bekommt. Der Ausgeschlossene wird möglicherweise erst die Abgründe der Sünde ausloten, ehe er umkehrt und Buße tut. Wenn es sich wirklich um einen Gläubigen handelt, sollte ihn dieses Schicksal erst recht zur Umkehr treiben, und am Ende wird er auch gerettet, »aber wie durch Feuer hindurch« (1Kor 3,15). Auch hier ist das Ziel immer noch die Buße und Rehabilitierung des sündigen Menschen.

Daneben bleibt als untergeordnetes Ziel die Reinheit der größeren Gemeinschaft. Willentliche Sünde ist wie Sauerteig. Wenn man sie duldet, dann wird schließlich die gesamte Gemeinschaft davon angesteckt. »Wisst ihr nicht, dass ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert? Schafft den alten Sauerteig weg, damit ihr neuer Teig seid. Ihr seid ja schon ungesäuertes Brot« (1Kor 5, 6-7). Der unbußfertige Gläubige muss aus der Gemeinschaft entfernt werden.

Es ist bemerkenswert, dass Paulus die Konsequenzen der fortgesetzten Auflehnung und schließlich des Ausschlusses als »Verderben des Fleisches« (V. 5) charakterisiert. Sünde, und davon insbesondere die mutwillig verübten Formen, fordert oft auch einen physischen Preis von dem Sünder. Körperliche Konsequenzen der

Sünde können Krankheiten sein, und das kann in extremen Fällen bis zum Tod führen (1Kor 11,30). Wenn das Gemeindezuchtverfahren erfolglos verläuft, bleibt am Ende nur noch, dass die Gemeinde den uneinsichtigen Bruder den Folgen seiner Sünde überlässt.

Darin wird ein strafendes Moment erkennbar, und so spricht auch Paulus in 2. Korinther 2,6 ausdrücklich von »Strafe«. Aber auch die Strafe hat Besserung zum Ziel. In 1. Timotheus 1,20 spricht Paulus von »Hymenäus und Alexander, die ich dem Satan übergeben habe, damit sie durch diese Strafe lernen, Gott nicht mehr zu lästern«. Indem sie die Konsequenzen ihrer Sünde erleiden mussten, konnten sie eine Lernerfahrung machen. Zweifellos hat Paulus gehofft, dass diese Erfahrung sie schließlich zur Buße führt.

Gott ist dabei

In Matthäus 18 schließt Jesus die Lektion über Gemeindezucht ab mit einer schier ungläublichen Aussage: Gemeindezucht ist demnach eines der Instrumente, durch die Gott seine Leute erzieht. Er selbst ist am Werk, wenn Gemeindezucht geübt wird. Jesus sagt dazu:

»Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöst sein. Wahrlich, ich sage euch auch: Wenn zwei unter euch eins werden auf Erden, worum sie bitten wollen, so soll es ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen« (Matthäus 18,18-20).

Diese Verse werden oft aus dem Zusammenhang gerissen und auf alle möglichen Gebetsanliegen bezogen. Aber tatsächlich gehören sie in den Zusammenhang der Gemeindezucht. »Was ihr binden werdet« und »was ihr lösen werdet« – das bezieht sich auf die Entscheidungen der Gemeinde in solchen Verfahren. »Binden« und »lösen« – das waren Begriffe aus der rabbinischen Theologie,

die den Jüngern zweifellos vertraut waren. Sie beziehen sich auf die Fesseln der Sünde und auf die Befreiung von diesen Fesseln. Jesus hat damit ausgedrückt, dass der Himmel nicht anders urteilen wird als die Gemeinde, sofern sie verantwortlich und liebevoll entscheidet.

Die Verben in Matthäus 18,18 stehen in derselben Zeitform. Das bedeutet: Wo Gemeindezucht in rechter Weise angewandt wird, da geschieht alles, was hier auf Erden geschieht, im selben Augenblick auch im Himmel. Wir kennen das aus dem Vaterunser: »Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden« (Mt 6,10). Wenn Gottes Wille auf Erden genauso geschehen soll wie im Himmel, dann ist die Gemeinde angehalten, Zurechtweisung und Korrektur nach den Anweisungen Jesu zu praktizieren.

Das Versprechen in Matthäus 18,18 soll trösten und ermutigen. Allzu viele Menschen sind der Ansicht, dass Gemeinden lieblos handeln, wenn sie sich nach der von Jesus vorgegebenen Linie mit Sünde in den eigenen Reihen auseinandersetzen. In Wirklichkeit aber tun diese Gemeinden nur auf Erden, was auch im Himmel getan wird.

Auch Vers 19 wird oft missverstanden. Das griechische Wort, das hier mit »eins werden« übersetzt ist, ist die Wurzel des Wortes »Symphonie«. Es bedeutet wörtlich »gemeinsam einen Klang erzeugen«. Ob nun am Ende Binden oder Lösen steht: Wenn die Gemeinde sich einig ist – insbesondere wenn die »zwei oder drei Zeugen«, die über die Reue des sündigen Gemeindegliedes zu befinden haben, sich einig sind –, dann ist der Vater im Himmel auch damit einig. Der Vers kann eben nicht so gedeutet werden, dass Gott immer dann gefälligst ein Gebet erhören soll, wenn sich zwei oder drei Menschen auf dasselbe Anliegen verständigt haben. Die »zwei« in Vers 19 sind zwei Zeugen, deren Zeugnis übereinstimmt. Wenn sie in Übereinstimmung mit Gottes Willen einen sündigen Bruder zurechtweisen, dann können sie sich sicher sein, dass Gott selbst in ihrer Mitte ist und sie unterstützt.

Eine ähnliche Verheißung, diesmal Jesus betreffend, ist in Vers

20 enthalten: »Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.« Nicht nur der Vater handelt im Einklang mit uns (V. 19), sondern auch der Sohn nimmt teil an unserem Handeln (V. 20).

Auch wenn dieser Vers oft zitiert wird, um die Gegenwart Jesu in Gebetsgemeinschaften bewusst zu machen, so ist das doch eine Fehldeutung dieser Aussage. Gott ist natürlich allgegenwärtig, also ist er auch gegenwärtig, egal ob ein Mensch betet oder fünfzig. Aber in diesem Zusammenhang bezieht sich »zwei oder drei« auf die »zwei oder drei Zeugen« in Vers 16. Und der Vers spricht nicht nur von der *Gegenwart* Jesu Christi im Ringen um den abgeirrten Bruder, sondern auch von seiner *aktiven Teilhabe* an der Zurechtweisung und Korrektur. Jesus selbst schaltet sich ein in das Verfahren – eine erschreckende Tatsache für einen unbußfertigen Sünder, aber eine gewaltige Ermutigung für alle in der Gemeinde, die die Gemeindezucht anwenden müssen.

Das vornehmste Ziel

Wie wir bei der Betrachtung des gesamten Vorgangs gesehen haben, ist das höchste Ziel aller Gemeindezucht, dass der sündige Bruder oder die Schwester zurechtkommt und wieder in die Gemeinschaft eingegliedert wird. Dieses Ziel sollte man niemals aus dem Auge verlieren, noch nicht einmal, nachdem ein uneinsichtiges Gemeindeglied ausgeschlossen worden ist. Wenn es jemals zur Umkehr kommt, dann muss der Betreffende willkommen geheißen und liebevoll wiederaufgenommen werden. In Galater 6 hat der Apostel Paulus drei wichtige Schritte vorgezeichnet, wie mit Brüdern oder Schwestern zu verfahren ist, die wiederaufgenommen werden sollen.

Aufhelfen

In Galater 6,1 lesen wir: »Wenn einer sich zu einer Verfehlung hinreißen lässt, meine Brüder, so sollt ihr, die ihr vom Geist er-

füllt seid, ihn im Geist der Sanftmut wieder auf den rechten Weg bringen. Doch gib acht, dass du nicht selbst in Versuchung gerätst.« Das Wort, das hier mit »Verfehlung« übersetzt ist, bedeutet wörtlich übersetzt »Ausgleiten« und bezieht sich auf einen Sturz, ein Stolpern oder Taumeln. Manche Ausleger deuten es als harmlosere Sünde – oder sprichwörtlich als Ausrutscher. Aber es ist dasselbe Wort, das in Römer 4,25 die Sünden bezeichnet, die Jesus ans Kreuz gebracht haben: »Wegen unserer Verfehlungen wurde er hingegeben, wegen unserer Gerechtmachung wurde er auf-erweckt.«

Paulus fordert ausdrücklich, dass die, »die vom Geist erfüllt sind«, den in Sünde gefallenen Gläubigen wieder zurechtbringen sollen. So charakterisiert er alle, die beurteilen müssen, wie es um den sündigen Bruder bestellt ist. Sie sollen geisterfüllte Menschen sein (Eph 5,18), in denen das Wort Christi mit seinem ganzen Reichtum wohnt (Kol 3,16). »Der geisterfüllte Mensch urteilt über alles« (1Kor 2,15).

Das Wort, das in Galater 6,1 mit »auf den rechten Weg bringen« übersetzt wird, bedeutet wörtlich »flicken«, »stopfen« oder »ausbessern«. Es geht also darum, dass etwas, das beschädigt oder zerstört worden ist, wieder heil gemacht wird. Dasselbe Wort taucht in Matthäus 4,21 auf, wo Jakobus und Johannes ihre Netze flicken. Paulus verwendet es außerdem in 1. Korinther 1,10 im Zusammenhang mit dem Hinweis auf Spaltungen in der Gemeinde, die überwunden werden sollen (»Haltet aneinander fest«, so hat Luther es hier übersetzt).

Wer einen gefallenen Bruder zurechtbringen will, sollte das in einer demütigen Haltung tun, in aller Vorsicht, damit er nicht selbst in Versuchung gerät. Hier klingt 1. Korinther 10,12 an: »Wer also zu stehen meint, der gebe acht, dass er nicht fällt.« Kein Christ ist unbesiegbar. Niemand von uns ist sündlos, deshalb sind wir allesamt nicht in einer Lage, die uns Überheblichkeit gegenüber denen erlauben würde, die zurechtgebracht werden müssen. Liebe und Demut sind im Umgang mit solchen Menschen angezeigt; wir sollten anderen keine Augentherapie anbieten, solange wir

uns nicht sicher sein können, dass wir nicht selbst einen Balken im Auge haben.

Zurechtweisen, zurechtbringen, zurechthelfen – das erfordert allemal einen reifen, urteilskräftigen und demütigen Gläubigen, der einen Mitchristen in Not stützen und auf seinem Weg ermutigen will. Es sage keiner: »Diesen Job soll am besten jemand anders als ich übernehmen« – wir alle sollen solche Christen sein, wie sie Paulus in Galater 6,1 beschreibt.

Weiterhelfen

Das ist noch nicht alles. Der Helfer muss zudem auch noch bereit sein, die Last des gestrauchelten Bruders zu schultern. In Galater 6,2 sagt Paulus entsprechend: »Einer trage des anderen Last; so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.«

Was ist das für eine Last, die es zu tragen gilt? Im größeren Zusammenhang spricht Paulus vom Wandel des Christen. Es geht um das »Leben im Geist« (Gal 5,16.25), um zwei Wanderer auf dem Weg. Einer stützt den anderen, der eine unerträgliche Last auf seinen Schultern hat und unter dieser Last ausgeglichen ist (V. 1). So hilft der eine dem anderen wieder auf die Beine und stellt sich mit unter dessen schwere Last. Das Wort »Last« steht hier für geistliche Schwächen, die ein Straucheln oder einen Sturz zur Folge haben können. Wir können solche Lasten tragen helfen durch Ermutigung, durch Ermahnung und dadurch, dass wir den anderen in die Verantwortung nehmen. Etwas so Einfaches wie das Anbieten von Freundschaft und Begleitung kann einen schwachen Christen unglaublich aufbauen.

Ich erinnere mich an einen jungen Mann, der völlig zerknirscht über sein sittliches Versagen zu mir kam. Er hatte ein ganz und gar verwerfliches Leben geführt, bevor er zum Glauben gekommen war, und die Erinnerungen an seine sündige Vergangenheit waren für ihn eine beständige Anfechtung. Er hatte sich denn auch wiederholt auf unsittliche Beziehungen eingelassen. Er sagte mir, dass er alles Mögliche versucht habe, um die Versuchung zu überwinden, aber es war ihm nicht gelungen, die bösen Gedanken ab-

zuwehren, und manchmal folgten den Gedanken dann auch Taten. In der Absicht, ihm zu helfen, habe ich ihm gesagt: »Ich möchte, dass Sie eine Liste über diese Sünden führen. Ich bin nicht an den Einzelheiten interessiert, aber ich möchte, dass Sie die Vorfälle festhalten. Jedes Mal, wenn Sie gottlose Gedanken hegen oder eine unsittliche Handlung begehen, sollen Sie aufschreiben, dass es geschehen ist. Ich möchte auch, dass Sie notieren, was Sie zu der Zeit gemacht haben, was möglicherweise die bösen Gedanken hervorgerufen haben könnte. Und dann durchdenken Sie die Sache und schreiben Sie auf, was Sie hätten tun *sollen*, um der Versuchung zu entfliehen. Denn in 1. Korinther 10,13 wird uns gesagt, dass es stets einen Weg aus der Versuchung gibt.« Ich hoffte, dass er durch dieses Protokollieren Verhaltensmuster entdecken würde, die ihn in Versuchung geführt hatten.

Doch als wir uns zwei Wochen später wieder trafen und ich ihn nach der Liste fragte, lächelte er nur und sagte mir, es gebe keine Liste. Er sagte: »Ich musste nichts protokollieren, weil ich keine dieser Sünden mehr begangen habe. Die Vorstellung, Ihnen das alles berichten zu müssen, war mir so unangenehm, dass ich sorgsam alle Situationen vermieden habe, die für mich hätten gefährlich werden können.« Es stellte sich heraus, dass er längst gewusst hatte, wie er all diese Sünden vermeiden konnte. Alles, was er brauchte, war eine gewisse Verantwortung einem anderen gegenüber. Und diese Verbindlichkeit erleichterte ihm seine Last.

Man kann die Last eines anderen auf unterschiedlichste Weise erleichtern. Oft sage ich Menschen, die von einer bestimmten Sünde geknechtet werden, dass sie zum Telefonhörer greifen und mich anrufen sollen, wann immer sie sich verwundbar und angefochten fühlen. Mit jemandem um Sieg über eine bestimmte Sünde beten – auch das kann die Last erleichtern. Manchen ist schon geholfen, wenn sie wissen, dass ein Freund ihren Kampf kennt – allein schon dieses Wissen baut sie auf und mindert den Druck.

In jedem Fall bedeutet das Tragen der Last des anderen, dass man am Leben dieses anderen Anteil nimmt. Es fordert viel mehr,

als nur zu sagen: »Geht in Frieden, wärmt und sättigt euch« (Jak 2,16). Wir sollen füreinander Lastenträger sein.

Auf(er)bauen

Wenn wir in Galater 6 zu Vers 6 springen, dann lesen wir dort: »Wer im Evangelium unterrichtet wird, lasse seinen Lehrer an allem teilhaben, was er besitzt.« Paulus spricht hier immer von dem gestrauchelten Bruder, der zurechtgebracht werden soll. Auf den ersten Blick freilich scheint dieser Vers wenig zu tun zu haben mit dem Prozess der Wiederherstellung. Erst auf den zweiten Blick wird klar, was Paulus meint: »Wer im Evangelium unterrichtet wird« – das bezieht sich auf den Bruder, der zurechtgebracht wird, und sein »Lehrer« ist selbstverständlich jener, der ihm zurechthilft. Die beiden sollen sich gegenseitig in jeder Hinsicht aufbauen und unterstützen; das ist jetzt ihre gemeinsame Aufgabe.

Damit ist der Dreischritt der Wiederherstellung klar: Den gestrauchelten Brüdern und Schwestern *aufhelfen* – ihnen *weiterhelfen* – und schließlich sie *auf(er)bauen*.

Ich bin davon überzeugt, dass die biblischen Grundregeln von Zurechtweisung, Korrektur und Gemeindezucht, weise und verantwortungsvoll angewandt, die Gemeinden der Gegenwart neu beleben können. Viele, die sich dem Zeitgeist angepasst haben, werden dagegen einwenden, dass Gemeindezucht nicht »anwenderfreundlich« genug sei. Als ich vor einigen Jahren in meiner Gemeinde über das Thema Gemeindezucht zu lehren begann, schallte mir ein Chor warnender Stimmen entgegen, dass uns ein massenhafter Exodus von Gläubigen bevorstünde, falls wir diese Grundregeln zur Norm erheben würden. In der Folge ist dann aber genau das Gegenteil passiert. Nachdem wir uns einig geworden waren, dass es uns ernst war mit der Reinheit unserer Gemeinschaft, konnten wir nicht nur bemerkenswertes geistliches Wachstum an unseren Mitgliedern beobachten, sondern es stellte sich zudem ein zahlenmäßiges Wachstum ein, das bis heute anhält. Menschen, die ihr Leben wirklich Jesus Christus übergeben

haben, sehnen sich nach einer Gemeinschaft, in der seine Worte auch wirklich beachtet werden.

Gemeindezucht, in rechter Weise geübt, ist eine fortwährende Lehrstunde darüber, wie Gottes Liebe und Vergebung wirkt. Aus dem Hebräerbrief wissen wir, dass Gottes Züchtigung zeitweise nur negativ erscheint, doch auf lange Sicht bringt sie Gerechtigkeit hervor (Hebr 12,11). Gleiches gilt für Gemeindezucht. Sie mutet manchmal streng und strafend an, aber sie hat stets zum Ziel, dass Vergebung zum Tragen kommt und dass die Gemeinde als der sichtbare Leib Christi ermutigt und erbaut wird.

Kapitel 8

Vergeben lohnt sich

»Ich habe, wenn hier etwas zu verzeihen war, im Angesicht Christi um euretwillen verziehen, damit wir nicht vom Satan überlistet werden; wir kennen seine Absichten nur zu gut.« 2. Korinther 2,10-11

Unversöhnlichkeit ist pures Gift. Sie verbittert das Herz und den Verstand und vergiftet so die gesamte Einstellung zum Leben. Zorn, Hader und Sorge überschatten und überwältigen schließlich den unversöhnlichen Menschen. Die Seele wird gewissermaßen verschmutzt mit böartigen Gefühlen und Gedanken. Schlimmer noch: Die Bitterkeit kann auf andere überspringen und schließlich vielen schaden (Hebr 12,15).

Vergeben ist das einzige Gegengift. Vergeben ist eine gesunde, ganzheitliche, tugendhafte und befreiende Tat. Vergeben schafft Freude und bringt Frieden. Wer vergibt, schlägt ein neues Kapitel auf und bringt all die hohen Tugenden der Liebe zur Wirkung.

Auf einen Nenner gebracht: Vergeben ist christlicher Glaube in höchster Vollendung.

Im 2. Korintherbrief Kapitel 2 finden wir einige Aussagen über Vergebung, die unsere Überlegungen zur Gemeindezucht ergänzen und zudem eine gute Zusammenfassung der Vorzüge der Vergebungsbereitschaft darstellen. Der Apostel Paulus bittet die Christen in Korinth, einem Mann zu vergeben, der der Gemeindezucht unterworfen worden war und schließlich für seine Sünde Buße getan hat. Paulus fleht die Korinther geradezu an, den reuigen Bruder wieder in ihre Gemeinschaft aufzunehmen und ihn nicht weiter für sein Vergehen zu bestrafen. Und dabei macht der Apostel auf die Segnungen aufmerksam, die mit dem Vergeben einhergehen.

Wir wissen fast nichts über den Vorgang, der den Aussagen des Apostels Paulus zugrunde liegt. Wir wissen nichts über den Mann,

für den Paulus sich hier verwendet hat. Wir wissen nicht, was er getan hatte. Aus dem Zusammenhang könnte man schließen, dass der Mann unter anderem den Apostel herabgesetzt oder beleidigt hatte. Wenn das zutrifft, dann hat Paulus nicht nur die Korinther zur Vergebung aufgerufen, er hat selbst christliche Vergebungsbereitschaft demonstriert.

Einige Ausleger gehen davon aus, dass Paulus hier auf denselben Mann Bezug nimmt, für den er in 1. Korinther 5 strikte Bestrafung wegen Inzest gefordert hatte. Aber nach allem, was wir über den historischen Hintergrund und die Datierung der beiden Briefe wissen, ist das sehr unwahrscheinlich. Vieles ist zwischen der Abfassung des ersten und des zweiten Briefes geschehen. Jemand in der Gemeinde von Korinth hatte augenscheinlich einen Aufstand gegen Paulus angezettelt. Die Glaubwürdigkeit des Apostels war in Zweifel gezogen worden. Deshalb ist der 2. Korintherbrief über weite Strecken eine Verteidigungsrede des Apostels (z.B. 2Kor 3,1-3; 6,4-10; 10,7-18; 11,5-33; 12,11-13).

Es kann nicht überraschen, dass gerade diese Gemeinde Schauplatz einer solchen Agitation war. Nach einem vielversprechenden Beginn hatte es in Korinth schon bald verschiedenste Probleme gegeben. Paulus hatte die Gemeinde höchstpersönlich gegründet (Apg 18) und war anschließend eineinhalb Jahre lang in Korinth geblieben, um die Gläubigen zu unterweisen. Aber in dem Moment, als der Apostel Korinth verlassen hatte, hatten auch schon die Auseinandersetzungen in der Gemeinde begonnen.

Erstaunlich war, dass in Korinth überhaupt eine christliche Gemeinde hatte entstehen können. Die Stadt war im ganzen Römischen Reich bekannt als Sündenpfuhl und berüchtigt für das ausschweifende Leben dort. Es gab zahllose Bordelle in der Stadt; in den heidnischen Heiligtümern war Tempelprostitution gang und gäbe, und Wollust wurde als intensive spirituelle Erfahrung angesehen. Die junge korinthische Gemeinde war inmitten all dieser üblen Einflüsse unablässig mit ernsthaften Problemen konfrontiert. Fragwürdige heidnische Bräuche schwappten in die Gemeinde hinein. Schon bald musste Paulus erfahren, dass Fäl-

le von Machtmissbrauch und Skandale die Gemeinschaft zu spalten drohten. Einige der Brüder hatten im Abendmahlsgottesdienst eine Gelegenheit zur Selbstdarstellung entdeckt. Überhaupt waren die Gottesdienste in der Gemeinde zu einem Wettkampf gekommen, in denen einer den anderen mit seinen jeweiligen geistlichen Gaben zu übertrumpfen versuchte. Mittlerweile wurde schändliches Verhalten von den meisten Gemeindegliedern zumindest geduldet, sodass sogar Ungläubige außerhalb der Gemeinde davon abgestoßen waren. In seinem ersten Brief an die Gemeinde behandelte Paulus diese und andere Missstände.

Einige Zeit, nachdem Paulus den 1. Korintherbrief abgefasst hatte, war ein Aufruhr gegen ihn ausgebrochen. Einige falsche Lehrer (Männer, die sich selbst als Apostel ausgaben) hatten sich in die Gemeinde eingeschlichen und fanden dort offene Ohren für ihre Lügen und Irrlehren (2Kor 11,13-15). Natürlich mussten die falschen Apostel dazu die bisherige Leitung der Gemeinde in Korinth in Misskredit bringen – insbesondere Paulus. Sie griffen ihn auf allen Ebenen an, kritisierten seinen Charakter, sein Leben und seine Lehre. Sie versuchten alles, um ihn unglaubwürdig zu machen, seine Integrität zu beschädigen und das Vertrauen der Gemeinde in seine Autorität zu untergraben.

Viele Mitglieder der Gemeinde ließen sich von den Lügen der falschen Apostel beeindrucken – und das, obwohl Paulus der Gemeinde doch wunderbare Hingabe erwiesen hatte; obwohl es seine Stimme gewesen war, durch die sie zuerst das Evangelium gehört hatten; obwohl sie ihm letztlich ihre Errettung zu verdanken hatten. Sie begannen nun selbst die Autorität des Apostels zu demontieren. Sie ereiferten sich über seine äußerliche Erscheinung und seine Redeweise (2Kor 10,10). Sie zweifelten an seinen Motiven und an seiner Rechtschaffenheit (1,12). Sie warfen ihm Leichtsinns und Wankelmuth vor (1,17) und stellten seine Aufrichtigkeit in Frage (2,17).

Um dem Aufruhr zu begegnen, hatte Paulus den Korinthern einen Brief geschrieben, auf den er in 2. Korinther 7,8 hinweist. Dieser Verweis und die Umstände, unter denen dieser Brief entstanden sein muss, lassen erkennen, dass es nicht um den 1. Ko-

rintherbrief geht, sondern dass es sich um ein späteres Schreiben handelt, das nicht erhalten geblieben ist. (Schon vor dem Schreiben, das wir als 1. Korintherbrief kennen, hatte Paulus einen Brief an die Korinther geschickt – das geht aus 1. Korinther 5,9 hervor. Dass diese beiden weiteren Briefe nicht im Neuen Testament erhalten sind, lässt darauf schließen, dass sie zu keiner Zeit als Wort Gottes betrachtet worden sind. Wären es Briefe gewesen, die vom Geist Gottes inspiriert wurden, dann wären sie wohl aufbewahrt worden; vgl. 1Petr 1,25.)

In der Zeit zwischen der Abfassung des 1. und des 2. Korintherbriefes scheint Paulus zu einem kurzen Besuch in Korinth gewesen zu sein, denn gleich zweimal spricht er im 2. Korintherbrief von seinen Plänen, die Gemeinde »zum dritten Mal« zu besuchen. Der Besuch zwischen dem 1. und dem 2. Korintherbrief war vermutlich nur ein kurzer Zwischenstopp auf einer längeren Reise mit anderem Ziel. Offensichtlich war der Aufruhr auch nach dieser Begegnung mit der Gemeinde noch nicht beendet. Vielmehr scheint es so, als sei Paulus bei diesem Besuch öffentlich angegriffen worden. Als er Korinth wieder verlassen hatte, war er tief verletzt, bis ins Innerste erschüttert und traurig über das, was er gesehen und erlebt hatte (vgl. 2Kor 12,20-21). Beim Abschied hatte er den Korinthern eine deutliche Warnung hinterlassen (13,2).

Entweder während des Besuchs oder (was wahrscheinlicher ist) in dem verloren gegangenen Brief hatte Paulus die Korinther angewiesen, den Mann unter Gemeindezucht zu stellen, auf den er nun in 2. Korinther 2 wieder zu sprechen kommt. Der Mann war offensichtlich Mitglied der Gemeinde. Vielleicht war er einer der Anstifter der Auflehnung gewesen. Es ist möglich, dass sein Vergehen unter anderem in einem persönlichen und öffentlichen Angriff auf Paulus bestanden hatte. Etwas Derartiges legt jedenfalls der Zusammenhang der Äußerungen des Apostels nahe.

Einige Zeit nach seinem eigenen Besuch hatte Paulus Titus nach Korinth geschickt, um aus erster Hand zu erfahren, wie es in der Gemeinde stand. Als Titus zu Paulus zurückkehrte, da tat er das ausdrücklich in der Absicht, ihm zu berichten, wie die Korinther

auf seinen Brief reagiert hatten. Unter anderem wollte Paulus erfahren, wie man mit jenem Mann verfahren war.

Und das ist nun der Hintergrund für den 2. Korintherbrief. Titus war zurückgekehrt und hatte Paulus erfreuliche Neuigkeiten über die Bußfertigkeit der Korinther gebracht (7,6-16). Titus hatte Paulus auch informiert, dass die Gemeinde sich wieder mit ihm aussöhnen wollte. Die Korinther hatten ihr Verhalten bereut (7,9). Sie trauerten immer noch darüber, wie sie Paulus behandelt hatten (7,7). Und das Beste zuletzt: Sie schämten sich mittlerweile, dass sie einen Aufruhr in ihrer Mitte geduldet hatten, und waren nun wild entschlossen, diese Bosheit zu bekämpfen (7,11).

Im Mittelpunkt ihres neuen Eifers stand offenbar dieser Mann, der sich irgendwie an dem Apostel Paulus versündigt hatte. Sie hatten ihn bereits dem Gemeindezuchtverfahren unterworfen, und der Mann hatte mittlerweile Buße getan. Aber falscher Eifer schadet nur, und so scheint es auch in diesem Fall gewesen zu sein: Buße hin oder her – die Korinther wollten den Mann immer noch nicht rehabilitieren. Seine Reue reichte ihnen nicht aus. Sie wollten an ihm ein Exempel statuieren angesichts all der Verwirrung und des Ärgers, den der Mann in ihrer Gemeinschaft verursacht hatte.

Besonders eine Gruppe von Gläubigen tat sich darin hervor, Angriffe auf den Apostel Paulus entschlossen abzuwehren. Paulus hat sie in 1. Korinther 1,12 und 3,4 erwähnt, wo er über Spaltungstendenzen in der Gemeinde schrieb. Dabei nannte er auch eine Gruppe, die sich sehr stark mit ihm identifizierte – die Paulus-Fraktion (»Ich halte zu Paulus!«). Es ist sehr gut möglich, dass einige der Leute, die so große Stücke auf Paulus hielten, nun auch jene waren, die am nachdrücklichsten weitere Maßnahmen gegen den schuldigen, aber reuigen Bruder forderten.

Paulus allerdings wollte keine Rache. Er war schon längst bereit zu vergeben. Er solidarisierte sich nicht mit denen, die eine noch härtere Bestrafung des Mannes erreichen wollten. Stattdessen wies er sie an, zu vergeben und den Mann umgehend wieder in ihre Gemeinschaft aufzunehmen:

»Wenn aber einer Betrübnis verursacht hat, hat er nicht mich

betrübt, sondern mehr oder weniger – um nicht zu übertreiben – euch alle. Die Strafe, die dem Schuldigen von der Mehrheit auferlegt wurde, soll genügen. Jetzt sollt ihr lieber verzeihen und trösten, damit der Mann nicht von allzu großer Traurigkeit überwältigt wird. Darum bitte ich euch, ihm gegenüber Liebe walten zu lassen. Gerade deswegen habe ich euch ja auch geschrieben, weil ich wissen wollte, ob ihr wirklich in allen Stücken gehorsam seid. Wem ihr aber verzeiht, dem verzeihe auch ich. Denn auch ich habe, wenn hier etwas zu verzeihen war, im Angesicht Christi um euretwillen verziehen, damit wir nicht vom Satan überlistet werden; wir kennen seine Absichten nur zu gut« (1. Korinther 2,5-11).

Paulus hatte das Herz eines guten Hirten. Ihm war klar, dass er mit dem vorhergegangenen, tadelnden Brief Bestürzung ausgelöst hatte, aber es war nicht sein Ziel gewesen, die Korinther zu betrüben (V. 1-4). Die Liebe zu ihnen – das war sein wahres Motiv gewesen (V. 4), und er hatte den Brief unter Tränen geschrieben, nicht in der Absicht, sie zu bestrafen, sondern um sie zur Buße zu rufen und um die zerbrochene Beziehung wiederherzustellen. Niemals hatte er ihnen etwas mittels seiner apostolischen Autorität aufzwingen wollen, sondern er wollte ihnen zur Freude verhelfen (V. 2-4). Die Erschütterung, die er mit seinem Brief hatte verursachen wollen, sollte eine heilige Erschütterung sein, durch die sie letztlich von ihrer Sünde befreit werden und wieder zur Freude durchdringen sollten.

Damit ist gut zusammengefasst, wie Vergebung wirkt. Sie kehrt die betrüblichen Nachwirkungen einer Verfehlung um und bringt eine ganze Reihe von Dingen wieder ins Lot, die durch Sünde in Unordnung geraten sind.

Das alles macht Paulus den Korinthern am Beispiel dieses einen reuigen Mannes deutlich. Er weist sie an, dem Mann zu vergeben und ihn wieder vorbehaltlos aufzunehmen und von weiteren Strafmaßnahmen abzusehen. Sieben erfreuliche Folgen des Vergehens werden durch diese Anweisungen deutlich.

Vergeben macht demütig

Höchstwahrscheinlich hat Paulus selbst den Christen in Korinth aufgetragen, diesen Mann so lange unter Gemeindezucht zu stellen, bis er bereuen würde. In 1. Korinther 5 hatte er ja schon einmal eine solche Anweisung erteilt.

Aber inzwischen hatte der Mann ja Buße getan, und es stand an, ihm zu vergeben. Und Paulus als derjenige, gegen den sich die Verfehlung des Mannes gerichtet hatte, machte dabei den Anfang.

Damit hat er ein erfrischendes geistliches Beispiel gegeben. Nur zu oft denkt der Verletzte oder Geschädigte, er sei berechtigt, dem anderen Vergebung zu verweigern. Nicht so Paulus. Er forderte keine persönliche Entschuldigung. Er verlangte keinen Akt der Wiedergutmachung. Ein anderer als Paulus hätte vielleicht darauf bestanden, dass der Fall so lange nicht zu den Akten gelegt werde, bis er nach Korinth kommen und sich persönlich von der Reue des Mannes überzeugen könne. Aber Paulus wollte nichts dergleichen. Er hat bereitwillig vergeben.

Das war nur möglich, weil Paulus keinerlei Hochmut empfand. Hochmut, davon bin ich überzeugt, ist der Hauptgrund dafür, dass viele Menschen nicht vergeben wollen. Sie baden in Selbstmitleid (was nichts anderes ist als eine Form von Hochmut). Ihr Ego ist verletzt, doch das geben sie nicht zu. Hochmütige Reaktionen auf eine Verletzung können von Selbstmitleid bis hin zu maßlosen Racheakten reichen. Alle Verhaltensweisen, die von Hochmut motiviert sind, sind fragwürdig.

Paulus hat nichts davon erkennen lassen. Selbstherrlichkeit, Selbstbehauptung, Stolz, Rachsucht und Vergeltung – das hatte keinen Platz in seinem Herzen. Er forderte kein Mitleid. Er hat jene nicht ermutigt, die in seinem Namen den Übeltäter hart bestraft sehen wollten. Er machte sich nichts aus der Unterstützung durch Menschen, die sich über das Vergehen gegen ihn ereiferten.

Das alles sind Ausprägungen von sündhaftem Hochmut. Wenn wir verletzt worden sind, und jemand anders empört sich darüber,

dann hören wir das nur zu gern und entwickeln dabei selbstsüchtige Genugtuung. Wir glauben bereitwillig jedes Wort, wenn uns jemand sagt: »Das tut mir aber leid für Sie! Was Sie alles ertragen müssen! Wie Sie leiden! Das ist bewundernswert, wie geduldig Sie diesen Schmerz ertragen!«

Paulus wollte mit derartigen Dingen nichts zu tun haben. Er wollte nicht, dass von dem Bösen unnötig viel Aufhebens gemacht wird. »Wenn aber einer Betrübnis verursacht hat, hat er nicht mich betrübt ...« (V. 5). Anders ausgedrückt: Obwohl der Mann ihn persönlich angegriffen hatte, vielleicht sogar in der Öffentlichkeit, wollte Paulus die Sache nicht weiterverfolgen.

Das muss all denen zu denken gegeben haben, die bis dahin der Ansicht waren, dass der Betreffende um der Ehre des Apostels willen härtere Bestrafung verdient habe. Dies nahm ihnen das Schwert aus der Hand. Paulus verminderte einfach seinen eigenen Schmerz, indem er sich weigerte, die Sache persönlich zu nehmen. Er wollte sich nicht in Selbstmitleid ergehen. Er wollte nicht, dass andere sich von seinem Schmerz anstecken lassen. Er hat keine bitteren Gedanken gewälzt. Er hat auf einen privaten Rachefeldzug verzichtet. Was immer auch der Mann an persönlichem Kummer und öffentlicher Aufregung verursacht hatte, das war nicht mehr wichtig. Soweit es Paulus betraf, war die Verfehlung gegen ihn keiner Rede mehr wert.

So, indem er persönlich dem Mann vergeben hat, hat Paulus alle weiteren Vorbehalte gegen den Mann entkräftet. Die Gemeinde hätte die Sache nicht weiterverfolgen und sich dabei auf anhaltenden Schmerz des Paulus berufen können. Die Christen in Korinth mussten nicht länger Strenge beweisen um des Apostels willen. Sie mussten nicht seinetwegen zusätzliche Strafmaßnahmen erwägen. Paulus hatte zu erkennen gegeben, dass zwischen dem Mann und ihm alles ausgeräumt war. Und dabei kannte sich Paulus aus mit Entbehrung und Überfluss (Phil 4,12), mit »Ohnmacht, Misshandlungen und Nöten, Verfolgungen und Ängsten« (2Kor 12,10).

Paulus nahm die Verfehlung des Mannes nicht persönlich, ge-

nauso wenig wie Jesus die Sünde derer persönlich genommen hat, die ihn ans Kreuz genagelt haben. Und auch Stephanus hat sich im Steinhagel so verhalten (Apg 7,60).

Das ist Tugend in ihrer edelsten Form. Paulus hat sich schlichtweg über die Verletzung und über den, der ihn verletzt hat, gestellt und war damit nicht länger Opfer.

Die moderne Psychologie weist Menschen oft in die entgegengesetzte Richtung, empfiehlt ihnen, sich als Opfer zu betrachten und die Schuld nicht länger bei sich zu suchen. Ich habe vor einiger Zeit das Buch eines Psychologen in die Hand bekommen, und ein Kapitel darin war überschrieben mit den Worten »Du musst nicht vergeben«. Das ist ein schlechter Rat. Selbstmitleid ist Ausdruck sündigen Hochmuts. Das verletzte Ich, das sich nicht über eine Verletzung hinwegsetzen kann, ist das schiere Gegenteil des christusähnlichen Menschen.

Paulus war ein geistlicher Mann. Als seine Ehre in den Schmutz gezogen wurde, da war er zu demütig, als dass er Vergeltung gesucht hätte. Persönliche Angriffe, persönliche Anfeindungen nahm er sich gar nicht erst zu Herzen.

In Vers 5 setzt er den erlittenen Angriff ins rechte Verhältnis: »Wenn aber einer Betrübnis verursacht hat, hat er nicht mich betrübt, sondern mehr oder weniger – um nicht zu übertreiben – euch alle.« Damit wollte Paulus die Verletzung durch den anderen minimieren – und nicht allein die Verletzung, die er selbst erlitten hatte. Paulus verlangte obendrein von den Korinthern, auch sie sollten nicht so viel Aufhebens machen von ihren eigenen Verletzungen, damit der Mann wiederaufgenommen werden konnte. Mit der Formulierung »mehr oder weniger euch alle« deutet Paulus an, dass sich die Betrübnis der Korinther in Grenzen gehalten hat. Es war Zeit, die Sache zu begraben und nicht die Aufregung in der Gemeinde ins Endlose zu verlängern.

Folglich hat Paulus mit all dem abgeschlossen, was ihn an der Verfehlung des Mannes persönlich verletzt hatte, und hat den Korinthern geraten, ihrerseits nicht den Schmerz und den Ärger überzubetonen, den der Fall ihnen bereitet hatte. Nachdem der Mann

Buße getan hatte, sollten sie nicht mehr aus seiner Verfehlung machen als unbedingt nötig. Die Korinther sollten keinesfalls Paulus zuliebe die Strafe verlängern, und was den Kummer anging, den der Mann der Gemeinschaft verursacht hatte, da sollten sie ebenfalls barmherzig sein und vergeben. Vergeben und vergessen.

Sündhafter Hochmut treibt uns in die genau entgegengesetzte Richtung. Hochmut fordert stets Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wir wollen die Bestrafung des anderen gerne ausdehnen, so lange es geht; der andere soll jedes Quäntchen Schmerz, das wir erlitten haben, ebenfalls zu spüren bekommen.

Vergebungsbereitschaft ist da ganz anders. Wer vergibt, sieht so schnell wie möglich von der Verfehlung des anderen ab, auch um den Preis, dass der eigene Stolz darunter leidet. Das ist die Haltung, die Paulus hier demonstriert. Paulus war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, einfach deshalb, weil er Angriffe nicht persönlich nehmen wollte. Das ist eine wunderbare, von Gott verliehene Eigenschaft. Man könnte auch sagen: Es ist Liebe in Aktion, denn »Liebe trägt das Böse nicht nach« (1Kor 13,5).

Paulus hatte dem Mann bereits vergeben, und deshalb empfand er für ihn nichts als Liebe. Der Mann musste so lange unter der Zucht der Gemeinde bleiben, bis er zur Einsicht kam und sein Verhalten bereute, aber da hegte Paulus schon längst keine Bitterkeit mehr gegen ihn. Und nachdem das Gemeindezuchtverfahren zum Erfolg geführt hatte, war es Paulus wichtig, dass der Mann schnellstmöglich wieder in die Gemeinde aufgenommen wurde.

Wahre Vergebungsbereitschaft lässt sich nicht vom verletzten Ich beeindrucken. Eines der schönsten biblischen Beispiele dafür ist Josef. Josefs eigene Brüder hatten ihn als Sklaven nach Ägypten verkauft. In Ägypten war Josef von der Frau des Potiphar zu Unrecht beschuldigt worden und daraufhin für Jahre im Gefängnis gelandet. Viele Menschen hätten unter solchen Umständen Rachepläne geschmiedet und sich bemitleidet. Nicht so Josef. Als er schließlich wieder vor seinen Brüdern stand, war er in einer Position, die es ihm erlaubte, sie vor dem Hungertod zu bewahren.

Und so sagte er seinen Brüdern: »Lasst es euch nicht mehr leid sein, und grämt euch nicht, weil ihr mich hierher verkauft habt. Denn um Leben zu erhalten, hat mich Gott vor euch hergeschickt« (1Mo 45,5).

Josef sah vor allem, dass Gott ihn an den Platz geführt hatte, an dem er nun stand, sodass er nun seiner Familie Nahrung verschaffen konnte in einer Zeit, in der eine Hungerkatastrophe das Land heimsuchte: »Zwei Jahre sind es jetzt schon, dass der Hunger im Land wütet. Und noch fünf Jahre stehen bevor, in denen man weder pflügen noch ernten wird. Gott aber hat mich vor euch hergeschickt, um von euch im Land einen Rest zu erhalten und viele von euch eine große Rettungstat erleben zu lassen« (V. 6-7). Wo ist in diesen Worten das Ego? Wo ist das Mitleid heischende »Ich Ärmster«? Wo wird hier Streben nach Rache erkennbar?

Vergebungsbereitschaft hat all diese bösen Regungen ausgelöscht. Vergeben kann uns von den Ketten des Hochmuts und des Selbstmitleids befreien.

Vergeben macht barmherzig

Paulus hat die Christen in Korinth angehalten, dem bußfertigen Sünder gegenüber barmherzig zu sein: »Die Strafe, die dem Schuldigen von der Mehrheit auferlegt wurde, soll genügen« (2Kor 2,6). Inzwischen hatte der Mann genug schmerzliche Korrektur erfahren. Er hatte seine Sünde bekannt und Buße getan. Nun war die Zeit gekommen, Barmherzigkeit zu zeigen.

Das Wort, das in Vers 6 mit »Strafe« übersetzt wird, ist »*epitimia*«. Der griechische Begriff wurde gewöhnlich für eine Zivilstrafe oder für einen förmlichen Verweis verwendet, steht also nicht für persönliche Rache und auch nicht für eine willkürliche Strafe. Es ging vielmehr um eine offizielle Sanktion, eine gemeinschaftliche Maßregelung, die von einer »Mehrheit« verhängt wurde. Damit ist klar, dass hier von einem offiziellen, formellen Akt der Bestrafung die Rede ist. Das Vergehen des Mannes war vor die Gemeinde ge-

bracht worden, und »die Mehrheit« hatte seine Strafe festgesetzt. Falls dabei der Weg nach Matthäus 18 eingeschlagen worden war, war das Verfahren möglicherweise bis zum formellen Ausschluss gegangen.

Wir haben in Kapitel 7 gesehen, dass Gemeindezucht nichts mit Vergeltung zu tun hat. Sie ist eine in der Bibel vorgeschlagene Antwort einer Gemeinde auf die offene Herausforderung durch Sünde. Aber das Vorgehen der Gemeinde gegen sündige Mitglieder darf niemals maßlos sein. Das einzig angemessene Ziel ist die Wiedergewinnung des Betroffenen.

Solange der Mann in der Gemeinde von Korinth keine Zeichen von Reue zeigte, war es das gute Recht der Gemeindeglieder, sich von ihm fernzuhalten. Paulus hat dazu in 2. Thessalonicher 3,6 geschrieben: »Im Namen Jesu Christi, des Herrn, gebieten wir euch, Brüder: Haltet euch von jedem Bruder fern, der ein unordentliches Leben führt und sich nicht an die Überlieferung hält, die ihr von uns empfangen habt.« Und wenig später im selben Brief: »Wenn jemand auf unsere Mahnung in diesem Brief nicht hört, dann merkt ihn euch, und meidet den Umgang mit ihm, damit er sich schämt; doch seht ihn nicht als Feind an, sondern weist ihn als euren Bruder zurecht!« (2Thes 3,14-15). Den Christen in Rom hat Paulus geschrieben: »Ich ermahne euch, meine Brüder, auf die achtzugeben, die im Widerspruch zu der Lehre, die ihr gelernt habt, Spaltung und Verwirrung verursachen: Haltet euch von ihnen fern!« (Röm 16,17). Das entspricht genau der Lehre Jesu: »Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde. Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner« (Mt 18,17). Und Paulus hatte ja bereits im 1. Korintherbrief die Gemeinde angewiesen: »Habt nichts zu schaffen mit einem, der sich Bruder nennt und dennoch Unzucht treibt, habgierig ist, Götzen verehrt, lästert, trinkt oder raubt; mit einem solchen Menschen sollt ihr nicht einmal zusammen essen« (1Kor 5,11).

Die Korinther hatten lediglich das getan, was die jüdischen Gelehrten unter »Binden« verstanden (vgl. Mt 16,19; 18,18). Die Sün-

de des Mannes war ihm so lange zugerechnet worden, wie er nicht bereute, und das war die korrekte Vorgehensweise. Wie Paulus den Korinthern in 1. Korinther 5,5 im Fall des Inzest verübenden Bruders aufgetragen hatte, sollten sie »diesen Menschen dem Satan übergeben zum Verderben seines Fleisches«. »Schafft den Übeltäter weg aus eurer Mitte!«, hatte Paulus damals angeordnet (V. 13). Die Maßnahme sollte öffentlich verhängt werden, »wenn ihr ... versammelt seid« (V. 4).

Der Mann hatte darauf schließlich in der erhofften Weise reagiert, er hatte bereut, und damit war es nun an der Zeit, ihm Barmherzigkeit zu erweisen. Das Binden hatte seinen Zweck erfüllt, nun war das Lösen nicht weniger wichtig. Das Binden war öffentlich im Rahmen der gesamten Gemeinde erfolgt, nun sollte auch das Lösen öffentlich geschehen.

Christen sollten eher bereit sein zu lösen als zu binden, denn Vergeben, nicht Verdammen, entspricht dem Wesen unseres Herrn (Lk 9, Zusatz zu V. 55; vgl. Joh 3,17). Außerdem leben wir ja selbst vom Erbarmen Gottes und sollten deshalb dieses Erbarmen auch bereitwillig anderen erweisen. Im Fall eines reuigen Sünders heißt das: Wir sollen ihn liebevoll wiederaufnehmen und uns dabei bewusst machen, dass wir nur zu leicht in eine ähnliche Lage wie er geraten können (Gal 6,1). Wir dürfen nicht übermäßig streng sein. Es steht uns auch nicht an, abschätzig die Stirn zu runzeln über den bußfertigen Bruder. Wir dürfen ihm keine zusätzliche Sühne und keine lebenslange Buße abverlangen, sondern müssen seine Buße respektieren und damit die Angelegenheit abschließen. Das gilt im Wesentlichen auch für Epheser 4,32 und Kolosser 3,13, wo wir aufgefordert werden, so zu vergeben, wie Christus uns vergeben hat: großzügig, bereitwillig und vollständig. Denn wie begegnet Gott einem Sünder, der Buße tut? Er vergibt augenblicklich und völlig. Er hält schon Liebe und Vergebung in seinem Herzen bereit, während er noch auf den Sünder wartet, dass dieser zur Besinnung kommt und um Vergebung bittet. Und dann gewährt er seine Barmherzigkeit mit der größten Freude und Großzügigkeit.

Vergeben macht froh

Paulus wollte den Christen in Korinth ein Beispiel zeigen, wie sie dem Mann Vergebung gewähren sollten, und unter anderem war es sein Anliegen, dass der Mann seine Freude wiederfinden sollte: »Jetzt sollt ihr lieber verzeihen und trösten, damit der Mann nicht von allzu großer Traurigkeit überwältigt wird« (2Kor 2,7).

Sünde raubt alle Freude. David hat das erfahren, und deshalb sagt er in seinem großen Sündenbekenntnis in Psalm 51: »Mach mich wieder froh mit deinem Heil!« (V. 14). Sünde macht die Freude des Sünders zunichte – Vergebung stellt die Freude wieder her. Zwei Verse weiter bittet David: »Befreie mich von Blutschuld, Herr, du Gott meines Heils, dann wird meine Zunge jubeln über deine Gerechtigkeit« (V. 16).

Entsprechend hat Paulus die Korinther angewiesen, ihrem Bruder zu vergeben und seine Traurigkeit zu beenden. Die Maßnahmen der Gemeinde waren schmerzlich gewesen, aber nun sollte er sich wieder freuen können. Diese Freude sollten die Gläubigen in Korinth ihm umso bereitwilliger gönnen, als sie ihn vorher durch die Gemeindezucht betrübt hatten.

Das entspricht dem Herzen Gottes, das stets dem reuigen Sünder zugeneigt ist. Gott hat kein Gefallen daran, die Bösen zu bestrafen, sondern er freut sich, wenn die Bösen umkehren und Buße tun (Hes 18,23.32; 33,11). »Nicht freudigen Herzens plagt und betrübt er die Menschen« (Klagelieder 3,33). Gott ist wie der Vater, der »von Weitem« (Lk 15,20) nach seinem verlorenen Sohn Ausschau hält und ihm entgegenläuft und ihn in die Arme schließt.

Das entspricht ebenso dem Wesen Jesu Christi. Der Prophet Jesaja hat im Hinblick auf den Messias, den Christus, vorhergesagt: »Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslösch« (Jes 42,3; vgl. Mt 12,20). Aus dem Rohr einer bambusartigen Pflanze fertigten die Schafhirten im Vorderen Orient ihre Flöten. Mit der Zeit wurde eine solche Flöte unansehnlich oder sie konnte leicht einen Knick davon-

tragen. Dann verlor sie ihren feinen Ton, und man konnte kaum mehr darauf spielen. Normalerweise warf der Hirte das geknickte Rohr einfach weg und fertigte eine neue Flöte an.

Jesaja sagte voraus, dass der Messias ein so freundlicher und behutsamer Hirte sein werde, dass er die kleine Flöte nicht einfach wegwerfen würde, nur weil sie nicht mehr sauber zu spielen wäre. Vielmehr werde er sie reparieren, um den Klang und die Töne wieder aus ihr hervorzuholen.

Der »glimmende Docht« – das war der alte, heruntergebrannte und verkohlte Docht einer Öllampe, der mehr Ruß als Licht erzeugte. Einen solchen Docht ersetzte man gewöhnlich kurzerhand durch einen neuen. Aber der Messias, der Christus – er kann selbst den glimmenden Docht noch gebrauchen und wirft ihn nicht weg. Vielmehr reinigt und verstärkt er ihn, damit er wieder strahlendes Licht verbreitet.

Gott hat Gefallen daran, das Herz eines betäubten Menschen zu erneuern und zu neuem Ansehen zu bringen. An anderer Stelle heißt es im Propheten Jesaja:

»So spricht der Hohe und Erhabene, der ewig Thronende, dessen Name ›Der Heilige‹ ist: Als Heiliger wohne ich in der Höhe, aber ich bin auch bei den Zerschlagenen und Bedrückten, um den Geist der Bedrückten wieder aufleben zu lassen und das Herz der Zerschlagenen neu zu beleben. Denn ich klage nicht für immer an, noch will ich für immer zürnen. Sonst müsste ihr Geist vor mir vergehen und ihr Atem, den ich erschuf. Kurze Zeit zürnte ich wegen der Sünde (des Volkes), ich schlug es und verbarg mich voll Zorn. Treulos ging es seine eigenen Wege. Ich sah, welchen Weg es ging. Aber ich will es heilen und führen und wiederum trösten, seinen Trauernden schaffe ich Lob auf den Lippen. Friede, Friede den Fernen und den Nahen, spricht der Herr, ich werde sie heilen« (Jesaja 57,15-19).

Gott will, dass seine Leute vollkommene Freude erfahren. Entsprechend hat der Apostel Johannes geschrieben: »Dies schreiben wir euch, damit eure Freude vollkommen ist« (1Jo 1,4). Freude ist eine Frucht des Geistes (Gal 5,22). Und wenn ein Christ unter der

Züchtigung Gottes Buße tut, dann verherrlicht Gott sich dadurch, dass er diesem Menschen wieder Freude schenkt.

Deshalb konnte Paulus den Korinthern schreiben: »Jetzt sollt ihr lieber verzeihen und trösten« (2Kor 2,7). Sie durften dem Bruder ihre Vergebung nicht länger vorenthalten, sondern sollten sich aktiv und ernsthaft darum bemühen, dass er aus der Betrübnis wieder zur Freude gelangen konnte. In Hebräer 12,12-13 wird dieser Prozess beschrieben: »Darum macht die erschlafften Hände wieder stark und die wankenden Knie wieder fest, und ebnet die Wege für eure Füße, damit die lahmen Glieder nicht ausgerenkt, sondern geheilt werden.«

Die Gemeinde hat kein Recht, die Barmherzigkeit zu begrenzen. Gottes Gnade für reuige Sünder ist grenzenlos. Auch Vergebung kann grundsätzlich nicht begrenzt sein. Die Gemeinde Jesu darf Sünde in ihrer Mitte nicht ungestraft lassen, aber wir dürfen einen bußfertigen Menschen auch nicht abweisen, so schwer seine Sünde auch gewesen sein mag.

Manche werden an dieser Stelle einwenden: »Wir wollen nur sichergehen, dass er es niemals wieder tun wird.« Aber es gibt keinen Anspruch auf diese Art von Gewissheit. Wenn der andere siebzimal siebenmal sündigt, müssten wir ihm ebenso oft vergeben.

Wer sich weigert zu vergeben, begeht eine Sünde. Und zwar eine Sünde, die in doppelter Hinsicht Freude zerstört, denn sie enthält nicht nur dem reuigen Sünder die Freude vor, sondern sie trübt auch die eigene Freude dessen, der dem anderen seine Vergebung versagt. Wir haben wiederholt gesehen, dass Unversöhnlichkeit ihrerseits Gottes Züchtigung herausfordert. Sie macht die Anbetung Gottes unglaubwürdig und entzweit die Gemeinschaft. Unversöhnlichkeit ist deshalb eine extrem zerstörerische Art von Sünde.

Vergebungsbereitschaft kehrt all diese Auswirkungen um. Sie sorgt für Freude auf beiden Seiten. Vergeben heilt den Riss, den die Sünde verursacht hat. Vergeben verwandelt den Kummer des reuigen Sünders und den des Vergebenden in Freude.

Und das alles soll in dem Augenblick geschehen, in dem der Sünder Buße tut. Sobald er Reue zeigt, soll er wiederaufgenommen und getröstet werden, »damit der Mann nicht von allzu großer Traurigkeit überwältigt wird« (V. 7).

Es fällt auf, dass Paulus den Namen des Mannes nirgendwo nennt. Es gab auch keinen Grund, seinen Namen zu nennen, denn er hatte ja Buße getan. Es war nicht mehr notwendig, die Gemeinde über seine Sünde zu informieren, sondern es ging nun einzig und allein darum, ihn wiederaufzunehmen. Von dem Augenblick an, als der Mann seine Sünde eingestand und seine Bereitschaft zur Buße erkennen ließ, gönnte Gott ihm auch wieder Freude.

Gott hat keinen Gefallen an endloser Verzweiflung. Er will uns fröhlich sehen und nicht in Trauer. Er verlangt von keinem Sünder, dass dieser bis an sein Lebensende in Schmerz und Betrübnis verharret. Eine andauernde Fixierung auf die eigene Schuld ist kein Zeichen göttlicher Tugend. Es ist vielmehr eine Art von Selbstgerechtigkeit. Wenn einer tagein, tagaus über seine Sündhaftigkeit klagt und sich weigert, Gottes Freude anzunehmen, dann offenbart sich darin eine künstliche Frömmigkeit, und daran ist nichts Gottgefälliges. Denn Vergebung bewirkt stets Freude.

Vergeben lässt die Liebe wiederaufblühen

Paulus setzt seine Anweisungen zur Wiedereingliederung des sündigen Bruders fort mit den Worten: »Darum bitte ich euch, ihm gegenüber Liebe walten zu lassen« (V. 8). Zum Vergeben gehört notwendigerweise, dass man dem anderen Liebe zeigt. Der Umkehrschluss ist erlaubt: Wer nicht vergeben will, ist zugleich lieblos. Liebe ist das neue Gebot, das Jesus seiner Gemeinde gegeben hat (Joh 13,34). Das Liebesgebot wird im Jakobusbrief auch als »das königliche Gesetz« bezeichnet (2,8). Und deshalb ist Unversöhnlichkeit in der Tat eine gravierende Sünde.

Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang das griechische Wort, das in 2. Korinther 2,8 mit »erweisen« oder »walten lassen« über-

setzt wird. Es ist ein Terminus technicus und beschreibt den Vorgang, durch den ein Dokument oder ein Vertrag für rechtswirksam erklärt wird. Dasselbe Wort wird in Galater 3,15 für die Bestätigung eines Testaments gebraucht. Hier in 2. Korinther 2 bezieht es sich zweifellos auf eine formelle, öffentliche Erklärung. Wie wir bereits aus Vers 6 geschlossen haben, ist der Mann förmlich und öffentlich gemaßregelt worden. Und nun schlägt Paulus vor, dass man dem Mann in einem ebenso öffentlichen und formellen Akt die Liebe der Gemeinde wieder zusichern soll. Die Bestrafung ist öffentlich verkündet worden, nun soll auch die Rehabilitation öffentlich sein.

An anderer Stelle hat Paulus an Timotheus geschrieben, dass ein Ältester, der in Sünde gefallen ist, vor der gesamten Gemeinde getadelt werden soll, damit auch die anderen es sich zu Herzen nehmen (1Tim 5,20). Wenn schon die Auseinandersetzung mit der Sünde öffentlich geführt werden soll, damit jeder den Ernst der Lage begreift, dann gilt das erst recht für die Wiederaufnahme: Jeder soll verstehen, wie wichtig Vergebung ist. Gnade steht stets über dem Gesetz. Lösen ist allemal besser als Binden. Wir wissen, dass der ganze Himmel in Jubel ausbricht, wenn ein Sünder Buße tut (Lk 15,7). Und die Heiligen auf der Erde sollten in diesen Jubel einstimmen. Deshalb soll hier auch die Wiederaufnahme öffentlich geschehen.

Aber diese öffentliche Bekräftigung der Liebe sollte nur ein Vorspiel sein. Der wiedergewonnene Bruder sollte mit der ganzen Bandbreite von Liebeserweisen der Gemeinde überschüttet werden. Das hier gebrauchte griechische Wort für Liebe ist »*agape*« und meint eine entschlossene, bewusste, zum Dienen bereite, demütige Liebe. Paulus erwartete also mehr als nur eine förmliche Ankündigung. Die Gläubigen in Korinth sollten diesem Bruder ihre Liebe durch entsprechende Handlungen beweisen.

Das sollte überhaupt kennzeichnendes Merkmal einer Gemeinde sein: »Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt«, hat Jesus gesagt (Joh 13,35). Und was sind die Merkmale, an denen die Welt

diese Liebe der Christen zueinander erkennen soll? Was an unserer Liebe füreinander ist so außergewöhnlich, dass es bei den Menschen, die uns beobachten, Aufsehen erregt? Ist es der Zusammenhalt? Den gibt es auch in weltlichen Vereinen. Es sind auch nicht die Benefizveranstaltungen oder irgendwelche Gruppenaktivitäten, die am besten unsere Liebe zueinander erkennen lassen, sondern es ist unsere Vergebungsbereitschaft. Liebe wird am deutlichsten sichtbar in der Vergebung, die wir einander gewähren. Und der entscheidende Liebestest ist die Frage, wie bereitwillig wir vergeben, wenn wir verletzt worden sind.

Fast nichts kann eine Gemeinde auseinanderbringen, in der wechselseitige Vergebung praktiziert wird, denn in einer solchen Gemeinde bleiben Auseinandersetzungen nicht lange unbereinigt. Man kehrt dort Verfehlungen nicht unter den Teppich, sondern spricht sie an. Sie werden vergeben. Übertretungen werden bedeckt. Deshalb ist es so wichtig, dass in Gemeinden Gemeindegerechtigkeit geübt wird. Auf diese Weise kann Vergebung und Versöhnung stattfinden, und so bleiben Einheit und Liebe in der Gemeinde gewahrt. Wenn es zur Buße kommt, dann sollte die Bekräftigung der Liebe zu dem Betroffenen mindestens so feierlich ausfallen, wie die Zurechtweisung und Bestrafung formell ausgefallen ist. So wie der Vater den verlorenen Sohn mit den festlichsten Kleidern ausgestattet hat, das Mastkalb schlachten und Freunde zum Festmahl einladen ließ (Lk 15), so verschwenderisch sollte auch unsere Vergebung ausfallen. Wahre Vergebung hat Freude daran, den bußfertigen Sünder mit Liebesbeweisen zu überhäufen.

Wer vergibt, lernt Glaubensgehorsam

Wir haben bisher gesehen, dass Vergeben unauflöslich verbunden ist mit Demut, Barmherzigkeit, Freude und Liebe. Das alles sind Früchte des Geistes (Gal 5,22-23) und hohe Tugenden. Vergebungsbereitschaft bringt diese Tugenden mit sich und nährt sie. Aber auch wenn Vergeben mit diesen wichtigen christlichen

Eigenschaften überhaupt nichts zu tun hätte, wäre es dennoch richtig und wichtig zu vergeben. Warum? Weil Gott uns befohlen hat, dass wir vergeben sollen.

Vergeben ist schlicht und einfach eine Frage des Gehorsams. Deshalb sagt Paulus in 2. Korinther 2,9: »Gerade deswegen habe ich euch ja auch geschrieben, weil ich wissen wollte, ob ihr wirklich in allen Stücken gehorsam seid.« Gehorsam haben die Christen in Korinth gezeigt, als sie Maßnahmen gegen die Sünde in ihrer Mitte ergriffen haben. Nun war es notwendig, dass sie sich auch weiterhin gehorsam erwiesen, indem sie ihren betäubten Bruder wiederaufnahmen.

Glaubensgehorsam fällt uns in mancherlei Hinsicht leicht. So werden wir in der Bibel zum Beispiel aufgefordert, zur Ehre Gottes zu singen (Kol 3,16). Das ist nicht besonders schwierig. Jesus befiehlt uns zu beten (Lk 18,1). Auch das fällt uns gewöhnlich leicht, obwohl es manchmal eine Herausforderung ist, in dieser Übung nicht nachzulassen. Aber von all den Geboten, die uns Jesus Christus gegeben hat, scheint eines recht schwer zu erfüllen zu sein, und das ist das Gebot über den Umgang mit Sünde in der Gemeinde. Alles, was damit zu tun hat, ist schwierig. Einen Sünder unter vier Augen zur Rede zu stellen – das ist hart. Die Sünde eines Bruders, der keine Reue erkennen lässt, vor die Gemeinde zu bringen – das ist noch viel schwerer. Einem unbußfertigen Menschen in Liebe nachzugehen, der der Gemeinde den Rücken gekehrt hat – das ist etwas vom Schwierigsten überhaupt. Je weiter das Verfahren voranschreitet, desto schwieriger wird es, den Anweisungen Jesu zu gehorchen.

Aber auch der Prozess der Wiederherstellung kann sehr kompliziert sein. Neu anfangen, nachdem der Sünder Buße getan hat, ihn wieder in die Gemeinschaft aufnehmen, ihn stützen und stärken, ihm Liebe zeigen – das alles ist nicht einfach. Derart weitreichende Vergebung ist nicht selbstverständlich. Aber sie ist nichtsdestoweniger das, was der Glaubensgehorsam in dieser Situation fordert. Die Gemeinden unserer Tage haben in nahezu allen Bereichen, die mit dem Umgang mit Sünde zu tun

haben, versagt. Viele Gemeinden praktizieren Gemeindezucht grundsätzlich nicht. Sie dulden Sünde und scheuen die Auseinandersetzung. Sie gehen den Sündern nicht nach. Und damit verschenken sie letztlich auch viele Gelegenheiten, wo sie in Sachen Vergebung Gehorsam beweisen könnten. Ihr Ungehorsam im Hinblick auf die Zurechtweisung und Korrektur von Sündern nimmt ihnen jede Gelegenheit, denen zu vergeben, die Buße tun.

Der Umkehrschluss erweist sich ebenfalls als wahr. Wer sich auf die harte Arbeit der Auseinandersetzung mit Sünde und der Gemeindezucht einlässt, hat unübersehbar mehr Gelegenheit und zugleich eine größere Bereitschaft, zu vergeben und reuigen Brüdern und Schwestern Liebe zu zeigen. Zurechtweisung, Korrektur und Vergebung gehen oft Hand in Hand und sind gleichermaßen notwendig, um die Reinheit und Gesundheit der Gemeinde zu gewährleisten.

Das Ausrotten von Sünde durch Gemeindezuchtverfahren allein garantiert noch keine vorbildliche Gemeinde. Die Sünden Einzelner werden so vielleicht eliminiert, aber die Einstellung und das Engagement der übrigen Herde muss ebenfalls stimmen (vgl. Gal 6,1). Darauf spielt Paulus in 2. Korinther 7,12 an. Er sagt dort: »Wenn ich euch geschrieben habe, so tat ich es nicht, um den zu treffen, der Unrecht getan hatte, auch nicht, um dem Recht zu verschaffen, der Unrecht erlitten hatte.« Anders ausgedrückt: Während der ganzen Auseinandersetzung mit den Korinthern war es Paulus nicht in erster Linie um den einen Mann gegangen, der sich schuldig gemacht hatte. Und er hatte die Bestrafung des Mannes auch nicht gefordert, um sich selbst Genugtuung zu verschaffen. Vielmehr ging es um die Reaktion der Gemeinde auf seinen vorherigen Brief. Es war ihm wichtig, dass die Christen in Korinth unbedingten Glaubensgehorsam zeigen sollten.

Trotz aller immer noch vorhandenen Defizite ließ die Gemeinde in Korinth allmählich den Gehorsam erkennen, auf den Paulus so sehr aus war. Titus hatte ermutigende und tröstende Nachrichten aus Korinth mitgebracht: Die Christen dort hatten fast alles getan,

was Paulus sich erhofft hatte (7,13). Seine höchsten Erwartungen waren erfüllt worden, und auch Titus war vom Verhalten der Korinther sehr angetan (7,14-15). Dieselbe Gemeinde, die früher so sträflich die Disziplin vernachlässigt hatte (1Kor 5), hatte in der Frage der Zurechtweisung dieses einen Bruders Gehorsam bewiesen. Aber nun musste sie auch noch im Hinblick auf die Wiedereingliederung des Mannes in die Gemeinschaft gehorchen und ihm ihre Vergebung und Liebe zeigen – ein weiterer Test, wie es mit ihrem Glaubensgehorsam stand.

Vergeben erneuert die Gemeinschaft

Weiter schreibt Paulus: »Wem ihr aber verzeiht, dem verzeihe auch ich. Denn auch ich habe, wenn hier etwas zu verzeihen war, im Angesicht Christi um euretwillen verziehen« (2Kor 2,10).

Auch daran wird die Demut des Apostels deutlich. Paulus wollte nicht, dass andere um seinetwillen dem reuigen Sünder die Gemeinschaft verweigerten. Deshalb bekräftigt er hier in aller Deutlichkeit noch einmal, dass er selbst dem Betreffenden vergeben hat.

Und wieder macht er nicht viel Aufhebens von der ursprünglichen Verletzung: »Ich habe, wenn hier etwas zu verzeihen war, im Angesicht Christi um euretwillen verziehen« – als ob es nicht der Rede wert wäre, was der andere getan hatte. Stattdessen erklärt Paulus in aller Form, dass er um der Korinther willen vergeben hat. Niemand konnte nun noch sagen: »Aufgrund unserer Loyalität Paulus gegenüber können wir diesen Mann nicht wieder aufnehmen. Immerhin ist Paulus verletzt worden.«

Dagegen sagt Paulus ihnen sinngemäß: »Nein, der Fall ist abgeschlossen. Wenn ihr vergeben habt, dann vergebe ich auch. Ich will, dass die Gemeinschaft wieder heil wird, um euretwillen.« Es war ihm wichtig, dass die Einheit in der Gemeinde wiederhergestellt wurde, und vollständige Vergebung war die einzige Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen. Paulus wollte sichergehen, dass

die Gemeinschaft in der Gemeinde erneuert und belebt wurde. Der reuige Bruder sollte ohne jeden Vorbehalt wieder in die Gemeinde eingegliedert werden. Was auch immer durch die Sünde des Mannes zerbrochen war, es musste repariert werden. Jeder Missklang musste verstummen. Bitterkeit und Rachedanken sollten für immer weichen. Die Erneuerung und Belebung der Gemeinschaft hatte Vorrang vor allem anderen. Möglich wurde das alles durch Vergebungsbereitschaft.

Wer vergibt, macht dem Teufel das Leben schwer

Ein letzter Grund, warum die Christen in Korinth vergeben sollten: »damit wir nicht vom Satan überlistet werden; wir kennen seine Absichten nur zu gut« (2Kor 2,11).

Sämtliche Pläne des Teufels werden durch Vergebung zerstört. Wenn es wahr ist, dass Vergeben demütig, barmherzig und froh macht; wenn es stimmt, dass Vergeben, Liebe und Glaubensgehorsam in Wechselwirkung stehen und wenn Vergeben zudem noch die Gemeinschaft stärkt, dann fällt es nicht schwer sich vorzustellen, wie sehr der Teufel Vergebung hasst! Vergebungsbereitschaft ist deshalb entscheidend, um die Absichten des Teufels zu vereiteln.

Wer nicht vergeben will, geht dem Teufel auf den Leim. Unversöhnlichkeit wirkt genau entgegengesetzt wie Vergebungsbereitschaft: Sie verträgt sich nicht mit Demut, Barmherzigkeit, Freude, Liebe, Gehorsam und Gemeinschaft – und sie zerstört sowohl den einzelnen Menschen als auch die Einheit der Gemeinde.

In 1. Petrus 5,8 heißt es: »Euer Widersacher, der Teufel, geht wie ein brüllender Löwe umher und sucht, wen er verschlingen kann.« Ein unversöhnlicher, nicht verggebungsbereiter Geist verschafft dem Teufel Gelegenheit für sein zerstörerisches Tun.

Aber Paulus sagt: »Wir kennen seine Absichten nur zu gut.« Es ist glatter Wahnsinn, wenn man dem Teufel durch Unversöhnlichkeit in die Hände spielt. Wo keine Bereitschaft zur Ver-

gebung ist, da hat der Teufel leichtes Spiel. Und so findet er seinen Weg auch in die Gemeinde.

Aber da, wo Menschen gern und großzügig vergeben, werden die Absichten des Teufels vereitelt.

Vergebungsbereitschaft ist der Boden, auf dem zahlreiche Früchte des Geistes und Segnungen Gottes gedeihen. Vergebungsbereitschaft ist ein Zeichen für geistliche Gesundheit, und wo sie gelebt und gepflegt wird, da zeitigt sie auch geistliches Wachstum.

Auf der anderen Seite haben wir wieder und wieder gesehen, dass die Weigerung zu vergeben geistlich lähmt. Unversöhnlichkeit zieht Gottes Züchtigung nach sich und verschafft vielen Übeln Raum.

Warum also sollte sich irgendein Christ jemals weigern zu vergeben? Unsere ganze Existenz hängt von der unschätzbaren Barmherzigkeit ab, die uns in Jesus Christus gewährt worden ist. Wir sind berufen, ebenso barmherzig miteinander umzugehen, und wir sind herausgefordert, Vergebungsbereitschaft vor einer Welt zu demonstrieren, die selbst nichts nötiger braucht als Gottes Vergebung.

Man kann es auch so sehen: Vergeben ist ein Segen und zugleich ein Schlüssel zu weiteren Segnungen. Wer nicht vergeben will, gibt damit auch jeden Anspruch auf die vielfältigen Segnungen des Vergebens auf. Aber wer vergibt, der erschließt die Wohltaten Gottes nicht nur den Menschen, denen er vergibt, sondern auch sich selbst. Und genau dazu sind wir berufen. Um es mit den Worten des Apostels Petrus zu sagen:

»Seid alle eines Sinnes, voll Mitgefühl und brüderlicher Liebe, seid barmherzig und demütig! Vergeltet nicht Böses mit Bösem noch Kränkung mit Kränkung! Stattdessen segnet; denn ihr seid dazu berufen, Segen zu erlangen« (1. Petrus 3,8-9).

Kapitel 9

Heikle Fragen, klare Antworten

*»Herr, du bist gütig und bereit zu verzeihen, für alle, die zu dir rufen,
reich an Gnade.«* Psalm 86,5

Ein junger Mann aus meinem Bekanntenkreis (nennen wir ihn Jim) ist der Ansicht, dass sich ein Mitchrist vor einigen Jahren an ihm versündigt hat. Es gab eine Auseinandersetzung über die Frage, wer denn nun was falsch gemacht habe, und schließlich hat Jim die Sache den Ältesten seiner Gemeinde vorgetragen. Sie sollten darüber befinden. Die Ältesten versuchten der Angelegenheit auf den Grund zu gehen, fanden aber zu wenige Anhaltspunkte, als dass sie die Schuld einem der beiden Kontrahenten hätten zuweisen können. Ein Wort stand gegen das andere; es gab keine weiteren Zeugen. Die Ältesten forderten schließlich Jim und den anderen Bruder auf, einander zu vergeben, und zogen damit einen Schlusstrich unter den Disput.

Doch Jim gab sich nicht damit zufrieden. Er hatte in einem populären christlichen Buch über Vergebung gelesen, dass Vergebung niemals gewährt werden kann, solange der jeweils andere nicht Buße tut und ausdrücklich um Vergebung bittet. Seitdem glaubt Jim, dass er berechtigt ist, dem Bruder die Vergebung zu verweigern, da dieser ja nicht bereit war, seinen Fehler einzugestehen. Jim will vor allem erreichen, dass er sein Recht bekommt, und so sucht er nun schon einige Jahre nach jemandem, der für ihn Partei ergreifen und die Angelegenheit neu aufrollen soll. Aber bis jetzt hat ihm fast jeder denselben Rat gegeben: »Das ist die Sache nicht wert. Dein Wort steht gegen das eines anderen Christen. Wie's wirklich war, das wird sich spätestens im Himmel herausstellen, und dann müsst ihr euch ohnehin wieder vertragen. Also lass die Sache besser ruhen. Sonst beginnt sie dein Leben zu beherrschen, und

du verpasst darüber manche Gelegenheit, im Glauben zu wachsen.«

Jim hat derartige Ratschläge bisher nie angenommen. Er ist überzeugt: Gott kann nicht wollen, dass er ein solches Unrecht einfach stillschweigend hinnimmt und dem anderen bedingungslos vergibt. Obwohl ihn mittlerweile einige Christen auf 1. Petrus 2,20-23 verwiesen haben, hat Jim es irgendwie geschafft, diese Aussagen aus seinem Kopf wegzu erklären. Und so ist er von Seelsorger zu Seelsorger gezogen auf der Suche nach jemandem, der ihn auf seinem Feldzug gegen jenen anderen Christen unterstützt, der ihm angeblich Unrecht getan hat. Obendrein ist sich Jim sicher, dass er das biblische Gebot aus Kolosser 3,13 wörtlich erfüllt (»Wie der Herr euch vergeben hat, so vergibt auch ihr«). Denn Gott vergibt ja schließlich auch nicht unabhängig von der Buße des Sünders! Damit hat Jim eine klare Anweisung zum Vergeben in eine Ausrede verwandelt, um diese Anweisung zu umgehen (zur Frage, inwiefern Vergebung von Bedingungen abhängt, vgl. Kapitel 6).

Ich habe keine Ahnung, wer in der ursprünglichen Auseinandersetzung im Recht war – Jim oder jener andere Christ. Es kann ja auch sein, dass beide teilweise Unrecht hatten. Aber selbst wenn es so wäre, dass die Schuld eindeutig beim anderen lag, halte ich es für grundverkehrt, dass Jim so hartnäckig auf der Sache herumreitet und seine unversöhnliche Haltung auch noch zu rechtfertigen versucht. Das ist doch genau eine der Situationen, in der wir die andere Wange hinhalten sollen (Mt 5,39). Wer unablässig Buch führt über derartige Verfehlungen und in persönlichen Streitigkeiten immer auf seinem Recht besteht, verletzt damit den Geist Jesu Christi.

Wie ich schon am Anfang gesagt habe: Viele, wenn nicht die meisten persönlichen Probleme, mit denen Christen zu ihren Seelsorgern gehen, haben mit verweigerter Vergebung zu tun. Davon bin ich fest überzeugt.

Rund um das Thema Vergebung ranken sich eine Reihe von heiklen Fragen. Einige davon sollen jetzt behandelt werden.

Darunter befinden sich die kniffligsten Fragen, die mir in über dreißig Jahren Seelsorge gestellt worden sind.

Was ist der Unterschied zwischen aufrichtiger Reue und einer bloßen Entschuldigung?

Aufrichtige Reue geht stets damit einher, dass man sich zu seinen Verfehlungen bekennt und bereit ist, die Dinge wieder ins Lot zu bringen. Eine bloße Entschuldigung ist dagegen oft nur eine Art Ausrede.

Das englische Wort für Entschuldigung ist in dieser Hinsicht verräterisch: »apology« kommt von dem griechischen Begriff »*apologia*«, und das bedeutet wörtlich »Verteidigungsrede«. Entsprechend hören sich viele Entschuldigungen auch an: »Tut mir leid, wenn ich dich verletzt habe, aber ...« Echte Reue dagegen zeigt sich im Eingeständnis der Verfehlung ohne Wenn und Aber – und in der Bitte um Vergebung: »Es war gedankenlos von mir, das so zu sagen. Bitte vergib mir.«

Vorsicht also vor floskelhaften Entschuldigungen, die nur der Selbstrechtfertigung dienen.

Wem sollen wir unsere Sünden bekennen?

Zuerst und zuletzt ist es Gott, dem wir unsere Schuld bekennen. Außerdem sind wir all denen ein Bekenntnis schuldig, die durch unsere Verfehlung verletzt worden sind. Der Kreis derer, denen wir unsere Schuld bekennen, sollte dem Kreis derer entsprechen, die Zeugen des ursprünglichen Vorfalls waren. Übertretungen vor aller Augen müssen auch in der Öffentlichkeit bekannt werden; persönliche Sünden sollten ausschließlich vor Gott ausgesprochen werden.

Was ist, wenn ich sündige Gedanken über einen anderen Menschen hege?

Nur tatsächliche Verletzungen erfordern auch, dass man sie dem betroffenen Menschen bekennt. Es wäre z.B. völlig unangemessen für einen Mann, der einen lüsternen Gedanken hatte, diesen Gedanken der Frau zu beichten, die das Objekt seiner Begierde war. In einem solchen Fall sollte man die Sünde Gott allein bekennen.

Das heißt aber nicht, dass man in jedem Fall um ein Bekenntnis herumkommt, nur weil sich das Opfer der Verfehlung nicht bewusst ist. Angenommen, ich habe jemanden verleumdet, dann kann es sein, dass der Betreffende niemals etwas davon erfährt. Aber Schuld und Schaden sind dennoch real. Die Schuld muss deshalb nicht nur denen eingestanden werden, die die Verleumdung aus meinem Mund gehört haben, sondern auch dem Menschen, über den ich die Unwahrheit verbreitet habe – auch wenn er bisher nichts davon wusste.

Soll ich meiner Frau meine Untreue beichten, auch wenn ich ihr damit womöglich mehr Kummer bereite, als wenn ich das Geheimnis für mich behalte?

Zweifellos verursacht das Bekenntnis einer Sünde in manchen Fällen genauso viel Schmerz wie die Sünde selbst. Dennoch glaube ich, dass bei Ehebruch der untreue Partner dem betrogenen Ehegatten auf jeden Fall diese Sünde beichten sollte.

Warum? Zum einen sind für Ehebruch immer zwei Menschen nötig. Derjenige, mit dem der Ehebruch verübt wurde, weiß von der Verfehlung. Es wäre fortgesetzter Treuebruch, wenn man das Geheimnis zwar mit diesem Menschen teilt, den eigenen Ehepartner aber darüber im Dunkeln lässt. Solange keine völlige Offenheit herrscht, solange ein Partner es noch nötig hat, Dinge zu verstecken und Geheimnisse zu schützen, solange wird die Einheit in der Ehe belastet und gestört sein. Etwas so Ernstes wie der Bruch

des Treueversprechens kann nicht geheilt werden, solange dem Ehepartner die Wahrheit vorenthalten werden muss. Wo die Verfehlung nicht bekannt wird, da gesellen sich unweigerlich neue Lügen und Täuschungsmanöver hinzu. Das wird letztlich die Ehe zerstören, unabhängig davon, ob es ursprünglich um einen einmaligen Seitensprung oder um wiederholten Ehebruch ging.

So schwer es also für den Betroffenen und für seinen Ehepartner sein mag: Aufrichtigkeit ist das oberste Gebot. Wenn der betrogene Partner auf anderem Weg die Wahrheit erfährt, wird der Schmerz noch um ein Vielfaches größer sein. Deshalb muss Ehebruch immer auch dem Partner bekannt werden.

Wie sollen wir mit wiederholten Verfehlungen gegen uns umgehen?

Jesus hat diese Frage ausdrücklich behandelt in Lukas 17,3-4: »Wenn dein Bruder sündigt, weise ihn zurecht; und wenn er sich ändert, vergib ihm. Und wenn er sich siebenmal am Tag gegen dich versündigt und siebenmal wieder zu dir kommt und sagt: Ich will mich ändern!, so sollst du ihm vergeben.« Wir sollen verschwenderisch und freudig vergeben, bereitwillig, großzügig und ohne Hintergedanken – auch beim x-ten Mal. Schließlich begehren wir alle auch immer wieder Sünden gegen Gott.

Wenn es begründeten Anlass zu der Vermutung gibt, dass der andere nur Reue vorgaukelt – was dann?

Normalerweise gebietet uns die Liebe, dass wir einem Menschen, der Reue zeigt, nur das Beste unterstellen (1Kor 13,7). Freilich finden wir in der Bibel auch Hinweise dafür, dass man in bestimmten Fällen Früchte der Buße als Beleg für die Ernsthaftigkeit der Umkehr erwarten kann (Mt 3,8; Lk 3,8).

Ein Ausleger hat den hypothetischen Fall gezeichnet, dass

jemand willkürlich einem ahnungslosen Menschen ins Gesicht boxt. Nach diesem Vorfall bittet der Schläger um Vergebung – und erhält sie auch. Augenblicke später schlägt er erneut grundlos zu. Das Spiel wiederholt sich noch einige Male. Jedes Mal gesteht der Schläger seine Verfehlung ein; jedes Mal vergibt ihm das Opfer. Und nun sagt der Ausleger: Genauso sind die Worte Jesu zu deuten: »Wenn er ... siebenmal wieder zu dir kommt und *sagt*: Ich will mich ändern!, so sollst du ihm vergeben.« Der Schläger muss also nur das eine tun: seine Reue förmlich erklären – und schon ist das Opfer verpflichtet, ihm zu vergeben.

Aber das ist natürlich eine allzu spitzfindige Interpretation der Aussagen Jesu. Unser Herr hat seinen Jüngern nicht befohlen, ihren Verstand abzuschalten, wenn sie die Reue eines Menschen beurteilen sollen. Nichts im Zusammenhang von Lukas 17,3-4 erlaubt die Annahme, dass es sich in dem von Jesus beschriebenen Fall um vorsätzliche Angriffe mit anschließender geheuchelter Buße handelt.

Tatsächlich muss man damit rechnen, dass es durchaus Fälle von geheuchelter Buße geben kann. Absichtliche, wiederholte Angriffe, begleitet von wortreichen Entschuldigungen, sind Ausdruck eines durch und durch bösen Charakters und einer zynischen Verachtung der Wahrheit. Johannes der Täufer hat den Pharisäern die Taufe verweigert und zuerst gefordert, dass sie die Aufrichtigkeit ihrer Buße unter Beweis stellen sollten (Mt 3,8).

Manchmal wäre es also verkehrt, würde man die bloße Erklärung von Reue ungeprüft akzeptieren – besonders wenn jemand absichtlich und wiederholt gegen die Regeln verstößt.

Trotzdem – auch nach mehrfachen Verletzungen muss der Betroffene bereit sein zu vergeben – und zwar *gern* zu vergeben, solange nicht zwingende Gründe vorliegen, um die Ernsthaftigkeit der Reueerklärung anzuzweifeln. Auch der notorischste Sünder sollte nicht einfach und für alle Zeit abgeschrieben werden; vielmehr muss vollständige Vergebung für ihn und Versöhnung mit ihm das Ziel bleiben.

In welchen Fällen ist Wiedergutmachung nötig?

Wiedergutmachung ist immer dann angebracht, wenn eine Verfehlung einen Schaden oder Verlust verursacht hat. Dass dem Schuldigen Vergebung gewährt worden ist, macht Ausgleichsleistungen nicht von vornherein überflüssig, besonders wenn der entstandene Schaden mess- oder zählbar ist. Einerlei ob der Schaden absichtlich (z.B. durch Diebstahl) oder versehentlich (durch Nachlässigkeit oder Fahrlässigkeit) zustande kam – es sollte Wiedergutmachung geleistet werden.

Nach dem mosaischen Gesetz sollte jede Wiedergutmachung so genau wie möglich dem entstandenen Schaden entsprechen (3Mo 24,18-21). Wenn jemand fahrlässig den Tod eines Ochsen seines Nachbarn verschuldet hat, dann musste er ihm den Gegenwert eines Ochsen bezahlen (2Mo 21,33-34). Bewusster Diebstahl wurde mit erhöhter Wiedergutmachung geahndet: Wer sich von anderen Geld erschlichen hatte, musste einen um 20% höheren Betrag zurückzahlen (3Mo 5,24; 4Mo 5,6-7). In bestimmten Fällen von Diebstahl musste der Täter den zweifachen Wert bezahlen (2Mo 22,3.6.8); bei Viehdiebstahl konnte sich der Anspruch des Geschädigten sogar bis zum Vier- oder Fünffachen erhöhen (2Mo 21,27).

Zachäus wollte den Menschen, die er betrogen hatte, den vierfachen Betrag zurückzahlen und damit mehr, als das Gesetz verlangte (Lk 19,8). Jedes aufrichtige Bekenntnis von Schuld sollte einhergehen mit einer solchen Bereitschaft, den Schaden auszugleichen und im Wortsinn wiedergutzumachen.

Wiedergutmachung darf niemals als verdienstvolle Sühneleistung betrachtet werden. Der einzige Zweck der Wiedergutmachung ist der Ausgleich des entstandenen Schadens. Wo nach dem mosaischen Gesetz Erstattung über den tatsächlichen Schaden hinaus gefordert wurde, da geschah das sowohl zur Strafe als auch zur Abschreckung.

Der Geschädigte ist natürlich frei, auf Wiedergutmachung zu verzichten. Er muss nicht unbedingt darauf bestehen, dass ihm der Schaden ersetzt wird. Aber die Entscheidung darüber liegt allein in

seiner Hand. Wer dagegen einen Schaden verursacht hat und sein Fehlverhalten ernsthaft bereut, muss auch bereit sein, den Schaden wiedergutzumachen, so weit es eben geht (vgl. Mt 18,26.29).

Wie kann Wiedergutmachung aussehen im Fall von Lüge, Verleumdung, Verachtung der Eltern – also bei Sünden, denen kein konkret messbarer Schaden entspricht?

In manchen Fällen ist es nicht möglich, einen genauen Ausgleichsbetrag festzusetzen, und doch muss Wiedergutmachung erfolgen. Lügen müssen bekannt werden, und die Wahrheit muss mindestens so nachdrücklich verbreitet werden, wie vorher die Lüge verbreitet worden ist. Üble Nachrede muss korrigiert werden, und der Schuldige muss ernsthaft alles versuchen, um den beschädigten Ruf und die Ehre des Verleumdeten wiederherzustellen.

Wiedergutmachung beginnt in allen solchen Fällen mit dem demütigen Bekenntnis der Verfehlung und mit der erklärten Bereitschaft, die Folgen des Bösen zu mindern und auszugleichen.

Muss man immer auch vergessen, wenn man vergibt?

»Vergeben und vergessen«. Der Ausdruck ist längst sprichwörtlich geworden. Wenn wir jemandem vergeben, versprechen wir damit zugleich, dass wir den Vorfall gänzlich vergessen werden?

Ja und nein. Es ist offensichtlich nicht möglich, die Erinnerung an eine Verletzung restlos zu tilgen. Und je gravierender die böse Tat war, umso hartnäckiger wird sich die Erinnerung daran dem Opfer ins Bewusstsein drängen.

Manche sind tatsächlich der Ansicht, dass Gott unsere Sünden vergisst, wenn er vergibt. Sie berufen sich dabei auf Hebräer 8,12 und 10,17: »Ich verzeihe ihnen ihre Schuld, und an ihre Sünden denke ich nicht mehr.« Oder auf Jesaja 43,25: »Ich, ich bin es, der

um meinetwillen deine Vergehen auslöscht, ich denke nicht mehr an deine Sünden.«

Aber diese Verse besagen eben nicht, dass Gott unsere Sünden vergisst. Vielmehr steht hier: Gott denkt nicht mehr an sie. Was ist der Unterschied? Etwas vergessen heißt, dass man keine Erinnerung daran hat. Offensichtlich hat der allwissende Gott nicht sein Gedächtnis verloren, was unsere Übertretungen angeht. Aber er will sie sich nicht mehr in Erinnerung rufen. Er hat versprochen, sie nicht wieder zur Sprache zu bringen.

Genau das ist das Merkmal der Vergebung: Wer vergibt, versichert dem anderen, dass er ihm die Verfehlung nicht noch einmal vorhalten wird. Jay Adams spricht von einem dreifachen Versprechen: »Sie versprechen, dass Sie die Sünde des anderen weder ihm noch anderen, noch sich selbst vorhalten werden. Die Sünde ist begraben.«¹³

Wenn ich mir selbst nicht vergeben kann – was dann?

Ich stelle fest, dass einige Autoren behaupten, es sei notwendig, dass Menschen sich auch selbst vergeben. Nirgendwo in der Bibel kann ich einen Beleg für diese Ansicht finden. Mir sind schon viele Menschen begegnet, die *behauptet* haben, dass sie sich selbst nicht vergeben können. Aber bei näherer Betrachtung hat sich meistens herausgestellt, dass es sich um eine Äußerung sündigen Hochmuts handelte, oft noch verschlimmert durch eine philosophische Vergötzung des Selbstwerts. Wer sich ständig beklagt, dass er sich selbst nicht vergeben kann, erhofft sich davon oft tröstende oder schmeichelnde Worte von anderen und versucht damit den Schmerz zu betäuben, den sein Selbstwertgefühl durch Schuld erlitten hat.

Jay Adams liefert eine gute Erläuterung dieser Frage. Er schreibt:

13 Jay Adams, »From Forgiven to Forgiving«, a.a.O., S. 25.

»Das Problem liegt ganz woanders. Die empfundene Trauer lenkt nur davon ab, dass solche Menschen im schlechtesten Sinne sich selbst vergeben wollen – sie wollen nämlich alles hinter sich lassen, wollen die Vergangenheit ein für alle Mal begraben.

Dabei wissen sie ganz genau, dass es damit nicht getan ist. Vergebung ist nur der Anfang; sie befreit von der Schuld. Diesen Menschen ist aber auch bewusst, dass sie immer noch dieselben sind, die Unrecht getan haben. Obwohl ihnen vergeben ist, haben sie sich nicht geändert. Aber das können sie nicht in Worte fassen, und deshalb verwenden sie eine Redeweise, die sie um sich herum hören, und verleihen damit ihrem Wunsch nach einer Veränderung Ausdruck. Diese Veränderung soll garantieren, dass sie niemals wieder etwas Derartiges tun werden. Als Seelsorger gehe ich mit solchen Menschen die Probleme an, die zu ihrem Fehlverhalten geführt haben, und leite sie an zu einem christlichen Lebenswandel. Und wenn ich dann später frage: »Haben Sie immer noch das Problem, dass Sie sich nicht vergeben können?«, dann antworten sie durchweg mit »Nein.«¹⁴

Wenn die Verletzung so schwer war, dass ich immer noch darunter leide – sollte ich dann nicht besser warten mit dem Vergeben? Andernfalls müsste ich unehrlich sein, und dann wäre die Vergebung doch nur geheuchelt.

Einige Verfehlungen, besonders wenn es sich um Untreue in der Ehe handelt, verursachen so schweren Kummer, dass manche Betroffene zu dem Schluss kommen, es sei in *ihrem* Fall in Ordnung, wenn sie die Vergebung zurückhalten. Sie argumentieren, dass die Anweisungen Jesu in Sachen Vergebung für den Umgang mit den kleineren alltäglichen Verletzungen ja durchaus brauchbar sind, aber ein derart schweres Vergehen rechtfertige doch sicher, dass

14 Jay Adams, »From Forgiveness to Forgiving«, a.a.O., S. 64.

man sich erst etwas Zeit lässt, damit die eigenen Gefühle zur Ruhe kommen können.

Wer diesen Weg einschlägt, tut sich freilich nichts Gutes. Die unklaren Gefühle werden nicht dadurch weniger, dass sie vor sich hingären, und die erlittene Verletzung wird durch den anhaltenden Groll eher noch verschlimmert.

Jesus fordert uns in vielen seiner Aussagen zum Thema Vergebung auf, dass wir eben *nicht* unseren Gefühlen nachgeben sollen. Den eigenen Gefühlen zu erlauben, dass sie die Kontrolle übernehmen und uns dahin treiben, dass wir unsere Berufung vernachlässigen oder gar verletzen – das wäre nichts anderes als Sinnlichkeit. Und Sinnlichkeit ist verhängnisvoll, ganz gleich, ob sie zu Sünden wie Wollust und Ehebruch führt, oder ob sie uns hindert zu vergeben.

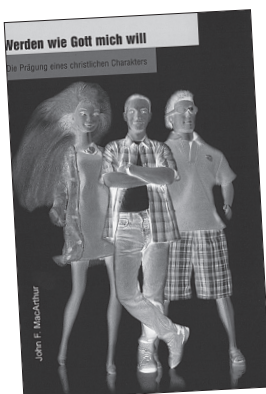
Vergebungsbereitschaft ist in erster Linie eine Frage des Willens. Es hat nichts mit Heuchelei zu tun, dass man vergeben will, auch wenn die eigenen Gefühle noch nach Rache schreien. Deshalb: Es geht doch darum, Gott zu gehorchen, ganz gleich, ob Sie sich danach fühlen oder nicht. Wenn Sie sich bewusst entscheiden, dem Groll und dem Selbstmitleid keinen Raum zu geben, dann werden auch die bitteren Gefühle mit der Zeit verschwinden. Mehr noch: Der Herr selbst wird den Aufruhr in Ihrem Herzen stillen. Er kann Ihnen auch gute Gefühle schenken, wenn Sie sich nur ihm hingeben.

Letztlich ist eine bewusste, freie Entscheidung zu vergeben der einzige Weg, um das Herz von den Fesseln solcher widerstreitender Gefühle zu befreien.



John F. MacArthur

Werden wie Gott mich will



Paperback, 224 Seiten
ISBN 978-3-89397-276-0

Aus dem Autoren-Vorwort: »Es ist mein Wunsch, dass dieses Buch Sie erweckt, dass es Ihr Herz ermutigt in Bezug auf solche Gesinnungen, die biblische Schlüsselpositionen einnehmen und Sie motivieren sollen. Im Blick darauf wollen wir 13 fundamentale Einstellungen untersuchen, von denen die Bibel lehrt, dass alle echten Nachfolger Jesu sie besitzen – aber sie auch mehr und mehr entwickeln müssen.«

Kapitel 1-5: Grundlagen

Kapitel 6: Wachstum

Kapitel 7-9: Tugenden

Kapitel 10: geistliche Stärke

Kapitel 11: Disziplin

Kapitel 12: Anbetung

Kapitel 13: Hoffnung



John F. MacArthur
Kindererziehung



Paperback, 224 Seiten
ISBN 978-3-89397-254-8

Endlich das Patent-Rezept mit Erfolgsgarantie zur Problematik »Erziehung und Familienleben«?

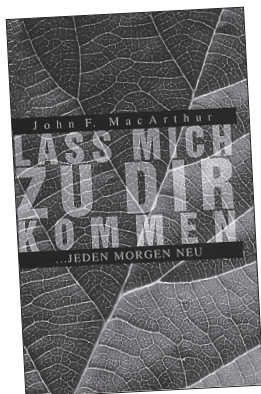
Doch dieses Buch bietet keine neue Erziehungs-Methode und ist auch keine Abhandlung über Kinder-Psychologie. Pragmatische Lösungen sind ebenfalls nicht gefragt. Worum es hier geht, sind die zeitlosen Prinzipien einer biblisch orientierten Erziehung.

»Der Markt wird überschwemmt von verkehrten Erziehungsmodellen. Wir stehen einer Flut von sogenannten christlichen Elternratgebern gegenüber, doch echte biblische Hilfen sind in der Tat rar«, sagt John MacArthur. Hier seine Alternative, die den Eltern helfen soll, sich ihrer Verantwortung bewusst zu werden und sie mit Gottes Hilfe zu erfüllen.



John F. MacArthur

Lass mich zu Dir kommen



Hardcover, 386 Seiten

ISBN 978-3-89397-375-0

»Wie neugeborene Kindlein seid begierig nach der vernünftigen, unverfälschten Milch, auf dass ihr durch dieselbe wachset« (1Petr 2,2).

Doch leider findet man diesen »Heißhunger« auf Gottes Wort äußerst selten. Die meisten Christen leiden in dieser Beziehung an Appetitlosigkeit!

Aber echtes, geistliches Wachstum ist nur möglich, wenn wir uns täglich dem Wort Gottes aussetzen und die Nähe Gottes suchen, um so durch den Geist Gottes in das Bild Christi umgestaltet zu werden. Leider scheitert dies bei vielen an der dazu nötigen Disziplin und Planung.

Hier kann das vorliegende Buch helfen. Es bietet eine tägliche Andacht und dringt dabei bei der Bibelauslegung in die Tiefe.